118

Das

Rothe Gold.

Ein Roman

von

Theodor Hermann Pantenius,

Verfasser von „Wilhelm Wolfschild", „Allein und Frei", „Im Gottesländchen" u. s. w.

42874.

Bibliotheca universitatis Jurievensis.

AKADEMISCHE MUSSE in DORPAT.

Hamburg. Gebrüder Behre's Verlag.

Mitau. E. Behre's Verlag.

1881.

Rt.

Bibliotheca Universitatis Tartuensis (Dorpatensis)

4937

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Erstes Kapitel.

Meine Herren, der Leuchtthurm von Strommünde!

„Coeur-König, Herr Baron, Coeur-König. — Was ist es mit dem Leuchtthurm von Strommünde, mein Alterchen?“

Kapitän Johanson fuhr mit der Rechten über seinen langen, blonden Bart und blickte erstaunt auf den Sprecher herab. „Ich hatte Sie so verstanden, als ob Sie seit Jahr und Tag nicht zu Hause gewesen wären,“ meinte er, wie entschuldigend.

„Der Kapitän erwartet eine Thräne der Rührung in Ihrem Auge schimmern zu sehen,“ rief der Baron Westhoven, „eine Freudenthräne über die glückliche Heimkehr ins Vaterhaus. Thun Sie ihm, wenn Sie irgend können, den Gefallen, Herbeck. Sie müssen nicht auf den Treffbuben setzen, Herr Graf, der fällt immer für mich.“

„Im Gegentheil, im Gegentheil, Kapitän Johanson meint, ich müsse eine Thräne des Schmerzes weinen,

weil die schöne Zeit der Freiheit vorüber ist. Ich wette sechs Flaschen Champagner, das ich recht habe!"

„Ich halte die Wette! ich halte die Wette!" riefen die beiden anderen.

„Nun heraus mit der Sprache, mein Alterchen. Wer hat gewonnen? Ich wette noch sechs Flaschen Rothwein, daß ich gewonnen habe."

Kapitän Johanson blickte von dem einen der Herren zu dem andern und wußte nicht, was er antworten sollte. In solchen Fällen erwiderte er garnichts, sondern zog sein Taschentuch und rieb sich mit demselben anhaltend die Stirn.

Das half ihm aber in diesem Falle nichts. Der Baron drang so lange in ihn, bis er gegen Herbeck entschied.

„Da haben Sie es, Johanson," rief dieser, „das hat man von seinem Vaterlande! Nichts als Unannehmlichkeiten. Sobald ich mich seiner Küste nähere, schlägt jede Karte fehl und ich muß den bloßen Anblick des Leuchtthurmes, der mir noch gar nicht einmal zu Theil geworden ist, mit zwölf Flaschen Schamroth bezahlen. Sie haben mir Unglück gebracht mit Ihrem Leuchtthurm, Johanson! Versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie nie wieder einen jungen Mann, der so unglücklich ist, nach nur dreijähriger Abwesenheit schon wieder nach Hause zurückkehren zu müssen, auf diesen Leuchtthurm aufmerksam machen werden! Da — schlagen Sie ein!"

Kapitän Johanson schlug nicht ein, sondern lächelte verlegen und operirte wieder mit seinem Taschentuche. Dann steckte er dasselbe mit einer hastigen Bewegung in die Brusttasche, lachte laut auf, rief: „Famos!" und ging davon.

Die drei saßen auf dem Deck des fälligen Lübeckdampfers, tranken Champagner und spielten „Meine Tante — deine Tante“. Sie thaten Beides schon seit drei Tagen, wenn sie auch auf das einfache „Meine Tante — deine Tante“ erst in den letzten Stunden gekommen waren. „Was, um alles in der Welt,“ hatte der Graf gesagt, „soll man auf so einem abscheulichen Schiff Verständiges thun als spielen!“ —

„Was,“ hatte der Baron gerufen: „können drei junge, rüstige Männer wol Besseres vornehmen, als zweiundfünfzig Karten?“

„Ich wette fünf Pfund Sterling gegen einen Papierrubel, daß sich die Zeit mit ihrer Hilfe am besten todtschlagen läßt,“ hatte Herbeck gemeint.

So spielten sie denn, und auch jetzt noch warf keiner von ihnen auch nur einen Blick auf die immer mehr sichtbar werdenden Umrisse der heimischen Küste, auf das silbern glänzende, fast bewegungslose Meer oder auf das rege Treiben auf der Rhede, der sie immer näher kamen. Drei große Dampfer strebten zugleich mit der „Hansa“ der Mündung des Stromes zu und alle vier überholten bald die schwerkeuchenden Bugsirdampfer, die, mit einigen Segelschiffen hinter sich, wacker auf den Leuchtthurm zuarbeiteten. Rechts und links bildeten gewaltige, bewegungslose Segelschiffe oder Dampfer, die aus den neben ihnen liegenden Lichtern den letzten Rest der Ladung einnahmen, gleichsam Spalier, während kleine Jollen und Schiffsboote den Verkehr zwischen ihnen vermittelten. Nach rechts hin, dort, wo die Küste in weitem Bogen den Meerbusen einfaßte, erblickte man Fischerboote, die immer kleiner und kleiner zu werden schienen, bis die entferntesten nur noch wie

schwarze Pünktchen aussahen, und hinter ihnen schloß der sich über dem weißen Dünensande erhebende dunkle Föhrenwald das Bild ab.

Jetzt bewegte sich das Schiff nur noch langsam vorwärts, erzitterte, schoß noch ein paar Schiffslängen vor und hielt dann. Der Lootse und die Zollwächter kamen an Bord, die Schraube setzte sich wieder in Bewegung und das Schiff eilte weiter, während die weißen Wellen, die sich hinter ihm, wie die Schwanzfedern eines Tropenvogels herzogen, nun wider die Ufer des Stromes brandeten.

Vorüber ging es jetzt an dem weißen Leuchtthurm, den grünen Wällen der Festung und den schlanken Masten der zahlreichen Schiffe, die hier auf günstigen Wind zum Auslaufen warteten. Schon wurde die „weiße Kirche" sichtbar, die so viel Herzen Heimkehrender freudig begrüßten, schon der Vorhafen mit seiner langen Reihe von Dampfern, die hier luden oder löschten, schon blitzten endlich weit hinten im Lande die goldenen Kreuze auf den Thürmen von St. Matthäi und St. Nikolai.

Die „Hansa" hatte es eilig, denn sie mußte vor der Dunkelheit an der Landungsbrücke sein und die Sonne neigte sich schon mehr und mehr dem Horizont zu. Ihre Strahlen färbten die Fabriken am linken Ufer feurig roth, sie tauchten das ferne Bild der Stadt in rothe Glut, und die Wasser des Stromes fluteten heran wie lauteres Gold.

Georg Anrath, der am Bug des Schiffes stand, schaute hinab in das rothe Gold, und es war ihm, als ob es ihm entgegentrieb. Ja, so war es. Der Fluß und die Stadt an seinen Ufern und die Schiffe an den

Quais, sie boten Gold genug, dem Fleißigen, dem Klugen, dem Kühnen. Sie boten Gold genug, um ihm und seiner Mutter die Möglichkeit zu gewähren, ihren heißesten Wunsch zu erfüllen und dann ein Leben zu führen, reich an Ehren und Ansehen, an Muße und Glück.

„Blicken Sie auf das Wasser," rief Marholt, der schon seit einer Weile neben Anrath stand, „sieht es nicht aus wie flüssiges Gold? Ja, wie Gold! Es liegt auch viel Gold in dem Lande da, viel Gold, man muß es nur zu heben wissen. Ja, das Gold! Wer es nicht hat, dem verzehrt die Lust darnach Leib und Seele, während der, der es hat, von der Geburt an vollauf hat, es nicht schnell genug los werden kann. Wissen Sie, wie viel der junge Herbeck an die Herren verloren hat?

„Nein!"

„Ich hörte es im Vorübergehen: dreitausend Rubel."

„Dreitausend Rubel! Das ist eine große Summe!"

„Na, ob es eine große Summe ist! Was meinen Sie, wenn wir 3000 Rubel hätten! Geben Sie mir 3000 Rubel und ich werde in zehn Jahren 30,000 Rubel haben und in zwanzig Jahren 300,000 Rubel. Versuchen Sie es! Geben Sie mir 3000 Rubel!"

Anrath lächelte. „Ich bin der Rechte," sagte er nicht ohne Bitterkeit, „den man um 3000 Rubel bittet!"

„Na ja, ich weiß ja. Aber versuchen Sie es. Geben Sie mir 3000 Rubel und Sie werden etwas erleben. Sie werden einen Mann sehen, der in die Höhe geht wie ein Pfeil. So!"

Marholt fuhr mit seiner Rechten kerzengerade in die Höhe.

„Und Männer, wie wir," fuhr er fort, „Männer,

die den Werth des Goldes kennen, die haben kein Geld, während so ein" — hier blickte Marholt um sich — „so ein Laffe, so ein Taugenichts, wie dieser junge Herbeck das Geld zum Fenster hinaus werfen kann nach Herzenslust! Was sage ich, zum Fenster hinaus werfen — da fällt es doch wenigstens auf die Straße, und umsichtige Leute, die vorüber gehen, bücken sich und heben es auf — nein, in den Fluß werfen kann er es, in das Meer, wo es am tiefsten ist."

„Nun, sein Vater hat es wenigstens erwerben müssen. Der hat mit nicht mehr angefangen als wir."

„Ne, ne, ne, ne, so arg ist das nicht, so arg ist das garnicht. Der alte Herbeck hat mit 5000 Pfund Sterling angefangen, mit richtigen 5000 Pfund Sterling."

„Er war aber doch eine arme Waise?"

„Gewiß, und er ist im Waisenhause erzogen worden, er hat aber trotzdem mit 5000 Pfund Sterling angefangen, mit 5000 Pfund Sterling, die ihm der alte Leckpatrik testamentarisch hinterlassen hat."

„Wirklich?"

„Verlassen Sie sich darauf. Der alte Leckpatrik muß ein wunderlicher Kauz gewesen sein Er soll jahraus, jahrein auf seinem Höfchen (Landhaus vor der Stadt) gesessen und gegen jedermann gejammert haben, daß er noch einmal verarmen würde und was dann aus ihm werden sollte. Das heißt, er hat das nur so lang so getrieben, bis die Nichte, die Dora Leckpatrik ins Haus kam. An der hat er einen Affen gefressen gehabt und ihr zu Liebe in den letzten Jahren gelebt wie ein Fürst."

„Sie sprechen von der Frau Generalkonsul?"

„Natürlich. Das ist ein merkwürdiges Frauen-

zimmer. Erst hat sie ihren Vater ruinirt, obgleich er ein großes Geschäft hatte, und nachher hätte sie auch ihren Onkel zum Bankrott gebracht, wenn der nicht noch rechtzeitig gestorben wäre. Wenn sie ihren Mann nicht schon längst zu Grunde gerichtet hat, so liegt das nur daran, daß dessen Glück doch noch größer ist als ihre Verschwendung."

„Sie sagten, daß der alte Leckpatrik Herbeck 5000 Pfund Sterling hinterließ?" fragte Anrath, der aufmerksam zugehört hatte.

„Ja," war die Antwort, „ihm und dem alten Hartwinkel. Herbeck war bei ihm Prokurist und Hartwinkel Kassirer."

„Nun und nach seinem Tode heirathete die Nichte Herbeck?"

„Nun noch nicht gleich. Sie müssen nicht glauben, daß die jemals einen armen Mann geheirathet haben würde. Ne, da kennen Sie Buchholzen schlecht! Aber der Herbeck ging, sobald er sich selbständig etablirt hatte, auf wie frisch Brot, in ein paar Jahren war er ein reicher Mann. Er muß wie ein Toller spekulirt und fabelhaftes Glück gehabt haben. Als er nun ein reicher Mann geworden war und ein Jeder sich sagen mußte, daß er einmal ein Millionär werden würde, da fand ihn die Dame gut genug, um ihn auch ihrerseits zu einem solchen zu machen. Und er hat solch ein Glück verdient, das muß man sagen. Herr du meines Lebens, was macht der Mann mit seinem Gelde? Und wie parirt ihm alles! Was er ausspuckt, das wischen tausend Menschen auf! Aber auch sonst! Wie hält er z. B. den alten Hartwinkel! Wie ein rohes Ei. Der Alte ist der einzige Mensch in ganz Hansaburg, der sich

den Kukuk was um Herbecks Willen schert und dabei behandelt ihn dieser doch wie einen Vater. Und warum? Weil die alte Ohreule einmal mit ihm in demselben Geschäft gearbeitet hat. Die Leute behaupten zwar, Hartwinkel sei eigentlich die Seele des Geschäfts und Herbeck sei nur so reich geworden, weil er stets Hartwinkels Rathschläge befolgte, aber das ist Blech. Wer den Generalkonsul kennt, der weiß, daß das Blech ist. Und ich sage Ihnen, der alte Esel spricht Ihnen manchmal mit dem Herbeck in einem Tone — na, ich möchte den sehen, der sich außer ihm und der Frau Dora dergleichen heraus nehmen wollte."

„Herbeck ist wol Millionär?"

„Na und ob! Wissen Sie, wie hoch ich ihn schätze? Na, ich will ganz billig rechnen, ganz billig, aber drei Millionen kommen mindestens heraus. Drei Millionen! Das ist kein Pfannenstiel! Und das liegt nicht brach, das arbeitet, das verdient! Was sind allein die zwölf Schiffe werth und die Speicher und die Oelfabrik und das Gut Sudohn mit seinen Ziegeleien und Kalköfen und seiner Branntweinbrennerei und seiner Bierbrauerei? Und dann das Haus in der Stadt und das Höfchen in Waldberg und die Villa am Strande! Was ist das werth? He? Nein, der Generalkonsul hat alles, was ein Menschenherz irgend begehren kann: Geld wie Heu, eine schöne, elegante Frau, prächtige Häuser, schöne Pferde — er hat effektiv alles."

„Nun, meine Herren, noch eine Viertelstunde und Sie sind zu Hause." Mit diesen Worten unterbrach Kapitän Johanson das Gespräch.

„Gott sei Dank, ja," erwiderte Anrath.

„Na ja, zu Hause ist man," meinte Marholt, „aber

damit ist an und für sich noch wenig gewonnen. Was hilft mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist, was hilft es mir, zu Hause zu sein, wenn ich kein Haus habe?"

„Nun, das Haus wird sich schon finden und eine schmucke Hausfrau dazu," erwiderte Johanson gutmüthig, und sah Herbeck entgegen, der mit großen Schritten auf ihn zukam.

„Hören Sie, Alterchen, können Sie mir wol auf drei Tage 3000 Rubel leihen?" fragte dieser mit lauter Stimme.

Kapitän Johanson prallte zurück. „Was soll ich?" fragte er. Er traute seinen Ohren nicht.

Herbeck lachte und wiederholte seine Frage.

„Dreitausend Rubel soll ich Ihnen leihen? Dreitausend Rubel soll Kapitän Johanson von der Hansa Ihnen leihen? Himmeldonnerwetter, Sapperloth! Potz Mohren und Granaten!"

Herbeck lachte wieder. „Rücken Sie nur heraus damit, Alterchen," sagte er. „Ich bemühe Sie ungern, aber es handelt sich um eine Ehrenschuld, die bis morgen Mittag bezahlt sein muß. Nun muß ich ohne Zweifel noch heute Abend an den Strand, und Sie werden selbst einsehen, daß ich doch dieser Lumperei wegen nicht gleich am ersten Vormittag wieder in die Stadt kommen kann."

„Aber, bester Herr, wie soll ich denn zu 3000 Rubel kommen? Ich will nie Bornholm gesehen haben, wenn ich Ihnen auch nur 300 Rubel geben könnte."

Herbeck nahm den abschlägigen Bescheid gleichmüthig hin. „Nun, dann nehmen Sie wenigstens eine Cigarre," sagte er und hielt dem verdutzten Kapitän die geöffnete Tasche hin. Dann fragte er, zu den jungen Leuten gewandt: „Wovon sprachen die Herren?"

Marholt erwiderte, nicht ohne eine gewisse Ehrerbietung in Ton und Haltung, daß das wie rothes Gold erglühende Wasser sie darauf gebracht habe, wie viel leichter doch in Hansaburg Geld verdient werden könne, als im Auslande.

„Ach das langweilige Geld," erwiderte Herbeck, „es lohnt wirklich nicht, von dem dummen Dinge zu reden. Aber wissen Sie, was famos sein wird? Wieder einmal am Spieß gebratene Brätlinge zu essen und einen guten Schnaps zu trinken. Was wahr ist, muß wahr bleiben: in Bezug auf die Zubereitung der Brätlinge und in Hinsicht des Schnapses marschiren wir an der Spitze der Civilisation!"

Ungleich erregter als Herbeck war Kapitän Johanson. Er konnte sich, selbst als er wieder neben dem Lootsen auf der Kapitänsbrücke stand, noch gar nicht fassen. „Diese Russen!" rief er, indem er sich zu einem neben ihm sitzenden Weinreisenden wandte, „diese Russen! Da kommt dieser junge Herbeck auf mich zu, als ich mich gerade mit ein paar Herren unterhalte und fragt ganz laut: Alterchen, können Sie mir nicht auf drei Tage 3000 Rubel leihen? Ich bitte Sie, ich soll ihm 3000 Rubel leihen! Ich, Kapitän Johanson! Und er fragt noch dazu ganz laut, als ob er wissen wollte, wie viel es an der Zeit sei. Ich bitte Sie, ein Anderer hätte mich doch wenigstens beiseite geführt, daß ihn kein Mensch hört, und hätte mich an den Rock gefaßt und gesagt: Herr Kapitän — hätte er gesagt — mein Leichtsinn hat mich in eine verdammte Lage gebracht. Ich habe gespielt, ich habe verloren, ich habe unsinniges Geld verloren. Um Gotteswillen, helfen Sie mir. Aber nichts davon! Für diese Russen sind 3000 Rubel so

viel wie 3000 Spielmarken. Nein, diese Russen, diese Russen!"

Das Schiff fuhr jetzt langsam, ganz langsam unter die übrigen am Quai liegenden hinein, ging wieder zurück, dann wieder vor und und lag endlich an der Landungsbrücke. Die Matrosen warfen die zusammengerollten Taue auf die Brücke, Männer in zerrissenen Kleidern, die auf dem Steg umherlungerten, ergriffen sie hastig und eilten mit ihnen einem Pfahl zu, Stege wurden an Bord geschoben. Man war am Ziel.

Das Gepäck durfte der Zollrevision wegen erst am folgenden Tage abgeholt werden, die Passagiere konnten das Schiff aber sofort verlassen. An den Ausgängen entstand ein heftiges Gedränge und allerlei Stimmen riefen einander in der hereinbrechenden Dunkelheit zu: „Auf Wiedersehen im Hôtel St. Petersburg, morgen Mittag! Kapitän, haben Sie drei Faß Bordeaux an Bord für Schweizer und Schmalz? Droschke besorgen und herkommen!"

Als der junge Herbeck die Landungsbrücke betrat, stürzte ein Mann in Livree auf ihn zu, ergriff seine Rechte und küßte sie mehrmals.

„Na, laß es gut sein, Hans," sagte Herbeck, „ist der Wagen da?"

„Jawol, gnädiger Herr!"

„Ist Papa noch in der Stadt?"

„Nein, der Herr Generalkonsul ist schon hinausgefahren, aber er erhielt das Telegramm aus Strommünde noch. Der Herr Generalkonsul lassen bitten, der gnädige Herr möchten auch gleich herauskommen."

Auf der Straße hielt ein offener Landauer, vor dem vier prächtige Schimmel sich ungeduldig hin- und

herbewegten. Als Herbeck an den Wagen trat, zog der Kutscher seine Sammetmütze. „Gottlob, daß Sie wieder zu Hause sind, gnädiger Herr," sagte er in russischer Sprache

„Ah Cyprian! Na, wie geht es, mein Alterchen?"

Hans warf seinem Herrn einen breit gehaltenen Mantel um und riß den Wagenschlag auf. Als Herbeck eben einsteigen wollte, wurde er Marholt und Anrath gewahr, die eben die Landungsbrücke verließen. „Fahren Sie auch an den Strand, meine Herren?" fragte er.

„Ich nicht, ich eile zu meiner Mutter," erwiderte Anrath.

„Ich muß an den Strand," versetzte Marholt. „Ich will mir Post nehmen."

„Warum? Steigen Sie zu mir in den Wagen."

„Werde ich Sie nicht geniren?"

„Adieu, Herr Anrath, auf Wiedersehen. Nicht im mindesten, Marholt. Im Gegentheil. Kommen Sie, steigen Sie ein. Sie werden es mir aber nicht übel nehmen, wenn ich nicht gerade sehr unterhaltend bin, denn der verdammte Champagner hat mich schläfrig gemacht."

Marholt stieg in den Wagen, Hans schlug die Wagenthüre zu und schwang sich auf den Bock.

„Vorwärts!" rief Herbeck. Die vier Schimmel zogen an und flogen im schnellsten Trab den Quai entlang der Brücke zu.

Zweites Kapitel.

Georg Anrath eilte unterdessen mit raschen Schritten die Straße entlang. Er hatte sich immer wieder gesagt, daß die Mutter ihn noch nicht erwarten konnte und daß er daher nicht hoffen durfte, sie auf der Landungsbrücke zu sehen und doch hatte er es schmerzlich empfunden, als sie nun wirklich nicht da war. Aber nun, noch eine Viertelstunde und er lag in ihren Armen. Und dann — er war ja immerhin schon zu Hause. Wenn er über die Schiffe, die in drei- und vierfacher Reihe am Quai lagen, hinwegblickte, glitt sein Auge über den herrlichen Strom hin, den er so oft mit Entzücken betrachtet hatte, und erfreute sich wieder wie sonst an der wunderbaren Scenerie. Hier, da, dort, ragte wie ein Wäldchen auf weitem Wiesenplan über dem Wasser eine Gruppe von Masten empor und zeichnete sich scharf von dem rothgefärbten Horizont ab; in schnellen Zügen eilten kleine Dampfboote von der Vorstadt zur Vorstadt, während Boote, deren Ruder sich senkten und hoben

wie die Flügel eines Vogels, ihren Weg kreuzten; im Hintergrunde schloß ein langer Lichtstreif, der sich quer über den Fluß zog, das Bild ab. Auf dem Quai standen die Schiffer bei einander und plauderten; breitschulterige Matrosen in kurzen Jacken schlenderten in Gruppen der Brücke, den Freuden der Vorstadt zu; geschäftige Kaufgesellen und müde Lastträger eilten, nach des Tages Arbeit die Ihren aufzusuchen.

Und nun war das Thor erreicht und die schmale Straße, die in die Stadt führte. Wie war hier alles so eng und doch so bekannt und traulich! Heute herrschte nur wenig Leben in den sonst so gefüllten Straßen, denn noch war alles, was wohlhabend war, am Meere und wer so unglücklich war, nicht am Strande sein zu können, im Stadtpark. Georg kam daher rasch vorwärts. Nun war das Haus erreicht, jetzt flog er die Treppen hinan, eine, noch eine, die dritte und nun stand er vor der Thüre, die *sie* ihm öffnen sollte. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen, als er an der Klingel zog. Aber das war nicht ihr rascher, energischer Tritt, das war ein Tappen und Schleifen, das war die Alte. Aber einerlei, sobald er den Mund aufthat oder die Alte vor Freude aufschrie, mußte *sie* ja kommen.

„Wer ist da?" fragte eine mürrische Stimme von innen.

„Ich bin es, Alte, bitte machen Sie auf, schnell!"

„Du lieber Himmel, der Jungherr! Du lieber Himmel! Hat man so 'was gehört, der Jungherr!"

Die alte Rahnken umarmte Georg und küßte ihm die Hände, aber er beachtete ihre Herzlichkeit jetzt nicht. Wo war sie, warum kam sie nicht?

„Alte", rief er, „wo ist meine Mutter?"

„Ach du lieber Himmel, wo wird sie sein?“ war die Antwort. „Wir dachten ja garnicht, daß der Jungherr vor morgen hier sein könnte, also sagt die gnädige Frau, Rahnken, sagt sie, heute kann er ja doch noch nicht kommen, und ich habe den ganzen Nachmittag gesessen und es ist so schönes Wetter und die Frau Maurer, wissen Sie, was die Schwestertochter vom Konsulenten Fleischmann ist, hat ein Töchterchen und ich will 'mal hinübergehen und 'mal nachsehen, wie es ihr geht — sagt sie und nimmt den Hut und ich gebe ihr noch das Mäntelchen und, hast du mir nicht gesehen, ist sie die Treppen hinunter. Ach, du lieber Himmel, wo wird sie sein? Bei der Frau Maurer in der Schwimmstraße wird sie sein.“

Die Alte erbot sich ihre Herrin herbeizuholen, aber Georg, der wußte, wie schwer Frau Rahnken vorwärts kam, ließ es nicht zu. „Sie muß ja ohnehin gleich kommen“, sagte er.

„Ach, du mein Himmel, dann mach' ich wenigstens Feuer an“, rief die Alte und humpelte in die Küche, während Georg die Kerze ergriff und das Wohnzimmer betrat. Es war ihm nicht unlieb, daß auch nicht einmal die Alte die Thränen sah, die ihm unaufhaltsam über die Wangen liefen. Umwehte ihn doch wieder der Geist, dem er alles verdankte, was gut in ihm war und tüchtig, und redete zu ihm warmherzig, gut und klug. Da waren die altmodischen Mahagonimöbel, so blank, als ob sie eben vom Tischler gekommen wären; da waren ferner die Decken und Deckchen auf der Kommode und auf den Tischen, so rein und weiß, als hätte man sie eben ausgebreitet; da standen endlich auf dem Nähtischchen in der Fensternische das Kästchen,

in dem das Nähzeug aufbewahrt war, das Körbchen, welches das Strickzeug enthielt, so ordentlich, als ob sie inspicirt werden sollten.

Und wie ward ihm erst, als er das zweite Zimmer betrat. Hatte er denn nur geträumt und war er nie fort gewesen? Da stand sein Bett und auf dem Nachttischchen am Kopfende lag ein neues Testament. Ein zierlich in Plattstich gesticktes Kästchen enthielt die Zündhölzchen, auf dem neuen Teppich standen die neuen Morgenschuhe — alles Werke ihrer fleißigen Hände. Auf dem Schreibtisch an der andern Wand lagen auf einer sauberen Löschpapiermappe einige Bogen Schreibpapier. Die Feder lag neben dem gefüllten Tintenfaß, wenn Georg sich hinsetzte, konnte er in jedem Augenblick anfangen zu arbeiten, wenn er es nicht vorzog, sich an den Blumen zu erfreuen, die sie in die beiden Vasen gesetzt hatte.

So hatte es hier ausgesehen, als dieser Raum ihm noch die Welt war, ganz so, und Georg überkam ein unbeschreibliches Gefühl von Glück. Wie reich war er, daß es für ihn diesen Raum gab und sie, die ihn so hergerichtet hatte!

Und nun hörte er die alte Rahnken in den Vorsaal humpeln, flog an ihr vorüber, riß die Thüre auf und lag in ihren Armen! Das war ein Herzen und Küssen! Wie sie sich umfaßten, sich fahren ließen, sich in die Augen blickten und sich dann wieder umschlangen! Wie sie verworrene Worte stammelten und thörichte Fragen an einander richteten und noch thörichtere Antworten gaben! Und wie sie dann der alten Rahnken zunickten, und ihr auf die Schulter klopften und dann plötzlich laut auflachten wie glückliche Kinder! Ja, wer das beschreiben könnte!

Nach einer Weile waren sie wieder verständige Leute, saßen neben einander auf dem Sophachen und sprachen von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem.

„Du kannst Dir denken," sagte die Mutter, „wie mir das Herz klopfte, als ich hörte, daß die Stelle bei Johann Christian Herbeck frei sei. Ich dachte mir gleich, das ist etwas für Georg, ich eilte daher sofort zum Rathsherren Westerdyk, und zum Aeltesten Meynert und bat sie, ein gutes Wort für Dich einzulegen."

Georg küßte der Mutter die Hand. „Mein bestes Mütterchen," sagte er.

„Nun ja, weißt Du, Georg, man muß sich tummeln, wenn man etwas erreichen will. Westerdyk sagte mir nachher, daß sich nicht weniger als fünfzehn junge Leute um die Stelle bei Johann Christian Herbeck bemüht hätten. Eine solche Stelle findet sich eben nicht oft."

„Sage doch, Mutter, kennst Du den Generalkonsul etwas näher?"

„Nicht persönlich natürlich, aber von Aussehen. Erinnerst Du Dich nicht seiner? Des großen, schlanken, vornehmen Herren mit dem schmalen, geisterhaft bleichen Gesicht? Du hast ihn doch gewiß oft gesehen."

„Natürlich, aber ich dachte, Du wärest vielleicht einmal bei Bekannten mit ihm zusammengetroffen.

„Nein, Georg, das bin ich nie und ich hätte mir das — offen gestanden — auch nicht sonderlich gewünscht. Weißt Du — diese vornehmen Herren — mit denen gehört unser einer doch nicht zusammen. Und nun gar die Frau! An der ruft jede Schleife: ‚Zehn Schritt vom Leibe!' Die hat, glaube ich, nie ein Morgenkleid getragen, das nicht mehr kostete, als

wir zwei Beide im ganzen Jahre verbrauchen. Ein wahrer Engel soll die Tochter sein, obgleich sie nicht hübsch ist."

„Woher weißt Du das?"

„Ich habe es bei Westerdyks und Meynerts gehört. Sie wissen gar nicht genug von ihrer Sanftmuth und ihrer Herzensgüte zu erzählen. Erinnerst Du Dich nicht ihrer? Weißt Du, sie ritt am Strande immer auf einem schneeweißen Pferdchen spazieren.

„Ganz richtig, sie war nicht hübsch, aber sie hatte doch etwas ungemein Einnehmendes. Sie sah so freundlich aus."

„Ja und sie soll es auch sein. Dagegen wird der Sohn, der im Auslande ist, als ein wahrer Taugenichts geschildert."

„Er ist nicht mehr im Auslande. Wir kehrten auf demselben Schiff zurück."

„Wirklich? Was Du sagst? Nun und wie war er?"

„Das kann ich Dir wirklich nicht sagen, denn er spielte die ganze Zeit über Karten."

„Wurdet Ihr mit einander bekannt?"

„Ja. Auf dem Schiff befand sich noch ein anderer Herr, der ebenfalls im Begriff ist, bei Johann Christian Herbeck einzutreten, ein Herr Marholt. Diesen lernte ich kennen und er stellte mich dann dem jungen Herbeck vor."

„Marholt? Ist er ein Ausländer?"

„Nein, er ist ein Hansaburger."

„Marholt! Warte doch, der Gärtner beim Konsul Siebeneichen heißt, glaube ich, Marholt. Ob er wohl ein Sohn von dem sein kann?"

„Ich glaube nicht, er macht wenigstens einen sehr feinen Eindruck."

„Und wie sieht er aus?

„Er ist ein hübscher Mann mit schwarzem Haar, etwas stechenden, schwarzbraunen Augen und einem feingeschnittenen Gesicht. Das Einzige, was ihn entstellt, ist eine hängende Unterlippe."

„Und wie sieht denn der junge Herbeck aus? Entschuldige meine Neugierde, aber wir Frauen wissen gern wie die Leute aussehen, die mit unseren Lieben zu schaffen haben."

„Sein Aussehn ist nicht leicht zu beschreiben. Denke Dir einen sehr großen, schmalschulterigen jungen Mann mit unerhört langen Beinen. Dazu ein schmales sehr bleiches Gesicht, dunkle, von den Lidern halb verdeckte Augen, über denen sich schwarze Brauen hinziehen, die so fein sind, als ob ein Künstler sie mit dem Pinsel gezogen hätte, auf der kurzen Oberlippe ein schwarzes Schnurrbärtchen. Der Ausdruck des Gesichtes ist der der äußersten Sorglosigkeit. Das Ganze macht einen entschieden sympathischen Eindruck.

„Nun das freut mich, vielleicht ist er gar nicht so schlimm, wie man ihn macht. Möchtet Ihr Euch doch gut mit einander einleben! Bei den intimen Beziehungen, in die Du zu der Familie trittst, ist das in hohem Grade wünschenswerth.

„Ach, mein Mütterchen, ich wünschte, sie wären nicht so intim. Laß Dir offen sagen, daß die leidige Bedingung, in jenem Hause wohnen zu müssen, mich fast veranlaßt hätte, auf die Stelle zu verzichten."

„Ach, das thut nichts, Georg, das thut nichts. Du wirst ja doch Deine freie Zeit bei mir verbringen

und ich will gern warten, bis wir es soweit gebracht haben, zusammen wohnen zu können. Die Stelle darfst Du keinesfalls aufgeben. Du wirst dort so viel verdienen, daß Du alljährlich ein hübsches Sümmchen wirst beiseite legen können."

Georg blickte finster vor sich hin. „Ach, mein Mütterchen", erwiderte er mit einem Seufzer, „wenn ich auf den Weg blicke, den ich zurückzulegen habe, so will mir mitunter der Muth sinken."

„Nicht doch, Georg", rief die Mutter, „blicke muthig vorwärts. Wenn ich daran denke, eine wie weite Strecke wir schon zurückgelegt haben, so bin ich guten Muthes. Wie völlig hilflos standen wir an jenem schrecklichen Tage da, als ich Deinem sterbenden Vater die Augen zudrückte, wie trost- und hoffnungslos lag die Zukunft vor mir! Und siehe, Gott half mir über Erwarten. Es fanden sich Freunde, auf die wir nie gerechnet hatten und ihre Güte ermöglichte mir ein bescheidenes Dasein, Dir Deine Ausbildung. Und nun ist meine Zukunft durch das Legat sicher gestellt und du stehst in Deinen eigenen Schuhen. Noch ein halbes Dutzend Jahre und Du machst dich selbständig. Deine Einsicht, Dein Fleiß erringen Dir eine Stellung und setzen Dich in die Lage, die Schulden Deines Vaters bis zum letzten Pfennig zu bezahlen. Dann geht es rasch vorwärts. Du wirst wohlhabend, Du genießt die Achtung Deiner Mitbürger, Du bekleidest die Ehrenämter, zu denen ihr Vertrauen Dich berief. Und dann, Georg, dann kommst Du in den Rath und setzest Dich auf den Stuhl, den Deine Vorfahren einst einnahmen und von dem nur das Unglück, nicht die eigene Schuld Deinen Großvater und Deinen Vater fern hielten."

Die Augen der kleinen Frau leuchteten freudig und ihre Zuversicht übertrug sich auch auf den Sohn. Beide verzehrten in heiterster Stimmung ihr bescheidenes Mahl und plauderten vergnügt von Nahem und Fernem, von Wichtigem und Unbedeutendem.

Erst spät in der Nacht trennten sie sich und nahmen das Gefühl des Glückes mit hinein in heitere, frohe Träume.

Frau Anrath träumte, daß sie am Tage der Rathsherrnwahl vor dem Rathhause stand. Der Markt und die anstoßenden Straßen waren voll von dichtgedrängten Menschen, die auf den aus der Kirche kommenden Zug warteten. Eine Ahnung sagte ihr, daß Georg unter den Neugewählten sei, aber sie stellte sich vergeblich auf die Spitzen der Füße, sie konnte über die Vorstehenden nicht hinweg sehen. Da ging die auf den Balkon führende Thüre auf und heraus traten der wortführende Bürgermeister und — Georg. „Lieben Freunde, gute Männer", begann der Bürgermeister, „wir brauchten einen redlichen guten Mann, daß er uns helfe die Stadt verwalten. Da haben wir diesen Georg Adam Anrath gewählt."

Als der Bürgermeister das sagte, da klatschten alle die Menschen umher so laut in die Hände, daß Frau Anrath erwachte. Sie blickte einen Augenblick verwundert um sich, flüsterte glückselig: „er ist ja wieder da!" drehte sich um und schlief sofort wieder ein.

Georg aber träumte, daß er am Krautabend mit seiner Mutter und einer jungen Frau, deren Gesicht er nicht kannte, die aber trotzdem seine Frau war, in einem wie eine Austernschale gestalteten Boot spazieren fuhr. Wenn ihr Boot an einem anderen vorüber kam

so sah er, wie die Insassen desselben die Köpfe zusammensteckten und hörte, wie sie einander zuflüsterten: „Das sind der Rathsherr Anrath und seine junge Frau.“

Die Flottille war diesmal ungemein zahlreich, die Gesangvereine und die Studenten sangen ihre schönsten Lieder und von dem Quai, auf dem sich die Menschen unter den Blumenkörben drängten, zog ein süßer Duft von Rosen über das Wasser. Georg aber war so glückselig zu Muth, wie nie zuvor in seinem Leben.

Da leuchteten plötzlich die Thürme und die Häuser der Stadt in rother Gluth und das Wasser wogte wie flüssiges rothes Gold. Frau Anrath aber beugte sich schnell vor und hielt ihre Hand dem Sohn so vor die Augen, daß er nur auf die junge Frau sehen konnte.

„Sieh nicht auf das Gold,“ rief sie, „sieh hierher in unsere Herzen. Nur das Gold, das Du da siehest, ist echt und macht wahrhaft glücklich.“

Da erhoben sich die Leute in den Booten und klatschten so laut in die Hände, daß Georg erwachte und auffuhr. „Wo bin ich?“ fragte er und antwortete selbst: „Gottlob, beim Mütterchen!“ drehte sich um und schlief weiter.

Der Mann aber, der tief unten auf der Straße so anhaltend nach seinem Hausthürschlüssel geklatscht hatte, ahnte nicht, welch' eine Rolle sein Klatschen in den Träumen der beiden Glücklichen spielte.

Drittes Kapitel.

Während Georg Anrath wieder von seinem alten Stübchen Besitz ergriff, eilten auch der junge Herbeck und Marholt dem heimischen Herde zu. Die Pferde hatten es eiliger als ihr künftiger Besitzer. Die Deichselpferde in scharfem Trabe, die Seitenpferde im Galopp — so ging es erst über die lange Brücke, dann durch eine ebenso lange Straße, über einen hohen Damm und endlich hinein in die Finsterniß. Die Julinacht war so dunkel, daß selbst Cyprians geübte Augen nicht viel über den Raum, den die Wagenlichter erhellten, hinaussahen. Der Alte hatte seine liebe Noth mit den Hengsten, die wild ausgriffen und bei jedem Anlaß — wenn ein Baumstumpf am Wege sichtbar wurde oder ein kleiner Köter hinter einem der Häuschen, an denen man vorübersauste, kläffend herausfuhr, im Begriff waren durchzugehen. Cyprian stand, die Arme weit vorgestreckt, aufrecht vor dem Bocksitz wie ein griechischer Wagenlenker und ließ nur von Zeit zu Zeit ein beruhigendes: „Foi! Foi!“ hören. Es war windstill, aber im Verhältniß zum heißen Tage bitter kalt und der Wagen war zurückgeschlagen.

„Frieren Sie nicht?“ fragte Herbeck, als der Wagen die Sandregion erreicht hatte und die Räder sich fast unhörbar bewegten.

Marholt fror in seinem dünnen Sommerpaletot so bitterlich, daß er nur mit großer Anstrengung das Zittern seiner Stimme verbarg, als er erwiderte: „Ich danke Ihnen, nein.“

„Sie sind abgehärtet, das muß man sagen. Cyprian, nicht so unsinnig rasch. Wenn uns jemand begegnet, so fahren wir ihn in Grund und Boden.“

„Thut nichts, Herr“, erwiderte Cyprian. Er warf sich zurück, daß ihm der Schweiß auf die Stirn trat, aber er konnte die Schnelligkeit der Fahrt doch nur in sehr geringem Maße vermindern.

„Wie geht es Ihrem alten Vater, Marholt?“

„Ich danke. Soviel ich weiß, gut.“

„Und Ihrer Mutter? Das ist eine liebe, alte Frau.“

„Gewiß, das ist sie, ohne Zweifel.“

Es trat eine Pause ein. Dann fragte Herbeck: „Freuen sie sich darauf, in unser Geschäft zu treten?“

„Natürlich! Wie sollte ich nicht durch die Aussicht erfreut werden, durch Eifer und Treue meinem Wohlthäter wenigstens einen kleinen Theil meiner Dankesschuld abtragen zu können.“

Herbeck zog seinen Mantel über die untere Hälfte seines Gesichts und blickte scharf nach seinem Nachbar hinüber, aber er konnte dessen Gesichtszüge nicht unterscheiden. Marholt hielt sich kerzengerade, als wenn er nicht auf dem weichen Polster eines Landauers, sondern auf einer harten Schulbank gesessen hätte.

„Kehren Sie gern nach Hause zurück?“ fragte Herbeck weiter.

„Gewiß. Wie sollte ich anders? Werde ich doch meine Eltern wiedersehen."

„Hm! Dieses Glück steht mir ja auch bevor, aber ich müßte lügen, wenn ich behaupten sollte, daß ich es nicht noch ein paar Jahre ohne den Alten und die Alte ausgehalten hätte."

„Das ist Gefühlssache."

„Ohne Zweifel, aber ich verwette meines Vaters Schimmel gegen einen lithauischen Klepper, daß mein Gefühl mir eine längere Trennung erlaubt haben würde."

Sie schwiegen eine Weile. Herbeck dachte darüber nach, daß es zu Hause doch recht langweilig sein würde; daß er anstandshalber täglich einige Stunden werde auf dem Kontor zubringen müssen; daß die Vaterstadt auch sonst eine gewisse Gene auferlegt, die in der Fremde fortfällt. Marholt vertiefte sich in den Gedanken, daß es gar schön wäre, wenn die Kutsche, in der er saß, ihm gehörte; daß der Generalkonsul ursprünglich nicht mehr besessen hatte als er; daß er es verhältnißmäßig schon weit gebracht habe.

„Gnädiger Herr", fragte Hans, indem er sich auf dem Bock umwandte, „war der Herr, der mit Ihnen auf dem Schiffe war, nicht der Baron Westhoven?"

„Ja wohl. Woher kennst Du ihn?"

„Ich diente früher bei seinem Vater. Die Leute sagen, daß der junge Baron ein Kartenhabicht geworden sei."

Herbeck antwortete nicht, aber die Worte riefen ihm die leidigen 3000 Rubel ins Gedächtniß. Es war doch gar zu ärgerlich, ihretwegen gleich am ersten Morgen in aller Frühe zur Stadt zu müssen! Und wie sollte er diesen Ausflug den Eltern gegenüber

motiviren? Sollte er die Beichte, die ja allerdings unvermeidlich war, gleich am ersten Morgen in Scene setzen? Nein das ging nicht, schon deshalb nicht, weil alle Dampfboote längst abgegangen waren, wenn die Mutter aufstand. Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

„Hören Sie, Marholtchen", flüsterte er, indem er sich zu seinem Nachbar hinüber beugte, „könnten Sie mir wol morgen früh 3000 Rubel auftreiben?"

„Aber bester Herr Herbeck, ich —"

„Nun, ich weiß natürlich, daß Sie das Geld nicht selbst haben, Sie sollen es mir nur auftreiben."

„Aber wer wird mir eine so große Summe leihen? Das geht nicht, das geht wirklich nicht!"

„Ah, bah, es wird schon gehen. Sie nehmen sie selbstverständlich für mich auf, auf einen Wechsel von mir. Ich schicke Ihnen noch heute Abend ein Stück Papier mit meiner Namensunterschrift und Sie füllen es dann aus wie nöthig."

„Es geht wirklich nicht, Herr Herbeck, es geht auch so nicht. Sie sehen selbst, ich komme eben nach mehrjähriger Abwesenheit aus der Fremde zurück, ich wüßte nicht, an wen ich mich wenden sollte."

„Ach, gehen Sie doch, Marholtchen! Sie werden doch in dem großen Hansaburg eine Judenseele auftreiben können, die mir gegen Wucherzinsen Geld leiht! Sehen Sie, es handelt sich um eine Ehrenschuld. Beschafft muß das Geld unter allen Umständen werden und ich möchte doch nicht gleich in der ersten Stunde der Alten zu Dach steigen. So etwas liebt Mama nicht. Bei ihr muß alles mit Manier geschehen, wenn sie nicht verstimmt werden soll, und ich habe ihre gute Laune doch jetzt so sehr nöthig. Ich habe im Aus-

lande höllische Bären angebunden, wahre Polarbären. Nein, so wird es am besten sein, Marholtchen. Ich schicke Ihnen den Wisch und Sie fahren morgen früh in die Stadt und verkaufen ihn, so hoch Sie wollen und müssen. In drei Wochen bin ich ohne Zweifel wieder zahlungsfähig."

Marholt sträubte sich noch eine Weile, aber Herbeck drang so sehr in ihn, daß er endlich nachgab. „Sie werden aber sehr hohe Prozente zu zahlen haben," sagte er, „denn der Jude wird natürlich errathen, daß Sie in Noth sind."

„Das ist ja völlig gleichgiltig, lieber Marholt. In drei Wochen bin ich wieder auf dem Damm und dann ist es so lang, so breit."

Herbeck hatte, während er auf Marholt einredete, seine Hand auf dessen Kniee gelegt und gefühlt, wie dieselben zitterten. „Sie zittern, Sie frieren," rief er jetzt, „Hans, Herr Marholt friert, hast Du nicht noch einen Mantel mit? He?"

Hans wandte sich um. „Einen Mantel habe ich nicht," erwiderte er, „wol aber vier Pferdedecken."

Es schien Marholt, als ob die Antwort einen Spott enthalten sollte. „Ich danke Ihnen, Herr Herbeck," erwiderte er, „ich friere ganz und gar nicht."

Aber Herbeck ließ sich nicht zurückweisen. „Schön," rief er, „dann nehmen Sie meinen Mantel und ich nehme eine Pferdedecke."

Vergebens sträubte sich Marholt, vergeblich versicherte Hans, daß es ja gar nicht so kalt sei und daß Herr Marholt, wenn er sich eine Pferdedecke über die Kniee lege, nicht frieren werde. Herbeck blieb bei seinem Entschluß. Das ging aber Hans denn doch

über den Spaß. „Gnädiger Herr," sagte er mit vor Zorn zitternder Stimme, „was wird die gnädige Frau dazu sagen, wenn Sie ihr den Stallgeruch ins Zimmer bringen?"

Herbeck lachte. „Das ist wahr," erwiderte er, „aber was soll ich thun? Ich kann doch Herrn Marholt nicht frieren lassen!"

„Nun, dann möge Herr Marholt, wenn er so friert, meinen Mantel anziehen und ich werde die Pferdedecke umlegen."

„So wollen wir es nicht machen," rief Herbeck, „aber ähnlich. Gieb mir Deinen Mantel, Hans, ich muß doch einmal sehen, wie mir eine Livree steht."

Und dabei blieb es. Marholt bekam Herbecks Mantel, Herbeck zog den Livreemantel von Hans an und Hans hüllte sich unter unverständlichem, aber sehr vernehmlichem Murren in eine Pferdedecke.

„So, und jetzt wollen wir schlafen," sagte Herbeck, als sich der Wagen wieder in Bewegung setzte, und war nach ein paar Minuten eingeschlafen. Auch Marholt zog den wärmenden Mantel fest um sich, aber er blieb aufrecht sitzen und schlief nicht. ‚So sind die reichen Leute', dachte er. ‚Für gewöhnlich ist unsereiner Luft für sie, aber wenn sie jemand brauchen, sind sie die Freundlichkeit selbst. Wenn dieser Bursche nicht meiner bedürfte, so würde ich jetzt noch so frieren wie vor fünf Minuten. Die Moral davon ist, daß man sich diesen Leuten unentbehrlich machen muß und dazu mache ich ja morgen einen hübschen Anfang. In die Stadt hätte ich meines Gepäckes wegen ohnehin fahren müssen, und es wird sich ja wol ein Jude finden, der nichts dagegen hat, in drei Wochen so und soviel hundert Rubel zu verdienen.'

Auf dem Bock schüttete Hans leise, aber energisch dem Kutscher sein volles Herz aus. Marholt, der überaus feine Sinne hatte, verstand jedes Wort. „Der junge Herr ist wirklich wie von Sinnen," räsonnirte Hans, „so einem Bauernjungen seinen eigenen Mantel zu geben! Und der Laffe nimmt ihn auch an! Hat man so etwas gehört! Kann er nicht zu Fuß nach Hause gehen, wie es sich für Seinesgleichen schickt? Er hält sich wol für etwas Besseres, weil er wie ein Herr gekleidet ist! Stell' Dich nicht an, Du bist ein richtiger Bauernjunge, und wenn Du zehnmal einen deutschen Rock anhast und Dein Vater ein Ausländer ist! Und seinetwegen muß ich — ein herrschaftlicher Diener — mit einer Pferdedecke auf dem Rücken einherfahren wie ein alter Sandführer! Nun, man wird ja hören, was die gnädige Frau dazu sagen wird, wenn ich auf drei Schritte nach Pferden rieche!"

Sie hielten an der Fähre und setzten über den Fluß, der hier erst eine Weile dem Meere parallel fließt, ehe er sich in mehreren Mündungen theils direkt ins Meer, theils in den Strom ergießt, an dessen Ufern Hansaburg liegt. Auf der Nehrung zwischen ihm und dem Meere liegen in langer Reihe die Badeorte, deren Mittelpunkt Alexandersbad bildet.

Bald fuhr man zwischen den Landhäusern dahin. Auf den Veranden waren die Familien trotz der Kälte noch um die Lampen versammelt; andere gingen scherzend und lachend nach Hause; aus den Kurhäusern erklang lustige Tanzmusik und zahlreiche Menschen drängten sich auf ihren Veranden.

Marholt hielt es jetzt für angemessen, Herbeck zu wecken und ihn aufzufordern, doch den Livreemantel ab-

zulegen und den eigenen Mantel an sich zu nehmen. Er bat ihn zugleich, halten zu lassen. „Aber warum wollen Sie denn nicht lieber bis vor unser Haus fahren?“ fragte Herbeck. „Sie haben es ja von dort aus viel näher.“

„Einerlei, es ist mir so lieber.“

„Nun, wie Sie wollen — anhalten, Cyprian — aber ich verstehe Sie nicht. Den Wechsel erhalten Sie noch heute, und nicht wahr, sie fahren morgen zur Stadt?“

„Gewiß. Herzlichen Dank.“

„Leben Sie wohl, Marholt. Auf Wiedersehen!“

Die Pferde zogen wieder an. Noch ein paar Augenblicke — dann machte der Wagen erst eine Bewegung nach links, sauste dann nach rechts hin durch ein weit geöffnetes Thor, und hielt vor einer ausgedehnten Veranda, von der eine solche Fülle von Licht in die Dunkelheit ausstrahlte, daß Herbeck für einen Augenblick die Augen schloß. Zugleich jauchzte eine frische Mädchenstimme: „Percy! Percy!“ während eine tiefe Männerstimme: „Aber sei doch vorsichtig, Kind!“ rief.

Percy Herbeck war zu Hause. — Sobald er auf dem Boden stand, umhalste ihn die Schwester. „Percy, mein Percy!“ jubelte sie. „Papa, Mama, da ist Percy, mein Percy!“

„Aber so sei doch nicht so ungestüm, Ellen,“ rief Frau Dora, „es haben doch auch andere Leute Anspruch auf ihn als Du!“

Percy umarmte nun auch die Mutter, den Vater und Onkel Arwdeil. Ein paar Fragen flogen hin und her, dann sagte die Mutter: „Du wirst Dich säubern wollen, Percy. Louis, begleiten Sie den Herrn auf sein Zimmer.“

„Aber, Mama," rief Ellen, die wieder die Hand der Bruders ergriffen hatte, „schicke ihn doch nicht gleich fort! Percy, mein Percy!"

„Komm mit, Kleine," rief Percy und durchbrach, die Hand der Schwester festhaltend, eilig den Kreis. Sie wußten wol, warum sie sich beeilten, denn Frau Dora rief scharf: „Was fällt Dir ein, Ellen? Bleibe hier, hörst Du?"

Aber die Geschwister waren schon fort. „Lassen Sie sie doch," meinte Arwdeil, „ein solches Wiedersehen kommt ja nicht oft vor."

Oben zog Percy die Schwester an sich, sah ihr in die glückstrahlenden Augen und sagte lächelnd: „Was Du für eine Dame geworden bist, Kleine! Es wundert mich, daß sie Dich noch nicht verheirathet haben."

„Aber Percy, wie elend siehst Du aus?" rief Ellen, und ihre Stirn zog sich sorgenvoll zusammen. Ihr Gesicht war der getreue Spiegel ihrer Empfindungen, wer sie kannte, konnte ihr jeden Gedanken von der Stirn ablesen.

„Es ist nichts, Kleine, Reisemüdigkeit, weiter nichts. Gieb mir noch einen Kuß. So — und nun geh. Ich muß doch anstandshalber etwas Toilette machen."

Ellen begab sich ins Speisezimmer, in dem die übrige Familie jetzt versammelt war, empfing den mütterlichen Verweis, ohne sich, wie es schien, seinethalb sehr zu grämen, und blickte dann erwartungsvoll nach der Thüre, durch welche der Bruder eintreten mußte. Nach einiger Zeit kam er denn auch und setzte sich vor das bereitstehende Couvert, während die Familie rings um den Tisch Platz nahm.

„Ich hoffe, daß du die Reise gut zurückgelegt hast," sagte die Mutter.

„Ich danke, Mama, vortrefflich!" war die Antwort.

„Hattest du angenehme Reisegesellschaft?"

„Ja, Papa, recht angenehme. Einen estländischen Grafen und den Baron Westhoven."

„Ah! die Spielratte! Nun, da habt Ihr wol auch ein Jeuchen gemacht? He? Bist Du, ohne allzusehr gerupft zu werden, davon gekommen?"

„Merci, Onkel, es ging an."

Percy Herbeck aß, trank und erzählte so lustig, wie wenn er nicht zu Hause, sondern noch in London oder in seinem geliebten Antwerpen gewesen wäre Von Zeit zu Zeit unterbrach er sich und nickte der Schwester freundlich zu oder ergriff ihre Hand und drückte sie. Sobald das geschah, warf Frau Dora ihrer Tochter einen Blick zu, in dem für einen Augenblick eine gewisse Wärme lag. So hätte sie ein Lieblingshündchen ihres Percy angeblickt, wenn er ein solches gehabt, und von Zeit zu Zeit geliebkost hätte.

Als die Familie aufbrach, um sich zur Ruhe zu begeben, fragte Ellen: „War nicht auch der junge Marholt auf dem Schiff? Die Eltern erwarten ihn.

„Ja, er war auch da. Auch der Herr Unrath war da oder wie der Herr sonst heißt."

Der Generalkonsul zog die Stirn kraus, aber schwieg. „Wie ist denn der junge Marholt geworden?" fragte Ellen.

„Zum Entzücken, ohne Zweifel, Kleine, aber ich bekenne mich schuldig, mich nicht eingehender mit ihm beschäftigt zu haben. Ich brachte ihn übrigens in unserem Wagen mit heraus."

„Wie? Wo blieb er denn?“

„Er ließ ein paar hundert Schritte vor unserem Hause anhalten, Papa, und stieg aus.“

„Es mag ihm wol peinlich gewesen sein, mit Dir vorzufahren,“ meinte Frau Dora.

* * *

Friedrich Marholt war, als der Wagen weiter rollte, stehen geblieben und schaute ihm nach, bis derselbe zur Herbeckschen Villa einbog und sich damit seinen Blicken entzog. Die Nacht war kalt und die Luft so unbewegt, daß vom nahen Meere her kein Rauschen über die Düne drang und die Gipfel der Föhren, die rings um die Villen standen, sich regungslos von dem sternbesäeten Himmel abhoben. Marholt hätte die Wohnung seiner Eltern am schnellsten erreicht, wenn er in die nächste zum Meere führende Querstraße eingebogen wäre, er hätte sich aber dann der Villa des Rathsherren Siebeneichen von Osten her genähert. Da es nun aber zu seiner Privatreligion gehörte, daß nur die Stellung mit dem Gesicht nach Osten eine glückverheißende war, so folgte er der Straße in der Richtung der Herbeckschen Villa, ging an dieser vorüber, bog erst hinter ihr rechts ein und kam nun, indem er die der Hauptstraße parallel laufende Seestraße aufwärts schritt, von Westen her auf das Siebeneichensche Landhaus zu. Er huschte an der Veranda, hinter deren Fenstern die Familie noch plaudernd beisammen zu sitzen schien, vorüber und eilte auf das Häuschen zu, in dem der Gärtner, sein Vater, seine Wohnung hatte. Da die Läden noch nicht geschlossen waren, so konnte er durch das niedrige Fenster bequem in das hellerleuchtete Stübchen hineinsehen. In der Nähe des Fensters stand

ein mit einem weißen Tuch bedeckter Tisch, auf dem sich drei Couverts und eine Flasche Wein befanden. Weiter hinten im Zimmer saßen neben einem Tischchen, das eine Lampe trug, die Eltern. Das Gesicht des alten Marholt war von den Falten des Alters durchfurcht und die Jahre hatten sein Haar silberweiß gefärbt, aber das Alter und die Jahre hatten diesem Kopf die Schönheit nicht zu rauben vermocht, die ihn einst vor vielen auszeichnete. Neben ihm saß seine Frau. Auch sie mußte einst schön gewesen sein — der Sohn glich ihr auffallend — aber aus ihrem Gesicht sprach eine männliche Entschlossenheit, die dicht an Härte streifte. Der alte Marholt las aus der heiligen Schrift vor und seine Frau schien mit tief herabgebeugtem Haupte aufmerksam zuzuhören und doch stand sie im Geiste an dem Quai des Stromes und blickte gespannt stromabwärts nach dem Schiff, das ihr den zuführen sollte, für den sie heute schon das Couvert hingestellt hatte, obgleich es kaum möglich schien, daß er schon eintraf. —

Friedrich Marholt blickte mit gemischten Empfindungen auf das Paar. Es wollte sich auch in ihm die Kindesliebe regen und, wenn die Eltern reich, ja, wenn sie auch nur wohlhabend gewesen wären, so hätte sie vernehmlich gesprochen. Aber warum mußten sie auch arme Gärtnersleute sein? Warum mußten sie weit hinten im Park in einem Häuschen wohnen, statt vorn an der Straße in einer Villa? Friedrich Marholt hätte es hinuntergewürgt, wenn sein Vater wenigstens ein selbständiger Handelsgärtner gewesen wäre, aber er war nur ein herrschaftlicher Gärtner, ein Diener, ein Knecht! Die Bitterkeit überwog.

Der Alte schloß das Buch, legte es auf seine Kniee und sprach mit gesenktem Haupt ein langes Gebet. Als er fertig war, trat der Sohn ein. Die Mutter stieß einen Schrei aus und flog an seine Brust. Als die Umarmung vorüber war und der Sohn sich dem Vater zuwandte, erhob dieser sich zu seiner vollen Höhe. „Der Herr segne Deinen Eingang, mein Sohn," sagte er feierlich und legte seine schwielige Rechte auf den tief herabgebeugten Kopf des Sohnes, der ihm die Linke küßte. Dann richtete er ihn auf und blickte ihm lange prüfend ins Auge. „Kehrst Du zu uns zurück, wie Du gingst?" fragte er „fromm und keusch? Hast Du die Verlockungen der Welt siegreich überwunden? Sage, Ja,' mein Kind, wenn meine Gebete erhört worden sind!

Friedrich stand aufrecht da — mit dem Gesicht nach Osten, wie er freudig empfand — hielt den Blick des Vaters, ohne zu zucken, aus und sagte dann mit lauter, fester Stimme: „Ja!"

„Wohlan, so komm erst an mein Herz und sinke dann mit uns auf die Kniee, um dem zu danken, der Deinen Wandel so gnädig behütet hat."

Sie knieten nieder und der Alte sprach mit lauter Stimme ein Dankgebet. Die Worte fügten sich ihm leicht, denn er war der Führer eines Kreises von „Stillen," der sich aus einheimischen, ehemaligen Herrnhutern, nach Livland verschlagenen protestantischen Sektirern und sonstigen „Frommen" gebildet hatte und er hatte aus diesem Anlaß die ihm angeborene, ungewöhnliche Beredsamkeit bedeutend ausgebildet.

Als das Gebet zu Ende war und alle drei sich wieder erhoben hatten, sprach der Alte: „Und nun lasset uns essen und im Herrn fröhlich sein."

„Habt Ihr mich denn schon heute erwartet?“ fragte Friedrich und wies auf den gedeckten Tisch hin.

„Ja und Nein,“ erwiderte die Mutter. „Das Fräulein Herbeck war heute Vormittag hier, um uns zu sagen, daß Ihr, Du und der junge Herbeck möglicherweise schon heute eintreffen würdet. Ist sie nicht ein Engel in Menschengestalt! Wenn die jemand eine Freude machen kann, so ginge sie, wenn es nöthig wäre, zu Fuß zur Stadt.“

Friedrich wandte sich ab und that, als ob er einen heftigen Hustenanfall überwinden müsse. Er wollte den Seinigen die Röthe verbergen, die plötzlich seine Wangen bedeckte. Es war ihm sehr unangenehm, daß die junge Dame so als Engel das Haus seiner Eltern betrat. „Kommt das Fräulein oft her?“ fragte er.

„Du hustest, Fritz, Du hast Dich gewiß erkältet!“

„Nicht doch, Mutter, ich habe mich verschluckt, d. h. ich — ich — ich weiß selbst nicht, wie es kam. Kommt das Fräulein oft zu Euch?“

„Nicht oft, Fritz, aber sie kommt doch von Zeit zu Zeit, wenn sie drüben bei dem Fräulein ist, um nach uns zu sehen. Als der Vater im vorigen Jahre so krank war, kam sie oft und schickte auch Apfelsinen und Eingemachtes. Denke Dir, sie hat uns heute sechs Flaschen Wein geschickt, damit wir uns, wenn Du kommst, einen vergnügten Abend machen könnten. Ja, ja, so sagte sie. Ist sie nicht ein Engel?“

„Gewiß, Mutter, das war sehr lieb von ihr. Sage doch, wie sieht es denn sonst da drüben aus? Verkehrt der Aelteste Arwdeil da noch so viel?“

„Natürlich, Fritz. Man sieht die gnädige Frau nie ohne ihn. Aber Du weißt ja, daß das nichts

Schlechtes zu bedeuten hat. Die Leute reden ja allerlei und wunderlich ist es ja auch, daß sie, die doch garnicht verwandt sind, mit einander verkehren, als ob sie Bruder und Schwester wären, aber sie thun gewiß nichts Unrechtes, und der Herr Generalkonsul ist auch nicht der Mann dazu, dergleichen zuzulassen."

„Eben deshalb sollte man das thörichte Geschwätz auch garnicht erwähnen," rief der alte Marholt ärgerlich. „Was reden die Leute nicht alles! Der Herr Aelteste hat mit der Dame so verkehrt, seit sie überhaupt verheirathet ist, vom ersten Tage an. Und warum soll er, der nicht Kind, nicht Rind hat, sich nicht an die Familie seines Freundes anschließen dürfen? Soll ihm die Schwarzhäuptergesellschaft die Familie ersetzen?"

Sie schwiegen eine Weile. Dann sagte Friedrich: „Er muß seinerzeit ein sehr schöner Mann gewesen sein. Wie mag es gekommen sein, daß ein so reicher und so schöner Mann nicht geheirathet hat?"

Der Alte zuckte die Achseln. „Wer kann das wissen," erwiderte er. „Wer von Jugend auf nicht zu arbeiten braucht, der hat nicht selten kein Bedürfniß nach einer Lebensgefährtin. Was sollte die auch mit ihm tragen? Aber was geht das uns an! Erzähle uns lieber von England und den Engländern."

Friedrich erzählte nun, und er verstand es mit großem Geschick, gerade über solche Dinge zu berichten, von denen er voraussetzen konnte, daß sie den Vater interessiren würden.

So blieben sie noch lange beisammen, bis ein Herbeckscher Diener Friedrich ein versiegeltes Couvert brachte. „Was ist das?" fragte der Vater. „Eine Bestellung für den jungen Herbeck," erwiderte der Sohn,

„die ich ausrichten soll, wenn ich meines Gepäckes wegen morgen mit dem ersten Schiff zur Stadt fahre."

Man erhob sich und der Vater sprach ein langes Gebet. Dann richtete die Mutter dem Sohn ein bescheidenes Lager her, schloß die Läden und zog sich mit dem Manne in ihr Schlafkämmerlein zurück.

Viertes Kapitel.

Die Sonne hatte ihren Höhepunkt fast erreicht, als Hans sich endlich entschloß, seinen jungen Herrn zu wecken. Dieser reckte sich erst eine Weile im Bette und fragte dann: „Wieviel Uhr ist es, Hans?“

„Gleich halb Zwölf!“

„Ist Mama schon auf der Veranda?“

„Noch nicht, aber die gnädige Frau wird bald erscheinen und das gnädige Fräulein ist auch schon aus dem Bade zurück.“

„Bring mir ein Glas Milch.“

Hans brachte das Gewünschte, zog das eine Rouleau ein wenig in die Höhe und half seinem heftig hustenden Herrn sich ankleiden.

„Hans,“ fragte dieser nach einer Weile, „Du weißt wol nicht, ob der junge Herr Marholt heute morgen zur Stadt gefahren ist?“

„Wie soll ich das wissen,“ erwiderte Hans mürrisch, „ich kümmere mich nicht um den Musje. Welche Hose wird der gnädige Herr anziehen?“

„Die grau karrirte. Gib mir auch das grau karrirte Jackett. Ich kümmere mich aber um ihn, mein Bester — reich' mir die Hemdknöpfchen — die weißen natürlich, Du Narr, siehst Du denn nicht, daß ich ein buntes Hemd anhabe? — und darum würdest Du gut thun, in respektvollerem Tone von dem Herrn zu sprechen. Hat Dein estnischer Dickkopf das verstanden? Wie? Leg' mir nachher den braunen Anzug zurecht und ein weißes Hemd, geh' aber vorher zum alten Herrn Marholt und sage, ich ließe ihn fragen, ob der junge Herr heute zur Stadt gefahren sei. Dann bring mir Bescheid."

Hans machte ein finsteres Gesicht, wagte aber nicht zu widersprechen, sondern half schweigend seinem Herrn die Toilette beenden und ging dann, um den erhaltenen Auftrag auszuführen.

Sobald er das Zimmer verlassen hatte, sank Percy in einen Stuhl und saß eine Weile mit halbgeschlossenen Augen regungslos da. Er fühlte sich so sterbensmüde und schwach, daß er am liebsten so sitzen geblieben wäre, aber er raffte sich nach einer Weile auf, wusch sich Stirn, Schläfen und Hände mit Kölnischem Wasser, roch an einer starken Essenz, die er für solche Fälle unter seinen Toiletteartikeln mit sich führte und verließ dann das Zimmer.

Auf der Treppenflur begegnete er Mademoiselle Jabot, die als eine Art lebendige, französische Grammatik zu Ellens Privatgebrauch bereit gehalten wurde. Mademoiselle Jabot, klein, schwarz, schlank, geschmeidig wie ein Angorakätzchen, blieb stehen, erröthete und lächelte verlegen.

„Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle," sagte Percy in französischer Sprache. „Mein Name

ist Percy Herbeck. Ich habe ohne Zweifel das Vergnügen, mit Fräulein Jabot zu sprechen?"

Fräulein Jabot machte eine anmuthige Verbeugung. Die Beiden sahen sich in die Augen und verstanden sich sofort.

„Ich freue mich, daß mein nicht allzu amüsantes Elternhaus durch die Gegenwart von so viel Jugend und Liebreiz geschmückt und verschönert wird," sagte Percy.

Die kleine Katze lauschte einen Augenblick nach rechts hin und erwiderte dann rasch in gebrochenem Deutsch: „Jawol! Ihre Mama ist schon auf der Veranda und wartet auf Sie."

Die Kammerfrau der Hausfrau, die eben aus dem Korridor auf den Flur trat, bestätigte das. Die Französin huschte die Treppe hinunter, während Percy sich noch eine Weile mit Jane unterhielt. Jane war ein großes, starkknochiges Weib, das sich kerzengerade hielt und aussah wie ein Mann, der auf einer Maskerade Frauenkleider angelegt hat. Dann ging auch Percy hinunter. Aus seinem Gesicht war jede Spur von Müdigkeit verschwunden. Er lächelte behaglich.

Frau Herbeck saß auf der nach Norden gehenden Veranda. Eingehüllt in das zarteste Weiß, sah sie aus wie ein Schmetterling, der sich infolge eines Mißverständnisses auf dem mit hellblauer Seide bezogenen Sessel niedergelassen hatte. Sie war noch immer eine entzückend schöne Frau, wenn auch mit Ausnahme von Jane niemand — nicht einmal sie selbst — hätte angeben können, welche ihrer Reize der Natur und welche der Kunst ihren Ursprung verdankten. Die üppige Fülle ihres dunkelbraunen Haares war hinten in einen

griechischen Knoten zusammengefaßt. Die Stirn war schneeweiß und ohne jede Falte, die Wangen zeigten das zarteste Rosa, die kirschrothen Lippen öffneten sich über perlweißen Zähnen. Nur die hellblauen Augen hatten einen bleiernen, gelangweilten Ausdruck. Die Hand, auf die Percy sich jetzt herabbeugte, war von tadelloser Form.

„Guten Tag, mein Junge," sagte die Dame, „komm, setze Dich hierher, laß uns ein wenig plaudern."

Percy nahm neben der Mutter Platz. Der Diener brachte den Kaffee und verschwand wieder.

„Mama," sagte Percy, „Du wirst mit jedem Jahre jünger!"

Frau Dora lächelte. „Du bist ein Schmeichler," erwiderte sie, „und noch dazu ein ungeschickter. Es wäre kein Lob für eine Matrone, wenn Du recht hättest."

Percy lachte. Nicht laut, sondern so, daß es sich auch für schwache Nerven angenehm anhörte.

„Du eine Matrone!" rief er. Nein, Mama, verlange alles, aber diese Vorstellung hat in meiner Phantasie keinen Platz."

„Und warum sollte ich, die Mutter zweier erwachsener Kinder, nicht etwas Matronenhaftes an mir haben dürfen?"

„Warum nicht? Ja, warum kann ein edles Vollblutroß nie ein Ackergaul werden?"

„Man sieht, daß Du Dich nicht vergeblich drei Tage lang in der Gesellschaft des Barons Westhoven befunden hast, Percy. Aber sprechen wir von etwas anderem. Hast Du in Antwerpen nichts der Erwähnung Werthes gesehen?"

„In Antwerpen nichts, aber in Hamburg."

„Nun?“

„Bei Heinrich Illers ein Boudoir. Plafond — blau — Seide. Gezogener Stoff — blau mit mattem Goldgelb. Wände ebenso, Teppich ebenso, mit mehr Goldgelb.“

„Holz?“

„Unpolirtes Nuß. Couchette vorzüglich. Vorn an der Lehne geschnitzter Amor mit auf den Rücken gebundenen Händen, unten ein heranschleichender. Süperb.“

„Sessel?“

„Wieder mit kleinen gepolsterten Lehnen. Jetzt ganz allgemein.“

„Lampen?“

„Bronce — alles Bronce.“

„Warum der Plafond nicht gemalt? Mit Amoretten?“

„Seide wärmer. Sehr einheitlich, Mama. Nicht?“

Die Dame nickte zum Zeichen des Einverständnisses und deutete auf den Knopf der Leitung. Percy drückte auf ihn und der Diener erschien.

„Jane!“

Auch Jane erschien.

„Das maurische Kästchen!“

Das maurische Kästchen, eine kleine Kassette von Eisen, im edelsten maurischen Geschmack und reich mit Gold ausgelegt, war an sich schon ein herrliches Kunstwerk. Aber noch ungleich schöner war der maurische Schmuck, dessen dunkles Roth und tiefes Blau sich prächtig von der Unterlage aus schwarzem Sammet abhob. Percy musterte Kästchen und Schmuck mit Kennerblicken. „Beides ist über alles Lob erhaben,“ sagte er. „Wo stammt der Schmuck her?“

„Von Barthels in Dresden."

„Das dachte ich mir, der versteht es. Wahrhaftig, man kann die Augen nicht abwenden."

Frau Dora lächelte befriedigt. Ja jetzt, wo sie ihren Percy wieder bei sich hatte, wollte sie der Langeweile schon Trotz bieten.

Jane packte den Schmuck ein und entfernte sich mit ihm. Frau Herbeck lehnte sich wieder in ihren Stuhl zurück. „Also steinreich?" fragte sie.

Nicht jeder hätte sogleich verstanden, worauf diese Frage ging, aber Percy wußte sofort, daß seine Mutter die junge Frau von Heinrich Illers meinte. Das war ja eben so schön, daß man im Gespräch mit ihm nicht erst lange Erklärungen vorauszuschicken brauchte, um verstanden zu werden! Ein Wort hüben, ein Wort drüben und doch war kein Mißverständniß möglich.

Man hörte einen leichten Tritt, die Thüre wurde geöffnet und Ellen trat auf die Veranda. Die Geschwister küßten sich, dann nahm Ellen auf der andern Seite des Bruders Platz. „Du Langschläfer," sagte sie, „Du hast den ganzen Vormittag verschlafen! Und gerade die Morgen sind doch so herrlich!"

„Das ist Geschmackssache, Kleine. Ich meinestheils lobe mir die Dunkelheit bei Licht. Aber was die Kleine für ein stattliches Fräulein geworden ist, Mama!"

Frau Dora warf ihrer Tochter einen flüchtig musternden Blick zu. „Wenn sie nur nicht die fatalen kurischen Knochen hätte," erwiderte sie, aber was willst Du mit solchen Schultern anfangen?"

„Nun, ich denke, mein Percy liebt mich auch mit solchen Schultern," sagte Ellen und sah ihren Bruder zärtlich an.

„Gewiß, Kleine," erwiderte Percy. „Davon ist nicht die Rede, die Mutter . . ." In diesem Augenblick betrat Florentine Siebeneichen die Veranda. Sie eilte auf Frau Dora zu, küßte ihr die Hand, schlug Ellen leicht auf die Schulter und machte dann vor Percy eine tiefe Verbeugung. Percy seinerseits ahmte ihrem Beispiel nach und sagte dann, ohne eine Miene zu verziehen: „Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: mein Name ist Smith, Harry Smith."

„Sie bereisen ohne Zweifel den Kontinent für Clark & Co. und machen in Maschinenbaumwolle?"

„Gewiß, und ich hoffe, daß mein Haus wenigstens einen Theil der Baumwolle, die Sie alljährlich auf Ihrer Maschine verbrauchen, wird herstellen können."

„Fangen Sie nur mit dem an, Kind! Aber kommen Sie, Florentine, setzen Sie sich hier zu mir. So, und nun sagen Sie mir, wie er Ihnen gefällt."

„Himmel, Frau Dora, wie kann einem ein junger Mensch, der sich in einen solchen Anzug gesteckt hat, gefallen? Ich werde vielleicht später günstiger urtheilen können, aber zur Zeit finde ich ihn fürchterlich."

„Also, das ist der Eindruck, welchen Du hervorbringst, Percy!" spottete Frau Dora.

„Ich sehe zu meinem Bedauern, daß das höhere Alter Sie nicht vertieft hat, Florentine," erwiderte Percy. „Sie scheinen noch ebenso auf das Aeußerliche gerichtet zu sein wie früher. Ich fürchte, Sie haben nicht viel Gemüth."

„Werdet Ihr Euch nicht endlich die Hand reichen?" rief Ellen ungeduldig. „Ihr habt Euch so lange nicht gesehen und fallt nun gleich über einander her!"

„Was sich liebt, neckt sich, Kleine!"

„Also, so fassen Sie unsere Neckereien auf? Sie sollen lange warten, bis Sie das wieder einmal sagen können. Wissen Sie schon, Frau Dora, daß die polnische Gräfin — ich meine die mit den tollen Toiletten — gestern Abend ein Kleid aus weißem Atlas an hatte, das hinten mit einer dunkelrothen Schleife aufgenommen war und von der Schleife hing — eine Rose herab! Was sagen Sie dazu?"

Frau Dora schüttelte den Kopf. „Ich habe in keinem Blatte etwas Aehnliches gefunden," erwiderte sie, „weißt Du, wo sie das her haben kann, Percy?"

Ehe Percy antworten konnte, meldete der Diener Herrn Oberlehrer Mohrbach und gleich darauf erschien auch der alte Herr. „Ihr Diener, gnädige Frau," rief er, „guten Tag, meine Damen, guten Tag — ah — also wieder zurück, Herr Herbeck jun.! Na, das wird eine Freude gewesen sein! gewesen sein! Ja, ja, ich weiß auch, wie das thut, wenn man so nach Jahr und Tag wieder nach Hause kommt! nach Hause kommt! Da klopft einem das Herz wie mit Hammerschlägen und hundert Schritt kommen einem vor wie eine Meile! wie eine Meile!"

Der alte Herr schob sich die Brille auf sein haarloses Oberhaupt und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Nun, wie sieht es in den Vereinen aus?" fragte Percy.

„Ich danke, es geht, es geht. Man muß sich ja viel plagen, viel plagen, aber es geht. Die Hauptschwierigkeit liegt ja natürlich immer in der Beschaffung der baaren Mittel, aber in einer Stadt, die eine so großgesinnte und opferwillige Kaufmannschaft hat, wie

die unserige, in der kommt man auch über diesen Berg. Man klopft eben nie vergeblich an, nie vergeblich an."

„Seien Sie aufrichtig, Herr Oberlehrer. Wir verdanken Ihren heutigen Besuch doch gewiß auch dem Umstande, daß es einer Heilanstalt oder einem Asyl oder einem Verein an den nöthigen Baarmitteln fehlt?"

Der Alte lachte, daß er sich schüttelte. „Wie er das gleich errathen hat," rief er zur Mutter gewandt. „Ein feiner Kopf, ein feiner Kopf, seines Vaters Kopf. Aber wer wird denn gleich so mit der Thüre ins Haus fallen, ins Haus fallen! Sie hätten mir doch auch Zeit lassen können, allmählich damit hervor zu kommen."

„Worum handelt es sich denn?" fragte Frau Dora.

„Worum kann es sich Ende Juli handeln, meine Gnädigste? Aber soll ich wirklich gleich davon anfangen, davon anfangen?"

„Natürlich, fangen Sie nur davon an."

„Ja sehen Sie, sehen Sie, die Schulen wollen nun beginnen und da ist es denn allerdings an der Zeit, daß wir im „Verein zur Unterstützung talentvoller, aber mittelloser Knaben" unsere Kasse einmal überschlagen und nachsehen, was denn eigentlich zu unserer Verfügung steht, zu unserer Verfügung steht. Und da sage ich denn heute morgen zu meiner Tochter: Fannychen, sage ich, Du weißt, unser Verein hat eine Gönnerin, und ich will doch einmal anfragen, einmal anfragen, ob wir vielleicht auf eine kleine Unterstützung rechnen können."

Florentine sprang auf, ergriff die Leitung und sah Frau Dora an. Als diese nickte, schellte sie. Jane erschien und wurde beauftragt, das Checkbuch und ein Schreibzeug zu bringen. Frau Dora füllte einen Check

aus und überreichte ihn dem Oberlehrer. Dieser warf einen flüchtigen Blick auf ihn und erröthete vor Vergnügen. „Darf ich das wirklich annehmen, wirklich annehmen?" fragte er.

„Gewiß," war die Antwort, „und ich bedauere, daß ich die so anerkennenswerthen Bestrebungen Ihres Vereins nur durch einen so kleinen Beitrag unterstützen kann."

„O, Sie belieben zu scherzen, meine Gönnerin, meine Gönnerin. Sie sind die Stütze unseres Vereins, der ohne Ihre Hilfe nicht halb so viel thun könnte, als es ihm jetzt möglich ist, jetzt möglich ist."

„Ich freue mich, daß es so viele talentvolle Knaben in der Stadt gibt, Herr Oberlehrer."

„Gewiß gibt es viele, gibt es viele. Die Talente sind ja verschieden, sind ja verschieden. Einige haben auch nur das Talent, Geld durchzubringen, Geld durchzubringen."

Man lachte, der alte Herr erzählte noch einige Schnurren und empfahl sich dann. Als er aufbrach, stieß er in der Thüre mit dem Oberpastor Maihöfer zusammen. Die beiden drückten sich die Hand, lächelten und schieden von einander.

Jane, die das Checkbuch schon in die Hand genommen hatte, um es fort zu bringen, lächelte auch und legte es wieder auf den Tisch.

Der Oberpastor war nach Gesinnung und Benehmen ein vollendeter Gentleman. Er begrüßte Frau Dora ehrfurchtsvoll, hatte für jedes der jungen Mädchen ein Scherzwort und sprach Percy gegenüber seine Freude über dessen glückliche Heimkehr aus. Dann sagte er, nachdem er Platz genommen hatte: „Freund Mohrbach und ich sahen uns eben mit dem Lächeln zweier Auguren

an. Er war doch ohne Zweifel mit der Sammelbüchse hier?"

„Natürlich! Er sammelte für einen Schulverein. War es nicht so, Florentine?"

„Ich denke, es handelte sich um talentvolle, aber arme Knaben," war die Antwort.

„So, so!" meinte der Oberpastor lächelnd. „Der Verein heißt: Verein zur Unterstützung talentvoller aber mittelloser Knaben."

„Ganz richtig, Herr Oberpastor. So heißt er. Nun und in welcher Angelegenheit kann ich Ihnen dienen, Herr Oberpastor?"

„Also Sie gestatten, daß ich das Geschäftliche gleich vornehme? Besten Dank. Sie wissen, daß wir in diesem Jahr hier am Strande ein Asyl errichtet haben, in dem skrophulösen Kindern armer Leute Gelegenheit geboten wird, in der frischen Seeluft zu gesunden. Sie hatten die Güte, unser Unternehmen durch eine beträchtliche Summe zu unterstützen. Ich erwähne das, weil ich mir denken kann, daß jemand, der eine so ausgebreitete Wohlthätigkeit übt, wie Sie, sich der einzelnen Anstalten nicht erinnern kann. Nun, unsere Anstalt hat denn auch so reichen Segen gebracht, daß derselbe uns Direktoren dazu verführt hat, unser Budget zu überschreiten, um noch mehr Kindern zu Gesundheit und Frohsinn zu verhelfen. Das war vielleicht unrecht, aber ich bin überzeugt, daß Sie unser Verfahren gebilligt haben würden, wenn Sie gesehen hätten, wie diese armen kleinen Geschöpfe in den vier Wochen aufblühten. Jedenfalls ist das Deficit da und ich finde in dem Bewußtsein, daß es sich um ein Liebeswerk christlicher Barmherzigkeit handelt, den Muth,

Sie um einen kleinen Beitrag zur Deckung desselben zu bitten."

„Sie bereiten mir dadurch eine große Freude, Herr Oberpastor. Sie wissen, wie froh ich bin, wenn Sie mir Gelegenheit geben, Bestrebungen zu unterstützen, denen Sie Ihre Theilnahme zuwenden."

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau."

Als der Oberpastor den ausgefüllten Check empfing, fuhr er zurück. „Nein, meine gnädige Frau," sagte er, „das kann ich nicht annehmen. Es thut mir leid, daß Sie noch einmal schreiben müssen, aber so viel kann ich durchaus nicht annehmen."

„Aber, bitte, bester Herr Oberpastor."

„Nein, meine gnädige Frau, das kann ich wirklich nicht zulassen. Das ist ein Kapital. Ich könnte mich ja nie wieder mit einer Bitte an Sie wenden."

„Nehmen Sie es doch nur, Herr Oberpastor," rief Ellen. „Empfangen Sie es als ein Dankopfer, das Mama für Percy's glückliche Heimkehr darbringt."

Frau Dora warf ihrer Tochter einen verwunderten Blick zu. Mitunter hatte Ellen wirklich sehr gute Einfälle. „Meine Tochter hat ganz recht, Herr Oberpastor," sagte sie dann. „Gestatten Sie mir, meine unbedeutende Spende als ein Dankesopfer bezeichnen zu dürfen."

Die Blicke des Geistlichen ruhten mit sichtlichem Wohlgefallen auf Ellens freundlichem Antlitz.

„Gott segne Sie, gnädige Frau," sagte er dann, „und auch Sie, Fräulein Ellen." Und dann zu Percy gewandt: „So habe ich denn doppelten Antrieb, mich Ihrer Rückkehr zu freuen."

Percy verneigte sich. „Sie sind sehr freundlich, Herr Oberpastor."

Der Oberpastor wandte sich zu Florentine. „Haben Sie gestern Abend die Toilette der polnischen Gräfin bemerkt, Fräulein Siebeneichen?" fragte er. „Ich war mit meiner Frau auf die Veranda gegangen und ich kann Sie versichern, wir traten einen Schritt zurück, als wir die Dame gewahr wurden."

Man sprach nun über allerlei Toilettenangelegenheiten und auch der Arzt, der seinen Besuch machte, gab seiner Verwunderung über die Toilette der polnischen Gräfin in beredten Worten Ausdruck.

Als der Oberpastor und der Doktor gegangen waren, sagte Ellen, indem sie sich erhob und neben die Mutter stellte: „Mama, Du bist heute so ins Geben gekommen, gib auch mir zehn Rubel für eine kranke Arme."

Frau Dora's Gesicht verdüsterte sich. „Was soll das nur wieder?" fragte sie unfreundlich. „Du weißt, ich kann dieses ewige Betteln nicht leiden."

„Verzeih, Mama, aber es handelt sich um die Schwägerin unserer Wäscherin. Die arme Frau ist bitter arm, hat drei kleine Kinder und liegt nun selbst krank darnieder."

„Aber, liebes Kind, wir können uns doch unmöglich um alle Verwandten unserer Dienstboten bekümmern. Ich werde die Müller fortschicken, wenn sie uns noch einmal durch solche Betteleien belästigt."

„Ich habe es garnicht von ihr, Mama. Sie ahnt garnicht, daß ich überhaupt weiß, daß sie eine Schwägerin hat."

„Komm her, Kleine," sagte Percy, „ich habe leider nicht viel, aber was hier überhaupt darin ist, sollst Du haben."

Damit schüttete er den Inhalt seines Portemonnaies in die Hand der Schwester aus. Es waren allerlei

Ex bibl. univ. Derp.

deutsche Silbergroschen, russisches Silber- und Kupfergeld, zwei preußische Friedrichsd'or.

„Und nun machen Sie es, wie ich, Florentine," hieß es.

Florentine lachte. „Ich habe nie einen Pfennig," rief sie, „daher auch kein Portemonnaie."

Ellen gab dem Bruder einen Kuß. „Herzlichen Dank," sagte sie.

Frau Dora blickte verstimmt vor sich nieder. „Was soll das eigentlich heißen?" fragte sie mürrisch. „Ellen hätte sich ja meinetwegen das Geld von Jane geben lassen können. Das, was ich nicht leiden mag, ist, daß Ellen sich um alle diese Dinge persönlich kümmert. Das schickt sich nicht für ein junges Mädchen. Urtheile selbst, Percy. Gestern schickt sie dem alten Marholt ein paar Flaschen Wein, damit er sich mit seinem Sohn einen lustigen Abend machen kann."

„Ich wollte dem guten Alten ja nur eine Freude bereiten, Mama."

„Das glaube ich, dergleichen schickt sich aber nicht für ein junges Mädchen. Was soll der junge Marholt davon denken?"

Percy schellte und fragte, als Hans erschien: „Nun? Ist Herr Marholt in die Stadt gefahren?"

„Ja, mit dem ersten Schiff."

„Was wolltest Du von ihm, Percy?"

„Er sollte mir etwas besorgen, das ich auf dem Schiff verloren habe, Mama."

„Sie kommen doch heute zu Tisch zu uns, Florentine?" fragte Frau Dora.

Florentine nahm die Einladung an und ging. Dann zogen sich auch die Uebrigen zurück, um Toilette zu machen.

Fünftes Kapitel.

Um sechs Uhr erwartete Ellen ihrer Gewohnheit nach ihren Vater am Flußufer. Der Generalkonsul traf zugleich mit Marholt ein, den er aufgefordert hatte, bei ihm zu speisen.

„Fräulein Herbeck," sagte letzterer, sobald sie das Gedränge hinter sich hatten, „ich weiß nicht, wie ich Ihnen für alle die Freundlichkeit danken soll, die Sie meinen Ihnen doch ganz fremden Eltern erwiesen haben."

„O bitte, Herr Marholt," erwiderte Ellen, „die Eltern des ehemaligen Schulkameraden meines Bruders waren mir keine Fremden."

„Herr Marholt gehört von heute ab auch zu unserem Geschäft," sagte der Generalkonsul.

Ellen neigte den Kopf einwenig, wie um anzudeuten, daß ihr diese Nachricht nicht unwillkommen sei. Marholt seinerseits versicherte, daß er überaus glücklich sei, sich endlich in der Lage zu befinden, seinem Wohlthäter gegenüber seinen Dank nicht nur durch Worte, sondern auch durch verdoppelten Eifer und

äußerste Pflichttreue in seinem Dienste abtragen zu können. Er bat dann um die Erlaubniß, sich noch für einen Augenblick verabschieden zu dürfen, um seinen Eltern mitzutheilen, daß ihm die Ehre zu Theil geworden sei, bei dem Herrn Generalkonsul speisen zu dürfen.

Ellen sah, sobald Marholt sich entfernt hatte, ihren Vater prüfend an. „Du hast Aerger gehabt, Papachen," sagte sie.

Der Generalkonsul blickte seiner Tochter liebevoll in das besorgte Gesicht. Wer ihn nie mit Ellen allein gesehen hatte, der ahnte nicht, wie freundlich seine sonst so kalten Augen blicken konnten. „Ein wenig, mein Herz," erwiderte er dann.

„Hat der andere Herr, den Du engagirt hast, sich Dir schon vorgestellt?"

„Ja, er macht einen sehr angenehmen Eindruck und wird hoffentlich den Empfehlungen, die ihm zu Theil geworden sind, entsprechen."

„Anrath heißt er, Papa? Nicht wahr?"

„Ja, er stammt aus einer guten, alten Familie, die aber gänzlich verarmt ist. Sein Vater machte Bankrott und starb darüber, als der Sohn noch ein Kind war."

„Ist denn der arme Mensch ganz ohne Verwandte?"

„Er ist noch vom Großvater her mit dem Rathsherrn Westerdyk und mit dem Aeltesten Meynert verwandt. Auch lebt seine Mutter noch. Sie soll eine sehr ausgezeichnete Frau sein, die ihr hartes Geschick mit viel Würde trägt. Ich erinnere mich auch seines Vaters. Er war, glaube ich, ein braver Mann, aber

ein Epigone und er hatte Unglück. Du wirst den jungen Mann morgen kennen lernen. Ich habe ihn zu morgen Mittag eingeladen. Wie findest Du Percy?"

„Er ist sehr munter, Papa."

„Findest Du nicht, daß er übel aussieht?"

„Er ist sehr bleich, aber das war er eigentlich immer."

„Ja, leider und das hatte immer seinen guten Grund."

„Papachen," bat Ellen zärtlich, „sprich nicht so von Percy, wenigstens nicht jetzt, wo er eben erst aus der Fremde zurückgekehrt ist. Er ist gewiß ein anderer geworden."

„Gott gebe es, mein Kind!" Der Generalkonsul seufzte schwer.

* * *

Als Marholt die Villa betrat, war die Tischgesellschaft schon vollzählig versammelt.

Frau Dora nahm Marholts Anrede: „Ich hoffe, gnädige Frau, daß ich wenigstens etwas werde dazu beitragen können, Ihren Herrn Gemahl zu entlasten," gnädig auf.

„Ich bin Ihnen noch von früher her zu Dank verpflichtet," erwiderte sie.

Florentine machte, als Marholt ihr vorgestellt wurde, eine formelle Verbeugung.

„Ich weiß nicht, ob ich hoffen darf, daß Sie sich meiner noch erinnern," sagte dieser. „Mir wurde als Kind mitunter die Ehre zu Theil, mit Ihnen spielen zu dürfen."

Florentine erröthete über und über. „Gewiß!" versetzte sie und wandte sich zu Ellen.

Der Aelteste Arwdeil lachte, als er Marholt die Hand drückte, hell auf. „Na, da ist ja der Herr wieder," rief er, zu Percy gewandt, „und kann jetzt die Geschäftsbriefe für Dich schreiben, wie er Dir früher die Aufsätze und Exercitien machte."

„Ich rechne stark auf ihn, Onkel," erwiderte Percy, ohne sich von dem Schaukelstuhl, in welchem er lag, zu erheben. Er sah dabei Marholt fragend an und dieser verstand ihn und nickte ihm leicht zu.

„Wenn es Dir recht ist, so gehen wir zu Tisch, Dora," sagte der Generalkonsul.

Man speiste auf der nach Süden gelegenen Veranda. Frau Dora saß zwischen dem Generalkonsul und dem Aeltesten, zur Rechten des ersteren folgten Florentine und Percy, zur Linken des letzteren Ellen und Marholt. Fräulein Jabot schloß zwischen Marholt und Percy den Kreis.

„Sie sehen abgespannt aus, Herr Generalkonsul," sagte Florentine.

„Es war in der Stadt unerträglich heiß", war die Antwort.

„Sie sollten nicht so lange in der Stadt bleiben, Herbeck," meinte Arwdeil. „Sie sollten mit mir auf der Sirene herauskommen. Sie reiben sich vollständig auf. Wann wollen Sie sich denn erholen, wenn Sie es jetzt nicht thun?"

„Du solltest am Sonnabend und Montag immer draußen bleiben, Papa," rieth Percy. „Es sind doch angebrochene Tage."

„Bei Ihnen waren sie, wenigstens früher, immer ganz unangebrochene Tage, Percy", neckte Florentine.

„Sie haben ganz recht, auch für die Gegenwart.

Ich arbeite am Sonnabend und am Montag principiell nicht, weil ich gefunden habe, daß auf der Arbeit an diesen Tagen kein Segen ruht."

„Also deshalb warst Du heute noch nicht im Geschäft?"

„Aber, lieber Onkel, ich verstehe Dich nicht. Ich bin gestern angekommen."

„Das entschuldigt Dich allerdings mehr als Dein Princip, das Dich übrigens ohne Zweifel nicht verhindern wird, Montag Deine Thätigkeit zu beginnen."

„Du bist launig gestimmt, Papa. Ich glaube, selbst ein Vater von Stein würde es nicht fertig bringen, den Sohn, der nach langjähriger Abwesenheit, von harter Arbeit halb gebrochen, ins geliebte Vaterhaus zurückkehrt, am dritten Tage ins Kontor zu zwingen."

„Laß doch Deine Späße," rief der Generalkonsul unwillig. „Ich meine es ganz ernsthaft."

„Ich auch," erwiderte Percy. „Wie solltest Du, bester der Väter, mich daran verhindern wollen, mein Gemüth durch einen mehrwöchentlichen Familiengenuß für die schwere Bürde meiner künftigen Aemter zu stärken? Ich wette fünf Flaschen Sekt, daß mich kein Mensch vor vierzehn Tagen im Kontor sieht."

Das Gesicht des Generalkonsuls überzog eine dunkle Röthe. „Ich wiederhole Dir, daß ich im Ernst spreche," sagte er scharf.

„Auf wen wetten Sie, Fräulein Jabot?" fragte Percy, „auf mich oder auf meinen Vater?"

Ellen sah das Gewitter losbrechen und war bemüht, ihm zuvorzukommen. „Papa; Percy versteht Dich nicht!" rief sie und dann zum Bruder gewandt: „Percy, Papa spricht im Ernst."

„Du irrst," sagte Frau Dora schneidig, „Papa ist es, der scherzt. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß ich Percy erst noch ein paar Wochen genießen werde und es ist auch für ihn gut, daß er während dieser heißen Tage nicht in der Stadt zu sein braucht."

Die übrigen hatten, während Percy seinen Vater so keck herausforderte, ängstlich zu dem gefürchteten Manne hinübergeblickt. Er war, als Ellen sprach, im Begriff gewesen, aufzufahren, aber die Worte seiner Frau bewirkten, daß er sich mit einer deutlich wahrnehmbaren Anstrengung beherrschte und verhältnißmäßig ruhig erwiderte: „Wie Du willst, Dora, Du weißt, daß Deine Wünsche mir Befehle sind."

Der wunderbare Vorgang bewirkte, daß alle Zeugen desselben das Gefühl hatten, wie wenn vor ihren Augen eine große Gefahr, in der einer von ihnen schwebte, plötzlich und unerwartet abgewandt worden wäre. Alle schwiegen eine Weile.

„Es war in der That unerträglich heiß in der Stadt," sagte Marholt, um nur dem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen. „Wie heiß es gewesen sein muß, können die Damen daraus ersehen, daß selbst der alte Herr Hartwinkel spazieren fuhr. Ich sah ihn, als ich aus dem Kontor kam, in die Droschke steigen."

„Lebt denn der alte Hartwinkel noch?" rief Percy. Es ist unbegreiflich! Ihr thut wirklich unrecht, diese Mumie noch ferner in unserem Hause zu verbergen. Sie gehört in die Oeffentlichkeit, sie gehört in ein Museum."

„Höre, Percy," rief der Generalkonsul, und seine Stimme klang noch schärfer und härter als sonst, „Du hast Dir vorhin erlaubt, Dich wie ein ungezogener

Junge gegen mich zu benehmen. Ich habe Dir das mit Rücksicht auf die Fürsprache Deiner Mutter verziehen. Wenn Du Dir aber jetzt herausnimmst, von Hartwinkel in einem Tone zu sprechen, von dem Du sehr wohl weißt, daß ich ihn unter keinen Umständen dulden werde, so sieh Dich vor! Hörst Du, sieh Dich vor!"

Percy blickte ängstlich zu seiner Mutter hinüber, aber diesmal schwieg auch sie und begnügte sich, mit den Achseln zu zucken. Sie wußte, daß dies der einzige Punkt war, in Bezug auf den ihre geheimnißvolle Macht über den Löwen an ihrer Seite versagte.

Die Mahlzeit verlief höchst einsilbig und Arwedel, Ellen und Florentine gaben sich vergeblich die größte Mühe, ein lebhaftes Gespräch in Gang zu bringen. Der Generalkonsul, der womöglich noch bleicher war als gewöhnlich, blickte finster vor sich nieder, Frau Dora gab sich nicht die mindeste Mühe, ihren Verdruß zu verbergen und Marholt hing einem Gedanken nach, der ihn ganz beschäftigte. Warum ließ der sonst so herrschsüchtige Generalkonsul seine Frau in diesem Maße gewähren und warum nahm ihre Macht ein Ende, sobald Hartwinkel in Frage kam? Beides mußte einen außergewöhnlichen Grund haben. Marholt nahm sich vor, diesen Grund unter allen Umständen zu entdecken.

Als die Tafel aufgehoben war, empfahl sich Marholt, der Generalkonsul und seine Tochter ritten wie gewöhnlich um diese Zeit aus und die übrigen fuhren spazieren. Wo der Wagen vorüberrollte, blieb alles stehen und sah ihm nach. „Der junge Herbeck ist zurück," hieß es, und „wie es scheint, wird bald eine Verlobung deklarirt werden," fügte man hinzu.

Frau Dora empfand das Aufsehen, das sie überall erregten, so angenehm, daß sie die fatale Scene von vorhin bald vergaß. Man besprach die Bekannten, denen man begegnete und lachte über die Börsenscherze, die Arwdeil und Percy abwechselnd zum Besten gaben. Florentine war überglücklich. Um den Preis, tagtäglich in einem von zwei so schönen Schimmeln gezogenen und von einem so stattlichen Kutscher geleiteten Landauer, an der Seite der elegantesten Frau Hansaburgs spazieren fahren zu dürfen, hatte sie nichts dagegen, Percy's Gattin zu werden und es war ihr lieb, daß dieses Ereigniß sich mit Riesenschritten zu nähern schien. Ihr Vater war ja auch reich, aber er hielt seine Einnahmen sehr zusammen und dann — eine Haustochter ist immer keine junge Frau. Und was endlich Percy selbst anbetraf, so war er ja zwar, um einen gelegentlichen Ausspruch Florentinens zu wiederholen, ein etwas „brüchiges" Exemplar von Mann, aber immerhin ein lustiger Bruder und ein guter Junge.

Der Generalkonsul und seine Tochter waren unterdessen an das Meer geritten. Sie passirten in scharfem Trabe die lange Reihe der Badeorte und ließen die Pferde erst im Schritt gehen, als sie auch die letzten Spaziergänger überholt hatten.

Die untergehende Sonne färbte die weißen Dünen zu ihrer Rechten blutigroth und von vornher schimmerte der Leuchtthurm zu ihnen herüber. Das Meer, das um ein paar Meter zurückgetreten war, war fast unbewegt, und die kleinen Wellchen, die an den Strand schlugen, brachten nur ein leises, melodisches Plätschern hervor. Im Vordergrunde sah man einzelne Fischerboote, weiter hinten nach dem Leuchtthurme zu gewahrte

man die Schiffe auf der fernen Rhede, ganz unten am Horizont zeigten mehrere Rauchwolken, daß dort Dampfer nahten oder in die Ferne strebten.

Ellen ließ ihr Pferd halten, beugte sich, heftig athmend, über den Sattel vor und zog die köstliche Seeluft mit vollen Zügen ein. „Wie schön ist es hier", sagte sie endlich, „wie still, wie friedlich!"

„Ich wünschte, wir Beide könnten dort" — der Generalkonsul wies mit der Reitgerte nach rechts hin in den Wald, wo sich ein kleiner, meist von armen Leuten bewohnter Badeort, der von den übrigen fernab lag, befand — „ich wünschte, wir Beide könnten dort leben und niemand kennte uns, und wir gingen dann allabendlich an den Strand und erfreuten uns an der Stille um uns her."

Ellen beugte sich zu dem Vater hinüber und ergriff seine Hand. „Liebster Vater", rief sie, „Du bist müde, Du bist angegriffen. Zürne ihm nicht, Vater. Er scherzte ja sehr zur Unzeit, aber Du weißt ja, wie das Scherzen seinem leichtlebigen Temperament zur zweiten Natur geworden ist."

„Laß das, Kind", erwiderte der Generalkonsul, indem er sein Pferd wandte und weiter ritt. „Ich wünschte nur, ich könnte mit Dir fortgehen, in die Fremde, gleichviel wohin."

„Papachen", rief Ellen erschreckt, „Du sprichst in der letzten Zeit oft so niedergeschlagen. Du bist überarbeitet. Du hast doch lange genug geschafft, ist es nicht möglich, daß Du Dich jetzt zurückziehst und Dein Leben genießest? Könntest Du nicht die Firma Percy übergeben und können wir dann nicht eine Villa am Comersee kaufen oder in Nizza und dort leben? Wir sind doch reich genug dazu, Papa?"

„Nein, mein Kind, um ein Leben, wie das unserige zu führen, sind wir, wenn ich mein Geschäft aufgebe, lange nicht reich genug und wie reich müßten wir dann in der That sein! Von Percy kann ja aber nicht die Rede sein."

„Nun, dann wollen wir uns einschränken, Papa," rief Ellen mit einer bei ihr sehr ungewöhnlichen Leidenschaftlichkeit, „was liegt denn an dem Bettel, wenn es sich darum handelt, Dir ein sorgenloses, ruhiges Alter zu schaffen. Wir werden auch ohne Equipage glücklich sein und im Wollenkleide die Seidenrobe nicht vermissen."

„Wir? Werden wir das? Du? Ja. Darum sagte ich eben, ich wünschte, wir Beide könnten fortgehen."

„Du thust Mama unrecht, Papa," rief Ellen, „ganz gewiß. Auch sie wird um solchen Preis auf all diesen Tand gern verzichten, wenn es ihr auch vielleicht schwerer fallen wird als mir."

„Mißverstehe mich nicht, mein Kind," erwiderte der Generalkonsul. „Ich hoffe, Du kennst mich genug, um ein Wort des augenblicklichen Mißmuthes nicht falsch zu deuten. Nichts liegt mir ferner, als gegen Deine Mutter einen Vorwurf zu erheben, gegen sie, der ich — der ich zu ewigem Danke verpflichtet bin. Sie ist in großem Reichthum aufgewachsen, sie kennt kein anderes Leben, und beim ewigen Gott — sie soll auch, so lange ich athme, kein anderes kennen zu lernen brauchen."

Der Generalkonsul hatte die letzten Worte mit großer Leidenschaftlichkeit gesprochen. Ellen fühlte, daß sein Innerstes in Aufruhr war und schwieg daher.

Sie hatten die Stelle erreicht, an welcher der Fluß zum ersten Male mit einem fast stromlosen, versandeten Arm ins Meer mündet. Vor ihnen breitete sich ein weites Sandfeld aus, auf dem nur hin und wieder ein Grasbüschel erblickt wurde. Der Strand war hier ganz unbewohnt, eine unbeschreibliche Stille, ja Oede lag über Land und Meer.

Hier hielten sie lange. „O wie wohl thut diese Einsamkeit," sagte der Generalkonsul endlich. „Ich liebe diesen Punkt ungemein."

„Ich auch, Papa," erwiderte Ellen. „Schon um der vielen schönen Augenblicke willen, die ich hier mit Dir verleben durfte."

Sie ritten langsam zurück. Die Nacht senkte sich herab auf das Meer, auch in den Modebadeorten waren nur noch wenige Menschen am Strande.

Als sie die Auffahrt hinaufritten, preßte der Generalkonsul sein Pferd an das seiner Tochter, umfaßte sie, küßte sie und flüsterte: „Du mein Ein und Alles."

Als am Abend Florentine und Arwdeil gegangen waren und der Generalkonsul und Ellen sich zurückgezogen hatten, saßen Frau Dora und ihr Sohn noch im Boudoir der Dame beisammen. Frau Dora lehnte im Sopha, Percy lag mehr, als er saß in einem Fauteuil.

„Wer ist dieser alte Esel," rief Percy unwillig, „und was bindet Papa an ihn? Warum, um alles in der Welt, muß diese alte Ohreule von uns allen behandelt werden wie ein rohes Ei? Warum läßt Papa diesen widerwärtigen Menschen in unserem Hause wohnen, warum läßt er sich von ihm Dinge gefallen, die er von keinem andern dulden würde? Warum, Mama,

diese räthselhafte Nachsicht? Warum diese Empfindlichkeit?" —

Frau Dora zuckte die Achseln. „Ich kann Dir diese Frage nicht beantworten", erwiderte sie.

„Mama", rief Percy, „die Leute behaupten, daß Hartwinkel die eigentliche Seele des Geschäftes sei, und daß Papa nur soviel Glück hat, weil er immer seinen Rathschlägen folgt."

„Glaubst Du das?"

„Nein", erwiderte Percy, „aber irgend einen Grund muß diese Anhänglichkeit doch haben!"

„Du kennst Deinen Vater nicht, Percy", erwiderte Frau Dora. „So wie er, trotz seiner scheinbaren Kälte, im Grunde doch im höchsten Grade leidenschaftlich ist, so ist er auch, obgleich das sonst nicht zu ihm zu passen scheint, eine überaus dankbare Natur. Er hat mich ja aus Liebe geheirathet — ich weiß das ganz bestimmt — aber wie viele Männer heiratheten aus Liebe, ohne deshalb ihren Frauen gegenüber so ganz auf den eigenen Willen zu verzichten wie er? Ich erkläre mir das daraus, daß er mir dafür dankbar ist, daß ich zugleich mit meiner Hand ihm die Mittel bot, sich zu solchem Reichthum und damit zu solcher Macht — denn auf die kommt es ihm an, Percy — aufzuschwingen."

„Schön, Mama, aber wofür ist er dem alten Esel Dank schuldig?"

„Drücke Dich nicht so derb aus, Percy, ich mag das nicht. Es steht Dir auch nicht gut. Was die Sache betrifft, so ist Dein Einwand ja ganz berechtigt, ich kann ihn aber nicht beantworten. Er selbst sagt, Hartwinkel sei ihm in einer Zeit, in der er sich sehr

vereinsamt fühlte, sehr freundlich begegnet. Klingt Dir das nach Hartwinkel?"

„Nein, wahrhaftig nicht!"

„Mir auch nicht."

Die Beiden saßen eine Weile schweigend da und blickten in das Licht der Lampe. Dann fragte Frau Dora: „Hast Du Schulden, Percy?"

„Natürlich, Mama."

„Nun, natürlich kann ich das gerade nicht finden. Du hättest mit dem, was Papa Dir gab und mit dem, was ich Dir schickte, sehr gut auskommen können."

Percy zuckte mit den Achseln und schwieg.

„Wie viel brauchst Du denn?" fragte die Mutter weiter.

„Viel, Mama, sehr viel!"

„Was ist das nur wieder für eine Antwort! Wie viel?"

„Sehr viel, Mama!"

„Aber so sei doch kein Kind! Nenne mir die Summe und die Sache ist abgemacht."

„Nein, Mama, ich fürchte, die Sache wird diesmal nicht damit abgemacht sein."

Frau Dora richtete sich auf. Sie ahnte, was eine solche Redewendung in ihres Sohnes Munde bedeutete. „Sprichst Du im Ernst, Percy?" fragte sie.

„Leider Mama. Ich habe viel Unglück im Spiel gehabt."

„Nun, das fehlt noch," rief Frau Dora und stand auf, „das fehlt noch! Und dabei forderst Du Deinen Vater noch so heraus wie heute Mittag! Wie viel bist Du schuldig, Percy? Sage es auf der Stelle!"

„Ich kann nicht, Mama."

„Du sagst es auf der Stelle," rief Frau Dora und stampfte mit dem Fuß auf den Teppich.

„Ich werde es aufschreiben, Mama," rief Percy kläglich und griff nach seinem Notizbuch.

„Nun? Wird es bald?"

Percy schrieb eine Zahl in sein Notizbuch und reichte dasselbe seiner Mutter. Diese warf einen Blick auf die Zahl und fuhr zurück. So verschwenderisch sie auch war, so erschrak sie doch, denn sie war zu klug, um sich nicht zu sagen, daß ihr Sohn, wenn er in diesem Maßstabe fortwirthschaftete, auch das größte Vermögen verthun mußte.

„Du bist von Sinnen, Percy," rief sie, „rein von Sinnen! Du bist toll! Was glaubst Du denn, wo soll ich das Vermögen, das Du verlangst, herbekommen?"

Percy hatte sich auch erhoben und stand nun vor seiner Mutter wie ein beichtender Knabe vor dem erzürnten Lehrer. „Es braucht ja nicht alles gleich bezahlt zu werden," sagte er.

„Ach was, nicht gleich bezahlt zu werden! Als ob ich das jemals bezahlen kann! Glaubst Du denn, du dummer Junge, daß unser Geld im Keller, im Kasten liegt? Weißt Du denn nicht, daß man eine solche Summe nicht ungestraft dem Geschäft entziehen kann? Und dabei reizt er noch seinen Vater!"

Frau Dora blickte die Wände an, als ob sie diese zu Zeugen einer solchen Thorheit anrufen müsse. „Sieh zu, wie Du das mit Deinem Vater ausmachst, ich übernehme es nicht."

Percy wußte, daß er in solchen Fällen gut that, den mütterlichen Zorn sich ganz austoben zu lassen; er blickte daher nach wie vor zu Boden und schwieg.

„Es ist wirklich, als ob Du ein Baby wärest," fuhr Frau Dora fort, „ein Baby, das an eine Goldkiste gerathen ist und nun das Gold zum Fenster hinauswirft. Ich werde Dir eine Amme besorgen lassen und Dich in die Kinderstube sperren. Verstanden?"

Percy fuhr fort, schweigend zuzuhören.

„Was denkst Du Dir nur dabei?" hieß es weiter. „Du mußt Dir bei Deinem kindischen albernen Treiben doch irgend welche Gedanken machen! Du denkst vielleicht, daß Du die Löcher, die Du reißt, mit Florentinens Gelde stopfen wirst, aber Du vergißt ganz, daß ihr Vater noch lebt und kerngesund ist! Glaubst Du denn, daß Florentine Lust haben wird, Deiner Schulden wegen in einer dritten Etage zu hausen? Oder denkst Du, daß wir unsere Equipagen abschaffen und Ellen und ich in Wolle einhergehen werden, damit Du unglücklich spielen kannst?"

Percy fuhr fort, schweigend zuzuhören.

„Was willst Du? Willst Du uns ruiniren? Sollen wir das Geschäft aufgeben aus Mangel an Betriebskapital? Soll Dein Vater, der gewohnt ist, Tausenden zu befehlen, mit einem Diener in einer Villa in der Schweiz hausen, und soll ich froh sein, wenn ich mir ein paar Mädchen halten kann? Du wirst erleben, daß Deine Schwester einen Oberlehrer heirathet und mit dem Bügeleisen hinter dem Plättbrett steht, du unnützer Junge, du."

Percy fuhr fort, schweigend zuzuhören.

Frau Dora, die mit den letzten Möglichkeiten das Aeußerste von künftigem Elend vorgeführt zu haben glaubte, zog jetzt mildere Saiten auf, und Percy fand die Sprache wieder. Es wurde hin und her verhandelt,

jeder Posten im Einzelnen geprüft und endlich beschlossen, daß Frau Dora zunächst nur die Hälfte der Summe ihrem Gatten nennen sollte. „Es wird auch so einen Heidenlärm geben," sagte sie, „und ich weiß wahrhaftig nicht, wann ich ihm damit kommen soll."

„Ich denke vor dem Schlafengehen, Mama," erwiderte Percy in seiner frivolen Weise.

Frau Dora ergriff das Ohrläppchen ihres Sohnes und zauste es einwenig. „Du Schlingel," sagte sie, „du scherzest noch."

„Drücke Dich nicht so derb aus, Mama, ich mag das nicht. Es steht Dir auch nicht."

Frau Dora wußte nicht, ob sie nicht doch wieder böse werden sollte, Percy aber küßte rasch ihre Hand, schlüpfte aus dem Zimmer und schickte Jane hinein, die er zufällig dicht an der Thüre stehend fand.

Sechstes Kapitel.

Die Sonne ging eben auf, als die alte Rahnken ihre Herrschaft weckte. Mutter und Sohn schlüpften schnell in die zurechtgelegten Kleider und eilten dann hinab auf die Straße, dem Flusse zu. Trotz der frühen Stunde waren sie nicht die einzigen. Hier, da, dort ward die Hausthüre aufgethan und geputzte Menschen traten mit Paletots und Tüchern auf den Armen heraus in die frische Morgenluft. Es war ja Sonntag, und alles eilte, die Stadt zu verlassen, um den voraussichtlich schönen Tag am Meere oder in den Wäldern zu verbringen.

Am Quai herrschte reges Leben. Schmale Boote, in denen die rothjäckigen Mitglieder eines Ruderklubs ihre Kunstfertigkeit übten, stießen von der Schiffsbrücke ab und flogen schnell stromabwärts, während die Ruder in der Morgensonne blitzten; ein Dampfboot, das einen Turnverein ans Meer bringen sollte, verließ mit klingendem Spiel den Quai; „des Sonntags in der Morgenstund'," klang es von einem anderen herüber, auf dem sich Sänger zu gleichem Zweck versammelt

hatten. Hier und dort wurde zum Zeichen der Abfahrt geklingelt, und athemlose Menschen eilten, so schnell sie konnten, den Stegen zu, während aus den Dampfessen der Schiffe der Dampf mit lautem Brausen entwich und als weißes Wölkchen von dem frischen Morgenwinde stromabwärts getrieben wurde.

Georg und seine Mutter waren rechtzeitig genug gekommen, um auf dem äußersten Hinterdeck ein trauliches Plätzchen zu finden und von dort aus, während sie ihren Kaffee tranken, dem Hasten und Drängen behaglich zusehen zu können.

Der herrliche Morgen und das Gefühl, nun so zusammen einem schönen Tage entgegenfahren zu können, machte sie unbeschreiblich glücklich. Sie waren wie zwei frohsinnige Kinder, die auch der geringste Anlaß zum Lachen bringt.

„Was für eine Farbe werden die Wimpel Deiner Schiffe einmal zeigen?" fragte die Mutter und wies auf einen Dreimaster, der sich durch den vom Hauptmast wehenden rothen Wimpel mit dem bekannten J. C. H. als ein Herbeckscher charakterisirte.

„Natürlich die blaue, mein Mütterchen. Wie kannst Du daran zweifeln? Ist es doch Deine Lieblingsfarbe."

„Und wo wirst Du Dir Dein Höfchen (Landhaus) errichten?" hieß es weiter. „Auf Donnersberg oder in Waldberg?"

„Ich entscheide mich für Waldberg. Da ist man dem Flusse näher."

„Gut, aber eins bitte ich mir aus: daß das Haus auch eine Veranda nach der Südseite hat und daß vor derselben Platz für einen Blumengarten ist."

„Zugestanden."

„Aber er darf von der Straße aus nicht gesehen werden können!"

„Ebenfalls zugestanden. Wir wollen einen festen und hohen Zaun errichten."

Die Beiden errichteten außer dem Landhaus noch eine Fabrik und ein halbes Dutzend Kalköfen — man fuhr gerade an solchen vorüber — dann sagte die Mutter: „Ich bin zu neugierig, wie Dir Fanny gefallen wird. Ich sage Dir, das wäre eine Frau für Dich, Georg! Ist es nicht ein Jammer, daß das Mädchen schon versagt ist?"

„Nun, sie sind ja noch nicht verlobt."

„Aber immerhin so gut wie verlobt. Ich gönne es ihnen übrigens von Herzen, ihr und ihm. Der Doktor ist auch ein überaus tüchtiger Mensch und garnicht hochmüthig."

„Warum sollte er auch hochmüthig sein?"

„Nun, weißt Du — diese jungen Patrizier pflegen sich nicht gerade immer durch Bescheidenheit auszuzeichnen. Er hat doch als Sohn seines Vaters den künftigen Rathsherren sozusagen in der Tasche."

„Ja, ja, Mütterchen, die haben es gut."

„Nun, wir wollen es ihnen gönnen. Im ganzen sind sie doch tüchtig und man ist ja auch mit dem Rath leidlich zufrieden."

„Schön, aber es ist immerhin Nepotismus."

„Mag sein, Georg, aber den gibt es, wie ich fürchte, so gewiß überall, als die Großväter aller Orten Enkel haben. Man muß schon zufrieden sein, wenn es so mit Maß getrieben wird wie hier. Aber ich wollte Dir von Fanny erzählen. Siehst Du, das Mädchen kostet ihrem Vater seit drei Jahren nicht einen

Heller. Sie hat eine Schule für kleine Mädchen angelegt, in der sie Unterricht ertheilt und verdient, wie ich glaube, ein hübsches Stück Geld."

„Nun, der alte Mohrbach muß doch als Oberlehrer genug haben, um sich und sein Kind standesgemäß erhalten zu können? Oder macht er Kapital?"

„Nein, Georg," lachte die Mutter, „letzteres wol garnicht. Die Herren haben wenig und der Alte gibt viel für seine Bibliothek aus."

„Sage, Mutter, ist der Dr. Eichner reich?"

„Nein, Georg. Er hat sein eigenes Haus und vielleicht auch einwenig Kapital. Weißt Du — wie diese Familien schon sind — sie vermehren es nicht gerade, aber sie erhalten es."

Als das Dampfschiff im letzten Modebadeorte anlegte, gab es einen kleinen Zwist. Die Mutter wollte durchaus den weiten Weg nach Hermannsbad, in dem der Oberlehrer wohnte, zu Fuß zurücklegen, während der Sohn darauf bestand, eines der Wägelchen, die am Flußufer hielten, zu miethen. Letzterer drang mit dem Hinweis durch, daß er ja sonst zu spät kommen würde, um noch ein gemeinsames Bad mit dem alten Herrn nehmen zu können.

Der alte Mohrbach wohnte schon seit mehr als zwanzig Jahren allsommerlich in demselben Hause. Es war ein überaus ursprüngliches roth angestrichenes Bauwerk, das von einem Schilfdach bedeckt war. Es enthielt nur drei Zimmer, ein großes und zwei kleine, in die man von ersterem aus gelangte. In allen dreien war, ebenso wie auf der Veranda, der Fußboden ausgetreten und ungleich. Die Küche befand sich in einem besonderen Häuschen.

Als das Wägelchen, in dem Frau Anrath und Georg saßen, vor der Thüre hielt, erhob sich der Oberlehrer von seinem Sitz unter dem einzigen Baume, der überhaupt auf dem Grundstücke stand, einer Birke, und eilte ihnen entgegen. „Na, das freut mich, Cousine, freut mich, Cousine," rief er. „Recht so, Anrath, das ist einmal ein lieber Besuch, lieber Besuch."

Auch Fanny, ein großes, schönes Mädchen, eilte aus dem Hause herbei und begrüßte die Gäste.

„Wissen Sie was, Georg, was Georg?" rief der Oberlehrer, nachdem die erste Begrüßung vorüber war. „Wir wollen ins Bad gehen, ins Bad gehen. Oder baden Sie nicht? Oder sind Sie zu erhitzt?"

Georg erklärte sich bereit. Der alte Herr brachte ein paar Badelaken und Beide stampften dann durch den tiefen Sand, der Düne, dem Meere zu.

„Entschuldigen Sie mein Kostüm," sagte der alte Herr, „aber ich wußte ja nicht, daß wir einen Besuch erwarten durften."

„O bitte," erwiderte Georg und sah seinen Nachbar prüfend an. Derselbe war in der That wunderlich gekleidet. Er hatte ein Käppi mit einem zwei Handbreit langen Schirm auf und ein rosa und weiß gestreiftes Röckchen an, das ihm im Verein mit weißen Beinkleidern genau das Aussehen eines frisch gewaschenen Ferkelchen gab.

Am Meeresstrande war große Versammlung. Der ganze Mohrbachsche Kreis, lauter Gymnasialoberlehrer aus Hansaburg, waren hier versammelt und spazierten, nur in Badelaken gehüllt, vor den Badehütten im warmen Sande umher. Da war ein Oberlehrer für das Lateinische, ein Mann mit einem Römerkopf und

römischer Dignität und Urbanität in seinem Wesen; da war ein Oberlehrer für das Deutsche, ein kleines, verkümmertes Kerlchen, dem man jedes Rippchen auf dem entblößten Oberleibe zählen konnte; da war endlich ein Oberlehrer für das Griechische, ein wahrer Koloß von Rhodos, mit dem gutmüthigsten Gesicht von der Welt, einem Spitzbauch und sieben Leibessprossen, von denen der eine ihm immer ähnlicher sah als der andere. Sie wurden Tidde, Hinze, Pinze, Lipse, Papse, Tatze, Wakul genannt (Theodor, Heinrich, Peter, Ludwig, Paul, Theophil, Walther) und waren in Alter und Größe ganz gleich weit auseinander, so daß sie allgemein die Orgelpfeifen hießen, ihre ganze Familie aber die Orgel genannt wurde. Rechts und links sprangen kleinere und größere Knaben kreischend im flachen Wasser umher, während ihre tiefer im Meere umherschwimmenden Väter nur die Köpfe herausstreckten, wie Seehunde.

Georg wurde den Herren vorgestellt, kleidete sich rasch aus und eilte dann mit den übrigen ins Meer. Der Oberlehrer für das Griechische ging voran und seine Orgelpfeifen folgten ihm im Gänsemarsch. Da sie sich nun auch, der eine nach dem andern, mit Hilfe des einzigen zu ihrer Verfügung stehenden Eimers begossen und dabei laut schrieen — denn das Wasser war infolge des anhaltend wehenden Landwindes überaus kalt — so gab es bei der übrigen Gesellschaft ein großes Gelächter.

Als das Bad beendet war, warfen sich die Herren, mit den Köpfen zu einander gekehrt, in den warmen Sand am Abhang der Düne und plauderten so lange, bis die herbeispringende Orgelpfeife Nr. 3 daran mahnte, daß die Herrenbadestunde sogleich zu Ende sein würde.

Die Herren sprangen schnell auf und fuhren, so schnell sie konnten, in ihre Kleider. Dann begab sich alles zu Mohrbach, bei dem heute das am Sonntag stets gemeinsame Frühstück eingenommen wurde.

Man aß gebackene frische Butten (Flundern), vertilgte diese Götterspeise mit homerischem Appetit und spülte sie mit einem geringen Haut Sauternes hinunter. „Trinken Sie nur," sagte Mohrbach, als er Georg einschenkte, „es ist ja nur ein kleines Weinchen, kleines Weinchen, aber diese Marke und das Kind, das sie liest, wie sie geschrieben wird, geschrieben wird, die gehören nun einmal zum Strande, zum Strande."

„Sind Sie schon Mitglied des Gewerbevereins?" fragte der Deutsche.

„Nein, noch nicht!"

„Aber Sie werden doch ohne Zweifel eintreten? Darf ich Sie vorschlagen? Man ist allgemein Mitglied des Gewerbevereins."

„Sie werden mich zu großem Danke verpflichten!" erwiderte Georg.

Der Römer kniff das eine Auge einwenig zu, was ihm ein sehr schalkhaftes Aussehen gab. „Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie sich für die Kunst interessiren," sagte er. „Im übrigen haben wir in unserer Stadt einen Kunstverein, der sich seitens der Bürgerschaft einer großen Anerkennung erfreut."

„Darf ich Sie bitten, meinen Eintritt freundlichst vermitteln zu wollen, Herr Oberlehrer?"

„Es wird mir eine Ehre sein, aber ich bemerke Ihnen, daß ich Sie durch meine Aeußerung nicht etwa zum Eintritt veranlassen wollte."

„Na nu, Sie sind also ein Freund vom Vereinswesen," rief der Grieche und schmunzelte verschmitzt, „na, das freut mich ja riesig. Also ein echter Hansaburger. Na, da melde ich Sie denn natürlich gleich in der gemeinnützigen Gesellschaft an."

„Aber wartet doch ein bißchen, doch ein bißchen," rief der alte Mohrbach lachend, „wo bleibe ich sonst mit meinen talentvollen Knaben, talentvollen Knaben?"

„Aber na nu, Du wirst doch zugeben, Mohrbach, daß der Herr unmöglich in Hansaburg leben kann, ohne Mitglied der gemeinnützigen Gesellschaft zu sein."

„Ich gebe das ganz zu, ganz zu, aber meine talentvollen Knaben wollen doch auch weiter kommen, weiter kommen!"

„Nun, mein Sohn kann ja nach und nach Mitglied der verschiedenen Vereine werden," rief Frau Anrath, die an die Mitgliedsbeiträge dachte und der dabei einwenig bang wurde.

„Recht so, Cousine, das kann er, kann er. Ich will nicht undankbar sein, undankbar sein. Seine zukünftige Principalin hat mich gestern so reich gemacht, wie wenn hundert Mitglieder neu eingetreten wären, neu eingetreten wären."

„Kennen Sie die Dame schon, Herr Anrath?" fragte Fanny.

„Noch nicht, aber ich werde heute beim Generalkonsul speisen!"

„Aber ihn kennen Sie doch schon?"

„Ja, das heißt, ich habe mich ihm wenigstens schon vorgestellt!"

„Und wie war er denn, wie war er denn?"

„O, sehr charmant!"

„Ich muß gestehen, daß ich mich immer etwas vor ihm fürchte," meinte Fanny. „Ging es Ihnen nicht so? Das Gefühl ist ja vielleicht lächerlich und ich könnte nicht angeben, worauf es sich gründet, aber ich werde es in seiner Gegenwart nicht los."

„Wenn Sie wollen, geht es mir ähnlich wie Ihnen," erwiderte Georg, „der Herr hat in der That etwas ungewöhnlich Imponirendes."

Mohrbach lächelte still vor sich hin. „Ich will Euch sagen, was es ist, was es ist," rief er. „Der Mann ist im höchsten Grade leidenschaftlich und ist doch so sehr gewohnt, sich zu beherrschen, daß er den Eindruck von Kälte macht. Das heißt, nicht ganz, nicht ganz, etwas Rauch dringt doch von Zeit zu Zeit aus dem Krater, darum vergißt man nicht, daß man vor einem Vulkane steht, Vulkane steht."

„Kennen Sie die Tochter, Fannychen?" fragte Frau Anrath.

„Leider nur wenig," erwiderte Fanny, „aber doch genug, um zu wissen, daß sie ein reizendes Geschöpf ist."

„Das ist sie, das ist sie," rief der alte Mohrbach lebhaft. „Ein reizendes Geschöpf, ein reizendes Geschöpf."

„Guten Morgen, meine Herren," rief der Dr. Eichner, der eben durch die Pforte trat; „guten Morgen, Fräulein Fanny, guten Tag, gnädige Frau; hat Sie das schöne Wetter herausgelockt?"

Georg betrachtete den jungen Mann, der sich, nachdem die Vorstellung erledigt war, lebhaft mit dem Deutschen und mit dem Griechen unterhielt, aufmerksam. Er war von mittlerer Größe, sah aber infolge seines schlanken Wuchses größer aus, als er war. Er hatte

ein hübsches Gesicht, dunkle Augen, und ganz kurz geschnittenes, schwarzes Haar.

Der Doktor setzte sich und die Herren geriethen bald in eine lebhafte Debatte über ein Projekt zur Errichtung einer Handwerksstätte für die Schüler der höheren Schulen, denen dadurch Gelegenheit geboten werden sollte, Hand und Auge zu bilden. Das Projekt ging von der gemeinnützigen Gesellschaft aus, und der Deutsche, der Doktor und der Grieche bildeten die Kommission, die es begutachten sollte. Mohrbach behauptete, die ganze Geschichte würde, wenn sie nicht obligatorisch gemacht werden könne, auf eine Spielerei herauslaufen, er stieß aber damit auf Widerspruch, selbst seitens der Tochter, die sich lebhaft an dem Gespräch betheiligte.

Georg hörte still zu und erfreute sich an dem Eifer der Debattirenden. Es war auch sonst eine so echt heimische Strandscenerie: Der blaue Himmel oben, der gelbe Sand und die dunklen Föhren unten und zwischen beiden das eintönige Brausen des Meeres und des Waldes. Er erfreute sich auch an dem schönen Mädchen, das, als das Gespräch eine andere Wendung genommen hatte, schnell und doch maßvoll hin- und herging und mit Hilfe einer Magd das Speisegeräth in die Küche brachte.

„Sie haben, wie ich höre, eine kleine Schule angelegt, Fräulein Fanny," sagte er, als das junge Mädchen wieder zwischen ihm und seiner Mutter Platz genommen hatte.

„Ja, und diese Thätigkeit macht mir viel Freude," war die Antwort. „Es gibt keinen dankbareren Beruf als den einer Lehrerin."

„Sollte dem wirklich so sein?“ fragte Frau Anrath. „Man hört oft das Gegentheil behaupten.“

„O,“ rief Fanny, „wer das als Lehrer behaupten kann, der hat allerdings seinen Beruf total verfehlt. Bei welcher andern Thätigkeit tritt wol der Erfolg so rasch zu Tage als bei dieser? Da wird mir ein Kind gebracht, widerspenstig, träge und theilnamlos. Nach einem Jahr ist dieses selbe kleine Geschöpf gehorsam, fleißig, voll Eifer. Es liebt mich jetzt ebensosehr, wie es mich früher nicht leiden konnte und es ist unermüdlich, mir durch seinen Fleiß, sein Aufmerken, seine Haltung anzudeuten, wie viel ihm an meiner Meinung gelegen ist. Sie glauben nicht, wie froh mir zu Sinn ist, wenn ich vor meine Kleinen hintrete und nun schon das Vorgefühl der Freude habe, die ich empfinde, wenn alle diese Aeuglein nun gleich so strahlend nach meinen Lippen blicken werden. Nein, Frau Anrath, ich lobe mir meinen Lehrerberuf! Es gibt keinen anderen, der ihm an Freuden gleich käme.“

Gegen zwei Uhr zog ein Gewitter mit einem heftigen Regenguß über die Badeorte hin. Man flüchtete ins Haus, aber auch dieses bot nicht allzu großen Schutz, denn der Regen ging durch Dach und Decke. Das erhöhte übrigens nur den Frohsinn, denn die Herren liefen in die Küche, holten alles vorhandene Geräth herbei und stellten es dann unter Fanny's sachverständiger Leitung so auf, daß das Wasser hineintropfte.

„Sagen Sie doch, Anrath,“ begann Mohrbach, als man damit fertig war und nun in Gruppen an den geöffneten Fenstern oder in der Thüre stand, „ist es Ihnen nicht höchst fatal, höchst fatal, daß Sie nicht mit Ihrem Mutting zusammen wohnen können?“

„Gewiß, Herr Oberlehrer, und das umsomehr, als ich eigentlich nicht einsehe, warum dem Generalkonsul daran gelegen ist, daß ich in seinem Hause wohne."

„Wie motivirt er denn seinen Wunsch, seinen Wunsch?"

„Er sagte, es sei so hergebracht in seinem Geschäft, das ist aber nur zum Theil richtig, denn mein Vorgänger hat, wie ich höre, nach seiner Verheirathung eine andere Wohnung bezogen."

„Es hätte ja einen Sinn, einen Sinn," sagte der alte Herr lebhaft, „wenn er Sie auch bei sich speisen ließe. Früher wurde das sogar allgemein so gehalten, und man könnte annehmen, daß es ihm nur um die alte Sitte zu thun sei, aber so, aber so —"

Mohrbach zuckte die Achseln und Georg that es ihm nach. Er blickte unterdessen zu Fanny hinüber, die mit dem jungen Doktor etwas abseits stand und sich lebhaft mit ihm unterhielt. Es war doch schade, daß die Beiden so gut wie verlobt waren!

Als der Regen aufgehört hatte, empfahl sich Georg, nachdem verabredet worden war, auf welchem Schiff er am Abend die Mutter treffen sollte.

Der Römer, der in derselben Richtung wohnte, wie der Generalkonsul, begleitete ihn eine Strecke weit.

„Kennen Sie den Dr. Eichner näher?" fragte er, nachdem sie eine Weile schweigend neben einander her gegangen waren.

„Nein, ich habe ihn heute wissentlich zum ersten Male gesehen!"

„Ein merkwürdiger junger Mann! Es sind überhaupt merkwürdige Menschen, Ihre Mitbürger. Keine Spur von Talent, aber Charakter in Fülle. Man will

nichts Großes, aber man fängt das Kleine mit Verstand an und man führt es mit Ausdauer zu Ende. Alles marschirt ordentlich in Reih und Glied und jedes Rad in der Maschine fühlt sich als solches und thut seine Pflicht. Man lernt diese Rasse recht in der Schule kennen. Wie selten ist da einer, der die Welt auf den Kopf stellt, um sie dann in seiner Weise wieder aufzubauen! Aber fleißig, willig, brav sind sie alle und sie machen ihre Aufgaben in der Schule so gut wie im späteren Leben. Ich beneide Sie um Ihre Mitbürger. In meiner engeren Heimat, in Kurland, hat man unvergleichlich mehr Geist — nehmen Sie es mir nicht übel — es ist wirklich so, aber es kommt nur wenig dabei heraus. Wir haben lauter „enorm begabte" Jünglinge, aber nur zu viele sehr mittelmäßige Männer. Und woher kommt das? Weil man bei uns, wenn von einem Fremden die Rede ist, fragt: „Ist er klug?" während die Hansaburger fragen: „Ist er tüchtig?" Und das ist recht so, denn es kommt schließlich nicht auf den Verstand an — den kann jeder haben — sondern auf den Willen. Der macht es."

Siebentes Kapitel.

Während Georg im Kreise der Oberlehrer frühstückte, saßen auch Arwdeil und Percy bei einem Frühstück zusammen. Der erstere bewohnte eine kleine entzückende Villa, die unweit des Herbeckschen Hauses hart an der Düne gelegen war. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, Percy die erste Schüssel der geliebten, am Spieß gebackenen Brätlinge vorzusetzen und er würzte sie, die natürlich nur die Einleitung zu einem auserlesenen Frühstück bildete, mit einem köstlichen Clos de Vogeaux, den er den ältesten Vorräthen seines Kellers entnommen hatte.

„Es ist ein unbeschreiblicher Genuß," sagte Percy, als er mit dem Aeltesten anstieß, „wieder einmal ein ordentliches Glas in der Hand zu haben und sein inneres Zittern zu fühlen. Guten Wein kann man ja, wenn man das nöthige Kleingeld hat, allerorten bekommen — diesen natürlich nicht, Onkel, aber doch immerhin trinkbaren — aber mit den Gläsern hapert's überall. Und doch sind sie mindestens ebenso wichtig wie der Wein. Was thu' ich mit dem feurigsten Burgunder, wenn er mir in einem dummen Glase ohne Temperament vorgesetzt wird?"

„Da hast Du ganz recht, mein Junge. Es ist ein wahrer Jammer, daß die meisten Menschen so ohne allen Verstand trinken. Kann man sich z. B. etwas Stupideres denken, als die modernen Cremantgläser? Wie adelig, wie hochgesinnt sind dagegen die alten! Aber das ist unsere Zeit, wie sie leibt und lebt. Ueberall soll es die Masse machen und nur auf sie kommt es an. Gib acht, Percy, Du wirst erleben, daß man den Champagner aus Bierseideln trinkt. Ich werde dann hoffentlich nicht mehr sein, aber denke an mein Wort, Du wirst dergleichen erleben."

„Sehr möglich, Onkel, aber — sage doch — wie mag es denn jetzt der Wegbauer gehen?"

„Wie so? Wie meinst Du das?"

„Ich meine, wo sie leben mag?"

„Augenblicklich wohnt sie in Hermannsbad, im Brunnenmacherschen Hause."

„Und sie ist glückliche Hausfrau?"

Der Aelteste brach in ein herzliches Gelächter aus. „Jetzt verstehe ich Dich erst," rief er. „Lieber Junge, darüber mache Dir keine Sorgen. Die Geschichte nahm ein tragisches Ende, indem der junge Mensch von einem kurländischen Baron im Duell erschossen wurde. Nein, von Hausfrau ist keine Rede und wir sind alle herzlich froh darüber. Es wäre ja auch zum Verzweifeln gewesen! Ich sage Dir, sie hat sich brillant entwickelt. Ich sah sie das letzte Mal als Desdemona — na, es war, um toll zu werden. Ein holdes Weib! Ein süßes Weib! Sie hatte eine Toilette an, na —" der Aelteste machte hier ein Kußhändchen — „es war brillant. Du weißt, wie schwer Deine Mama in dieser Beziehung zu befriedigen ist, aber auch sie sagte: die

Wegbauer hat heute eine brillante Toilette! Ich denke, ein Lob aus einem solchen Munde will etwas sagen? Nicht?"

„Also wirklich so gut entwickelt? Was Du sagst, Onkel!"

„Ich sage Dir, Du wirst sie nicht wieder erkennen. Sie ist Dir so voll geworden, so stattlich. Sie hat Dir Wangen wie — eine — eine — ja, wie soll ich nur sagen — wie ein Pfirsich. Weißt Du, so etwas Flaum! Aber erzähle doch, von wem spricht man denn jetzt in erster Reihe in Brüssel?"

Das Gespräch nahm seinen Gang. Percy erzählte höchst unterhaltend, sein Gegenüber hörte mit dem größten Vergnügen zu. Als sie die dritte Flasche anbrachen, sagte der Aelteste: „Hör' einmal, mein Junge, Du hast natürlich einige Bären angebunden?"

„Danke, Onkelchen, es geht."

„So? Geht es? Na, das wundert mich — offen gesprochen. Aber einerlei. Ich möchte Dir einen Vorschlag machen. Du weißt, mein Junge, daß der Anblick dieser Thiere jemand, der nicht mit ihnen vertraut ist, mehr zu erschrecken pflegt, als gerade nöthig ist."

„Das stimmt, Onkel."

„Nicht wahr. Da ich nun aber diesen Schreck Deiner Mama gern ersparen würde, so erbiete ich mich, die Kerle — wenn es Dir recht ist — loszubinden und ihren Eigenthümern zurückzugeben."

„Du bist eine Perle von einem Onkel, Onkelchen!"

„Meinst Du? Na, also rück' einmal mit der Zahl heraus. Worum handelt es sich?"

„Es ist ein hübscher Posten Geld, Onkelchen."

„Na, thut nichts. Nur Courage, mein Junge. Immer heraus damit!"

„Dreitausend Rubel!“

„Dreitausend Rubel? Na, da hört aber alles auf! Du schwindelst, mein Junge. Hast Du, hat Percy Herbeck wirklich nur dreitausend Rubel Schulden? Sage die Wahrheit, lieber Junge.“

„Nein, im Ernst.“

„Na, wenn es weiter nichts ist, dann hättest Du immerhin Deiner Mutter beichten können. Ueber dreitausend Rubel erschrickt die nicht. Aber seit wann bist Du denn so solid geworden?“

„Ich? Lieber Onkel, man wird älter, man wird verständiger.“

Der Aelteste schüttelte den Kopf und seine großen, hellblauen Augen wurden noch größer und standen noch mehr aus dem Kopf hervor als gewöhnlich. „Du schwindelst, Du Windhund,“ sagte er endlich, „und Du willst Deine Schulden erst nach dem Eintritt einer gewissen Eventualität bezahlen. Meinetwegen, ist mir auch recht, wenn nur Deine Mama nichts davon erfährt oder wenigstens nicht dadurch aigrirt wird. Also die übrigen Schulden können noch warten und Du brauchst vorläufig nur dreitausend Rubel? Bon! Du sollst das Geld morgen haben, und Du versprichst mir dagegen, daß Du Deiner Mama nicht beichten wirst?“

„Ich verspreche Dir, daß ich Mama nicht beichten werde. Noch eins: kannst Du mir vielleicht jetzt gleich zweihundert Rubel geben?“

Der Aelteste bejahte die Frage und Percy schob das Geld in die Tasche.

War er schon bisher in guter Stimmung gewesen, so wurde er jetzt förmlich ausgelassen. Die Aussicht, dreitausend Rubel zu seiner freien Verfügung zu haben —

sie zur Bezahlung seiner Schulden zu verwenden fiel ihm auch nicht einmal ein — war wirklich charmant, und in Bezug auf die Täuschung seines Onkels hielt er sich an den Umstand, daß er ja nur versprochen hatte, der Mutter nicht in der Zukunft zu beichten — was ja auch unnütz war, da er es bereits besorgt hatte.

Der schwere Wein war den Beiden doch etwas zu Kopf gestiegen, sie beschlossen daher, einen kleinen Spaziergang zu machen. Da sie aber das Gewitter überraschte, so flüchteten sie auf die Veranda des Kurhauses, auf der sie bald von zahlreichen Freunden und Bekannten umdrängt wurden. Alles nahm wieder Platz und zu den schon vorhandenen Champagnerflaschen kamen noch einige hinzu. Es war ein Glück, daß Ellen an den Bruder dachte und ihn rechtzeitig durch den Diener an die Mahlzeit erinnern ließ. So trafen denn die beiden Herren, wenn auch nur im letzten Augenblick, immer noch zur rechten Zeit ein. Sie wurden mit Georg Anrath bekannt gemacht und man ging zu Tisch.

Georg erwähnte, daß er den Vormittag bei dem Oberlehrer Mohrbach verbracht hatte, und erzählte, wie er sofort hatte Mitglied von so und soviel Vereinen werden müssen. „Es ist mir übrigens ganz recht," fügte er hinzu, „denn ich glaube, daß unser blühendes Vereinsleben doch entschieden ein bedeutender und wichtiger Kulturträger ist."

„Zum Theil ist dem gewiß so," versetzte der Generalkonsul, „aber andererseits wird in unseren Vereinen eine unglaubliche Menge Zeit in der nutzlosesten Weise vergeudet. Zu jedem Geschäft, das ein halbwegs verständiger Mann mit Leichtigkeit erledigen könnte, wird

eine Kommission von mindestens drei, oft von fünf und mehr Personen erwählt. Diese verfehlen sich natürlich ein paar mal und haben dann, wenn ihrer drei sind, sieben Meinungen, so daß des Debattirens und Biertrinkens kein Ende ist. Darüber gewöhnt man sich denn an das ewige Beisammensein — denn ehe die Debatte eröffnet wird, plaudert man natürlich, und wenn sie geschlossen ist, erst recht — und ehe man sich dessen versieht, wird das Geschäft vernachlässigt und der Wirthshausbruder ist fertig. Ich habe mehr als einen tüchtigen und fähigen Mann gekannt, der geradezu an dem Vereinsleben zu Grunde gegangen ist."

„Das trifft doch nur die Uebertreibung, nicht die Sache selbst."

„Gewiß, Herr Anrath, aber es ist in solchen Dingen nicht leicht anzugeben, wo die Sache selbst aufhört und wo die Uebertreibungen anfangen. Wird von jemand bekannt, daß er Neigung und Geschick für diese Art Bethätigung hat, so spannen natürlich sämmtliche Vorstände ihre Netze nach ihm aus. Die liebe Eitelkeit macht dann das Absagen schwer, und ehe man sich dessen versieht, wird ein ganz unverhältnißmäßig großer Theil der Zeit dem eigentlichen Berufe entzogen und in Kommissionsberathungen, Vorstandssitzungen und Generalversammlungen verpufft."

„Die Moral von dem, was Sie sagen, ist also, daß man in diesen Dingen wie in allen andern Maß halten muß," meinte der Aelteste. „Man kann sich bekanntlich selbst an Austern den Magen verderben."

„Es ist nicht nur das," fuhr der Generalkonsul fort, „was mich mit einer gewissen Abneigung gegen das Vereinsleben erfüllt. Noch wichtiger erscheint mir

der Umstand, daß es recht eigentlich die Mittelmäßigkeit großzieht. Sehen Sie sich um unter den eigentlichen Faiseurs in den Vereinen. Es sind meist Mittelmäßigkeiten. Es kann das auch nicht gut anders sein, denn wer in Vereinen wirken will, der muß mit der Menge arbeiten. Diese aber ist immer und unter allen Umständen dumm, auch dann, wenn sie aus lauter klugen Einzelwesen besteht, denn hundert kluge Menschen zusammen sind noch lange nicht so gescheidt wie jeder Einzelne von ihnen, wenn er allein ist. Durch eine größere Versammlung geht immer ein stark verdummender Zug. Wer aber auf die Menge wirken will, der muß ihr verständlich bleiben. Sobald er sie allzusehr überragt, hört das Verständniß und damit die Möglichkeit der Einwirkung auf."

„Wie wollen Sie aber, Herr Generalkonsul, von diesem Standpunkt aus den Umstand erklären, daß das Genie von der Menge als solches erkannt und bewundert wird? Es ist doch die Menge, die einen Shakespeare und einen Byron, einen Pitt und einen Canning bewundert?"

Der Generalkonsul lächelte. „Nein," erwiderte er, „es ist nicht die Menge. Glauben Sie doch nicht, daß selbst die sogenannte gebildete Menge in Goethe den großen Dichter erkennen würde. Nimmermehr! Sie folgt auch hierin nur einigen Leithämmeln, die das eigene Genie befähigte, den Goetheschen Genius als solchen zu erkennen und die dann dem blöden Haufen so lange wiederholten: Goethe und Schiller sind die größten deutschen Dichter, bis dieser es selbst glaubte und sich nun allen Ernstes einbildet, bei der Lektüre ihrer Werke einen großen Genuß zu empfinden."

„Angenommen, Sie hätten recht, Herbeck, wie erklären Sie dann den Einfluß großer Volksredner?"

„Mitunter in derselben Weise, d. h. dadurch, daß die Autoritäten festgestellt haben, der und der sei ein großer Redner oder Journalist. Infolge dessen begegnet ihren Worten das günstigste Vorurtheil und sie üben eine bedeutende Wirkung. So im besten Fall. In der Regel freilich verdanken bedeutende Volksredner und Journalisten ihren Einfluß dem Umstande, daß sie es verstehen auf die Stufe der Menge herabzusteigen und sich den stupiden oder bösartigen Neigungen derselben anzupassen."

„Damit wäre der gesammten politischen Entwickelung der Gegenwart das Todesurtheil gesprochen, Herr Generalkonsul."

„Gewiß, Herr Anrath. Sie beruht auf einer völligen Verkennung der menschlichen Natur. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen sind geborene Knechte, einige wenige geborene Herren. Die meisten wollen immer und überall beherrscht sein. Sehen Sie sich doch nur mit offenen Augen um in der Welt. Was anderes als dieser Knechtstrieb treibt denn den reichen Grundbesitzer, der wie ein reicher Fürst auf seinem Grund und Boden schalten könnte, an den Hof? Was veranlaßt den durchaus selbständigen Kaufmann, sich geehrt zu fühlen, wenn ein vornehmer Mann sein Haus besucht? Was treibt die Jünglinge selbst, sich beim Gelage für eine Weile einen Herrn zu küren? Aus dieser einen Wurzel ist alles entstanden: der Staat, die Gesellschaft, die — und noch manches andere. Nein das: „Einer sei Herr und einer regiere" ist recht eigentlich das Motto der Menschheit. Regiert wird sie überall,

sei es nun von einem Fürsten oder von einem „Volksführer" und je strenger sie regiert wird, um so anhänglicher wird sie, um so mehr „liebt" sie ihren Herrn."

„Aber Papachen!"

„Ja, ja, Kind, so ist es. Niemand wird so gut bedient wie ein harter Herr, niemand so geehrt wie ein strenger Vater. Die Sklavenaufstände brachen regelmäßig nicht auf den Plantagen der schlechten, sondern auf denen der guten Herren aus."

Georg war innerlich empört und er mochte nicht länger schweigen. „Ich theile Ihre Anschauungen in keinem Punkt, Herr Generalkonsul," sagte er, ohne die Erregung, in der er sich befand, ganz verbergen zu können. Er hatte gefürchtet, den Generalkonsul zu verletzen, aber dieser lächelte nur und erwiderte:

„Sie werden schon dahin kommen, in diesen Dingen anders zu urtheilen."

Es trat eine verlegene Pause ein und Frau Dora beschloß, sie zu unterbrechen. Sie hatte bisher still zugehört, denn sie liebte es, wenn rings um sie her lebhaft debattirt wurde. Es war das ja eine Zerstreuung, an der man ohne alle eigene Bethätigung theilnehmen konnte. „Aber um auf unsere Hämmel zurückzukommen," sagte sie jetzt, „so scheint mir das Vereinswesen unserer Stadt jedenfalls eine Eigenthümlichkeit Hansaburgs zu sein."

Frau Dora wußte, daß ihr Mann dieses Argument nicht ruhig hinnehmen würde. Eben deshalb brauchte sie es. Die Debatte sollte ihren Fortgang nehmen.

„Derartige Eigenthümlichkeiten möchte ich denn doch nicht ohne weiteres als berechtigte hinnehmen," sagte der Generalkonsul. „Ich vermag nicht einzusehen,

warum für Hansaburg gut und verständig sein soll, was für Hamburg oder Bremen schlecht oder thöricht wäre."

„Unsere Stadt hat aber ein eigenartiges Leben, Herr Generalkonsul. Sie ist im Gegensatz zu vielen anderen Städten ein wirklicher Organismus, eine städtische Persönlichkeit. Warum sollte unsere Stadt nicht ebenso gewisse Eigenthümlichkeiten ausbilden können wie andere Städte?"

„Bravo!" rief der Aelteste Arwdeil, „Bravissimo, Herr Anrath!"

Ellen schwieg, aber sie blickte dankbar zu Georg hinüber. Sie war wie alle Hansaburgerinnen eine ausgesprochene Lokalpatriotin.

„Das, was Sie sagen, klingt ja ganz annehmbar," erwiderte der Generalkonsul, „aber wenn man diesen ‚berechtigten Eigenthümlichkeiten" auf den Grund geht, so findet man, daß sie durchaus in einer gewissen geistigen Beschränktheit wurzeln. Man muß die Welt eben nicht kennen, um glauben zu können, daß wir hier in irgend welchem Sinne etwas Vorzügliches sind oder leisten. Diese Erkenntniß wäre ja freilich insofern fatal, als es dann mit der Selbstberäucherung vorüber wäre, von der wir einen so ausgiebigen Gebrauch machen, aber sie hätte das Gute, daß wir uns nicht mehr einbildeten, unsere Stadt, d. h. also wir seien eigentlich der Mittelpunkt der Welt und infolge dessen etwas weniger genügsam und dafür etwas thatkräftiger wären. Das, was man unsere Stadt nennt, sind eigentlich ein paar hundert Personen."

„Ich glaube doch, daß Sie das Wesen eines gesellschaftlichen Organismus verkennen," erwiderte Georg, „wenn Sie annehmen, daß die Gesammtheit nicht etwas

anderes ist als die Summe der Einzelwesen. Ich meinestheils glaube, daß jede organisirte Gesellschaft etwas ganz Besonderes ist, das sich eventuell, wenigstens für eine Weile, selbst gegen den Willen der großen Mehrzahl der einzelnen Glieder in seiner Eigenart erhält. Ich glaube, daß das, was wir unter ‚unsere Stadt' verstehen, etwas anderes ist als die Gesammtheit der Einwohner, ja selbst als die Gesammtheit der kommunal thätigen Einwohner, daß es etwas Selbständiges, gleichsam etwas Persönliches ist, so daß es einen guten Sinn hat, wenn man sagt: ich liebe Hansaburg."

Der Generalkonsul schüttelte den Kopf. „Nehmen Sie es mir nicht übel," erwiderte er, „aber ich halte das Wort ‚Organismus' in diesem Sinne für ein Modeschlagwort. Hansaburg ist nichts anderes als seine Bewohner und da diese nach Menschen- und Affenart nichts anderes sind als mehr oder weniger gelungene Kopien von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl charakterstarker Personen, die ihnen imponiren, so ist „Hansaburg," wie ich vorhin sagte, nichts anderes als die Eigenart von höchstens einigen hundert seiner Bewohner."

Frau Dora hob die Tafel auf und man nahm den Kaffee auf einem freien Platz ein. Die Damen, der Aelteste und Percy machten einen Gang durch den Garten, der Generalkonsul und Georg sprachen über die englischen Handelsverhältnisse. Ersterer fand an Georg großes Wohlgefallen. Er verzichtete daher ihm zuliebe sogar auf seinen Spazierritt und begleitete die Familie ans Meer, wo sich ihnen die Siebeneichens und noch einige andere bekannte Familien anschlossen, so daß man in großer Gesellschaft weiter ging.

Ellen wußte es so einzurichten, daß Georg für

eine Weile neben ihr herschritt. „Ich muß Ihnen noch danken, Herr Anrath," sagte sie, „daß Sie unsere Vaterstadt so warm vertheidigt haben. Sie müssen übrigens meinen Vater nicht falsch beurtheilen. Es ist ja leider nur natürlich, daß er, dessen Blick immer auf Europa ruhen muß, den Sinn für unseren Lokalpatriotismus zum Theil verloren hat. Ich glaube ferner, das jemand, der stets mit so vielen Personen in geschäftlicher Verbindung steht, wie er, die Menschen nur zu leicht weniger schätzt, als sie es verdienen."

„Gewiß, Fräulein Herbeck. Sie haben die Sachlage ohne Zweifel ganz richtig erkannt, aber eben damit auch schon uns das schöne Vorrecht zugesprochen, die Menschheit weniger scharf beurtheilen zu dürfen."

„Sie lieben unsere Stadt?" fragte Ellen.

„Gewiß."

Und Georg erzählte nun von dem Jubel, mit dem er seinen Einzug in die Vaterstadt gehalten hatte.

„Ich kann mir denken, wie Ihr Mütterchen sich über Ihr Kommen gefreut haben wird!" rief Ellen und sah Georg so glücklich an, als ob sie zu ihm und seiner Mutter gehörte und Theil an ihrer Freude hatte. Georg fand, daß Ellen wunderbar liebe, freundliche Augen hatte.

Georg sprach nun davon, wie sehr er sich darauf freue, sich in seinen Mußestunden an dem Vereinsleben seiner Vaterstadt betheiligen zu können und wurde dabei so warm wie immer, wenn er auf dieses Thema kam, so daß Ellen ihre helle Freude an ihm hatte. Dann kam die Rede auf die Mohrbachs und nun freute sich wieder Georg über die freundliche, liebevolle Weise, in der Ellen von Vater und Tochter sprach.

So sprachen sie, während rings um sie her gelacht und gescherzt wurde. Das Meer war so unbewegt wie ein Landsee, die zahlreichen geputzten Menschen, die beim Klange der Musik lustwandelten, belebten den Strand auf das Anmuthigste und die Strahlen der untergehenden Sonne tauchten den Wald und die Dünen in röthliches Licht.

Auf dem Rückwege ging Georg neben Frau Dora und Percy nahm den Arm der Schwester. Beide blieben einwenig hinter den übrigen zurück.

„Kleine," sagte Percy, indem er eine zusammengeknüllte Banknote in die Hand der Schwester steckte, „da hast Du etwas für Deine Schneiderin oder was die arme Seele mit den drei Göhren sonst ist."

„Aber Percy!" rief Ellen. „Du bist nicht bei Sinnen. Das sind hundert Rubel!"

„Ich denke, es sind soviel, Kleine. Damit wird sich die Person wol für eine Weile helfen können. Nicht?"

„Liebster Percy, das ist aber wirklich viel zuviel."

„Sei nicht pedantisch, Kleine. Ich habe es ja."

„Gewiß, Percy, und ich danke Dir herzlich, aber — aber — aber —"

Percy lächelte. „Aber wo hast Du es denn her? willst Du fragen. Nicht wahr? Sei ohne Sorge, Kleine, Du kannst es ruhig weiter geben. Aber gib es der Person mit eigener Hand. Das gefällt mir so sehr, Kleine, daß Du den Armen persönlich nahe trittst. So wie Mama gaben gewiß ihrerzeit die Pharisäer."

„Aber Percy!"

„Nein, im Ernst. Es ist ja doch nur die reine Renomage und kommt nicht aus dem Herzen. Aber

sage mir doch, wie gefällt Dir denn der da?" Und Percy wies mit einer Neigung des Kopfes auf Georg.

„Sehr Percy. Ich finde, er hat so etwas Mannhaftes, Festes."

Percy nickte. „Ich habe ihn bei Tisch immer ansehen müssen," sagte er, „Du glaubst nicht, wie ich ihn beneide. Er ist dumm genug, um sich allen Ernstes für „unsere Stadt" zu begeistern und den ganzen Patriotismusschwindel mit unverbrüchlichem Biereruft und der obligaten, inneren Befriedigung mitzumachen. Sieht er nicht ganz so aus wie ein künftiger Rathsherr, Ellen? Ich sage Dir, Kleine, er wird einmal eine Zierde des Wettgerichts sein und wegen der ersten besten Bagatelle fünfundsiebzig Lokaltermine abhalten, ohne zu mucken. Wenn Du alt werden solltest, wirst Du ihn jeden geläuteten Sonntag mit einem wohlrasirten Doppelkinn über dem werdenden Bürgermeisterbauch im Rathsherrengestühl sitzen sehen, wo er neben einer kleinen, freundlichen, ebenfalls etwas dummerhaften Frau, die überaus „tüchtig" und unbeschreiblich langweilig ist, Gott inbrünstig dafür dankt, daß er ihn und sie gerade auf dem Düngerhaufen Hansaburg und nicht in der Müllgrube Hamburg geboren werden ließ."

„Percy," sagte Ellen traurig, „sprich nicht so. Warum thust Du, als ob Du für Tüchtigkeit und Warmherzigkeit nur Spott hättest."

„Inwiefern Spott? Ich sagte Dir ja schon, daß ich ihn um das, was Du „Tüchtigkeit" und „Warmherzigkeit" nennst, aufrichtig beneide. Ich wiederhole, ich wäre glücklich, so dumm zu sein wie er."

„Er ist aber nichts weniger als dumm, Percy. Wenn er schon dumm sein soll, was sagst Du dann zu mir?"

„Hm! das ist eine verflixte Frage, Kind. Man muß dergleichen nicht so auf das Persönliche hinüberspielen. Von einer Frau verlangt man ja übrigens auch nicht, daß sie eben viel Verstand hat, und Herz hast Du für hundert. Aber was den da betrifft, so wünsche ich, er wäre an meiner statt Papas Sohn. Die Beiden würden die ganze Stadt und das Weichbild dazu zusammenkaufen und Johann Christian Herbeck zu einer Firma machen wie Baring Brothers."

„Percy," rief Ellen, „Du bist doch ganz unbegreiflich."

„Das stimmt, Kleine," war die Antwort. „Wie soll ein Mensch nicht unbegreiflich sein, der das Kleine verachtet, weil er das Große versteht und liebt, der aber doch zu träge ist, um nach dem Großen zu streben. Siehst Du — ich bin nicht dumm, ich bin klug, aber ich bin leider nur klug genug, um zu wissen, daß es mein Unglück ist, klug zu sein"

„Percy!" rief Frau Dora, „Percy!" und fragte dann, ob die Tapete in Heinrich Illers Speisezimmer grünlich oder bräunlich sei.

Als Georg sich empfahl, wurde er gebeten, doch nächstens mit seiner Mutter einen Besuch zu machen. Er hatte allen Grund, mit der Aufnahme, die er im Hause des neuen Principals gefunden hatte, zufrieden zu sein, Mutter und Sohn legten daher die Rückfahrt ebenso froh und glücklich zurück wie am Morgen die Hinfahrt.

Achtes Kapitel.

Das Herbeckſche Haus ſtammte noch aus der Zeit, in welcher die Feſtungswälle die Stadt einſchnürten und auch den reichen Kaufmann zwangen, ſein Heim inmitten der engen Straßen der winkeligen, im Laufe der Jahrhunderte langſam gewordenen Stadt aufzuſchlagen. Damals war die Lage am Fluſſe, hart hinter dem Wall, eine beſonders geſuchte, denn ſie bot den Bewohnern der oberen Stockwerke die Möglichkeit, den herrlichen Strom mit ſeinen von Menſchen wimmelnden Quais weithin zu überblicken.

Als die Wälle fielen, die ausgefüllten Gräben ſich in eine herrliche Promenade verwandelten und die luftigen Vorſtädte nicht mehr in Gefahr waren, bei Gelegenheit einer Belagerung niedergebrannt zu werden, zogen die meiſten Reichen hinaus an die Promenade und in die weſtliche Vorſtadt, andere aber zogen es doch vor, in den ererbten oder ſonſt lieb gewordenen Räumen zu bleiben, zumal wenn ſie ihr Kontor in demſelben Hauſe hatten. Herbeck gehörte zu dieſen und er that recht daran, denn wenn man von dem

Fehlen jedes Grün und dem Lärm des geräuschvollen Quais absah, so gab es in der ganzen Stadt kein bequemeres und behaglicheres Haus, als das seinige. Das Parterre enthielt das Kontor und jenseits des Hofes, nach einer engen Gasse hin, die Stallungen und Remisen. Der erste Stock war, weil die Aussicht von seinen Fenstern noch nicht so frei war, den Gesellschaftsräumen eingeräumt, welche nur bei besonders festlichen Anlässen geöffnet wurden.

Der zweite Stock enthielt die eigentlichen Wohnzimmer. Hier war alles so weit und hoch, wie es der Generalkonsul liebte und mit jenem prächtigen, soliden Luxus eingerichtet, ohne den Frau Dora nicht leben konnte. Ihr war das Beste gerade gut genug und der Anblick eines Möbels, ja selbst eines beliebigen Dekorationsstückes, das nicht ganz so werthvoll war, wie es zu sein prätendirte, wäre ihr einfach unerträglich gewesen. In ihrer Einrichtung steckte ein Vermögen, dessen Besitzer man mit Recht einen reichen Mann genannt haben würde.

Im dritten Stock lagen außer den Dienerzimmern fünf Wohnungen, von denen vier aus je zwei Zimmern bestanden, während die fünfte, in der Mitte gelegene, drei hatte. In dieser größeren Wohnung wohnte der alte Herr Hartwinkel, während die übrigen von denjenigen Herren bewohnt wurden, die, ohne verheirathet zu sein, eine hervorragende Stellung in dem Geschäft einnahmen.

In je eine dieser Wohnungen zogen Anrath und Marholt. Sie hatten allen Grund, mit ihrem neuen Heim zufrieden zu sein, denn die Räume waren groß und hoch und die Fenster boten einen wahrhaft entzückenden

Ausblick auf das stets wechselnde Bild des Stromes und die belebte Brücke, die gerade gegenüber dem Herbeckschen Hause in den Quai mündete.

Marholt nahm unter den Ceremonien von der neuen Wohnung Besitz, an denen er um so mehr hing, weil kein Mensch von ihrer Existenz etwas wußte und weil ihr Ursprung sich so sehr in seinem Aberglauben und seinem regen Phantasieleben verlor, daß er ihn selbst keineswegs hätte angeben können. Er sorgte also zunächst dafür, daß er das erste Zimmer ganz allein betrat und zwar so, daß er mit dem linken Fuß zuerst über die Schwelle trat. Dann wandte er sich nach Osten und dachte dreimal: Amen.

Nachdem er sodann auf dem Sopha Platz genommen hatte, legte er die Arme über der Brust zusammen und sprach — denn man konnte durchaus nicht sagen: betete — so schnell wie möglich in Gedanken ein Vaterunser. Er sprach es so schnell wie möglich, denn es kam alles darauf an, daß er damit fertig wurde, ehe jemand eintrat oder wenigstens ehe ihn jemand anredete, denn im entgegengesetzten Falle war der Zauberspruch unkräftig und es erwartete ihn in der neuen Wohnung Unheil.

Alles verlief nach Wunsch und Marlholt betrachtete es als ein besonders glückliches Omen, daß unmittelbar nach dem Amen die Aufwärterin eintrat und eine Frage an ihn richtete.

Die Aufwärterin, welche die in diesem Stock wohnenden Herren zu bedienen hatte, war eine große, starke Person in mittleren Jahren. Sie hieß Frau Husar — weil die Mutter ihres verstorbenen Mannes von dem Vater desselben nur wußte, daß er ein Husar

gewesen war — und zeichnete sich außer durch peinliche Pflichttreue durch ein ungemein zurückhaltendes Wesen und durch ein paar fast unbeweglich erscheinende Augen aus. Wenn sie zur Seite sehen wollte, brachte sie immer den Kopf in dieselbe Richtung.

Marholt, der den Grundsatz hatte, Personen, die er gewinnen wollte, möglichst oft um Gefälligkeiten zu bitten, bat Frau Husar, ihm bei dem Weghängen seiner Garderobe behilflich zu sein, und sie ging mit großer Bereitwilligkeit auf seinen Wunsch ein. Marholt zog sich den Rock aus — er dachte, daß diese Vertraulichkeit einen guten Eindruck machen müsse — kniete vor dem Koffer nieder und reichte so die einzelnen Stücke der Frau, die sie in den Schrank hing.

„Sie bedienen auch den alten Herrn Hartwinkel?" fragte er.

„Ja."

„Ist wol ein wunderlicher, alter Herr? Wie?"

Es erfolgte keine Antwort.

Marholt stand auf, schützte die Augen mit der rechten Hand vor den Strahlen der Nachmittagssonne und blickte hinab auf den Strom.

„Schändlich heiß!" sagte er.

Frau Husar hatte das letzte Beinkleid weggehängt und stand jetzt, den Kopf einschließlich der Augen ihm zugewandt, vor ihm, als erwartete sie Auskunft, was nun geschehen sollte.

„Sagen Sie doch, Frau Husar — wollen Sie mir vielleicht auch helfen, die Wäsche in die Kommode zu thun? Ja? Sie sind eine charmante Frau, bitte also die Taghemden links oben — ja sagen Sie doch, die anderen Herren, die hier wohnten, die haben doch

gewiß alle bei dem alten Herrn Hartwinkel einen Besuch gemacht? Nicht?"

„Das weiß ich nicht."

„Also das wissen Sie nicht? Na, das dachte ich mir. Aber der alte Herr ist jetzt zu Hause?"

„Ja."

„Hm! Sagen Sie doch, Frau Husar — hält der Herr Hartwinkel vielleicht Vögel? Wie?"

„Nein."

„Aber wie steht es mit Bildern? Hat er viele Bilder?"

Frau Husar blickte Marholt erst eine Weile an und erwiderte dann: „Nein."

„Nicht? Hat er nicht vielleicht Bilder, die er in Mappen hat und von Zeit zu Zeit besieht? Wie?"

„Nein."

„So? Also das nicht? Aber Bücher? Wie? Wie ist es, hat er viele Bücher?"

„Nein."

„So. Also das auch nicht? Aber er hat vielleicht Münzen? Ich meine blankes Geld, das er in Kästchen hält und von Zeit zu Zeit hervorholt und besieht? Wie?"

Ueber die starren Züge der Frau Husar flog etwas wie ein Lächeln, sie schwieg aber.

„Nun?" fragte Marholt, der den gesuchten Haken, an welchem er sich an Hartwinkel hängen wollte, endlich gefunden zu haben glaubte.

„Ich weiß nicht," erwiderte Frau Husar, „wenn er das Portemonnaie in die Hand nimmt, sehe ich immer weg."

„Das meinte ich nicht, liebe Frau Husar," rief Marholt schnell, „aber einerlei. Nun sagen Sie mir

nur noch eins: wenn Sie so zu dem alten Herrn hineingehen — wissen Sie, das muß doch von Zeit zu Zeit geschehen — was thut er dann?" —

„Er sitzt auf dem Stuhl."

Marholt biß sich auf die Lippe. „Schön," sagte er dann, „er sitzt auf einem Stuhl. Sehr gut. Aber liest er dabei?"

„Ich weiß nicht."

Aus Frau Husar war nichts heraus zu bringen, Marholt drückte ihr daher einen Rubel in die Hand — einen silbernen, den er sich eigens für diesen Zweck besorgt hatte — und bat sie nach einer Viertelstunde wieder zu kommen. Als sie das Zimmer verlassen hatte, kleidete er sich sorgfältig an und schrieb dann auf seine Karte: „will sich erlauben, Herrn Hartwinkel, als dem Senior des Geschäftes, seine ergebenste Aufwartung zu machen, und fragt an, ob er jetzt nicht stört."

Diese Karte trug Frau Husar hinüber und kam gleich darauf mit der Antwort zurück, Herr Hartwinkel ließe bitten. Marholt hielt seinen tadellosen Hut noch einmal in die Sonne, warf einen kurzen Blick auf seine hellen Beinkleider, zog die Handschuhe glatt und begab sich zu Hartwinkel, an dessen Thüre er leise klopfte. Er hörte eine ungemein hohe Stimme: „Herein!" rufen und trat ein.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu erneuern," schrie Hartwinkel, der immer überlaut sprach, indem er Marholt entgegentrat und reichte ihm seine kleine weiße Hand. „Bitte, nehmen Sie Platz. Der Stuhl ist ja zwar etwas unbequem, aber ich habe, wie Sie sehen, keinen anderen und meiner würde Ihnen, wie ich fürchte, noch unbequemer sein."

Damit setzte sich der Alte wieder oder ließ sich vielmehr in die Tiefen seines übergroßen, altmodischen Lehnstuhls, der einen fettglänzenden Ueberzug von unbestimmter Farbe zeigte, versinken. Auch Marholt nahm Platz auf einem rohen Holzstuhl mit einem zersessenen Strohgeflecht in der Mitte. Zwischen beiden stand ein viereckiger gelb angestrichener Tisch, wie ihn die armen Leute gebrauchen. Auf dem Tisch stand oder lag nichts.

„Ich fühle mich ungemein geehrt," begann Marholt, „meine Kräfte künftig ganz Johann Christian Herbeck widmen zu dürfen und ein wenn auch nur bescheidenes Glied dieser berühmten Firma geworden zu sein. Aber es ist, wie Sie ja wissen, nicht nur dieses erhebende Gefühl, das mich an den Herrn Generalkonsul bindet, nein, ich bin so glücklich, auch gewissermaßen persönliche Beziehungen zu ihm zu unterhalten."

„Natürlich," schrie der Alte, „Sie haben persönliche Beziehungen. Sie haben ja dem Bengel, dem Percy, seinerzeit die Schularbeiten gemacht und Herbeck hat Sie zum Dank nach England geschickt. Das sind persönliche Beziehungen. Natürlich."

„O bitte, ich war ja allerdings so glücklich, als Schüler mit dem jungen Herrn Herbeck zusammen arbeiten zu dürfen, aber davon, daß ich seine Arbeiten machte, konnte keine Rede sein."

„Was! Davon kann keine Rede sein? Sie wollen mit dem Schlingel, dem Percy, zusammen gearbeitet haben? Wenn einer die Arbeiten macht und der andere schreibt sie ab, so nennt man das doch nicht zusammen arbeiten?"

„Sie irren, Herr Hartwinkel. Der junge Herbeck war ja damals zwar noch nicht gerade sehr fleißig,

was in seiner Lage ja auch sehr natürlich war — aber es fehlt ihm, wie Sie wissen werden, keineswegs an Begabung."

„Na, die Begabung kennt man! Zum Dickethun hat er Begabung, den Gentlemann spielen kann er, das Geld zum Fenster hinauswerfen thut er. Dumm ist der Junge, so dumm wie der Affe, der an den Geldkasten seines Herrn kam und das Geld zum Fenster hinauswarf. Wenn er es wieder zusammenbringen müßte, würde er bald einsehen lernen, wie dumm er ist."

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen widerspreche, Herr Hartwinkel, aber Sie beurtheilen Percy falsch. Faul ist er, stinkend faul, aber nicht dumm. Wenn seine Faulheit ihm erlaubte seine Begabung zu benutzen, so würden Sie staunen über den feinen Verstand, der in dem Jungen steckt."

„Ach was Verstand! Hat denn ein Mensch Verstand, der ein Verschwender ist? Dazu mag sein Verstand allenfalls ausreichen, um den Schürzen nachzulaufen, aber in den Dingen, auf die es ankommt, ist er dumm wie ein Huhn. Der erste, beste Schelm kann ihm einen Kreidestrich über die Nase ziehen und er bleibt daran hängen wie an einer Kette. Er ist ganz so dumm wie seine Mutter, die Beiden passen richtig zusammen. Nun, Sie kennen ja die Beiden — sagen Sie selbst, sind sie Fässer ohne Boden oder nicht?"

„Das ist der Junge gewiß, das läßt sich nicht leugnen, aber er hat abgesehen von diesem einen Punkt doch Verstand. Was hat er mitunter für hübsche Einfälle!"

Der Alte zuckte die Achseln. „Ich weiß von diesen

Einfällen nichts," sagte er, „aber es mag meinetwegen so sein, denn bei den Herbecks geht ja alles ins Große. Na, Sie werden ja jetzt erst sehen, in was für ein großes Geschäft Sie eingetreten sind. Hi—hi—hi— ich sage Ihnen so groß."

Bei diesen Worten hielt der Alte die Arme, so weit er konnte, auseinander und lachte laut.

Marholt that, als ob er den Hohn nicht verstand. „Ja, es ist ein riesenhaftes Geschäft," sagte er. „Der Generalkonsul ist ja aber auch ein Geistesriese."

„Was? Herbeck ist ein Geistesriese? Also so sagt man? Bravo! Na, natürlich. Die Riesen sind besonders große, starke Leute und alle Welt spricht von ihnen. Sie sind ja auch groß und stark genug, um das rothe Gold überall zu nehmen, wo sie es finden. Daß sie es nicht gegraben haben, sondern die Zwerge, die im Dunkeln hausen, weiß kein Mensch. Das ist ja auch ganz in der Ordnung, denn diese sind klein und schwach. Hi—hi—hi! Aber sprechen wir von etwas anderem. Sie kommen aus England, erzählen Sie mir von England."

Während Marholt erzählte, hatte er Gelegenheit, den alten Herrn und das Zimmer, in dem sie sich befanden, genauer zu mustern. Der alte Hartwinkel, der sich garnicht verändert hatte, war ein kleines verfallenes Männchen von mumienhafter Magerkeit. Das weiße Haar war kurz verschnitten und stand ihm so borstig vom Kopf ab, wie die Stacheln eines Igels. Unter der hohen, von zahlreichen Furchen durchzogenen Stirn blitzten ein paar kleine, aber überaus lebhafte kluge Augen hervor, eine sanft geschwungene, aber übergroße Nase senkte sich über den eingefallenen,

zahnlosen Mund weg, dem Kinn zu. Die Kleidung bestand, soweit sie sichtbar war, nur aus einem dunkelgrauen Schlafrock mit himbeerfarbenen Aufschlägen und ein paar braunledernen Schuhen mit rothen Rändern.

Auch das Ameublement des Zimmers, das Marholt zum ersten Mal betrat, war von wahrhaft spartanischer Einfachheit, denn der große Raum enthielt außer dem oben beschriebenen Tisch nur noch einige Stühle und ein Bücherbrett, auf dem eine Anzahl Jahrgänge der Hansaburger Börsen- und Handelszeitung standen.

Als Marholt sich empfahl, bat er Hartwinkel, doch künftig ganz über ihn zu verfügen. „Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, werde ich sehr erfreut sein," sagte er.

„O, bitte, bitte," war die Antwort. „Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Besuch."

Als Marholt fort war, rieb Hartwinkel sich vergnügt die Hände. „Ein niedlicher Bursche," murmelte er, „ein sauberer Patron. Da hat sich der Herbeck wieder einmal eine rechte Stütze errichtet. Man braucht nur seine Unterlippe anzusehen. Wie das hängt und zittert! Und die gierigen schwarzen Augen! Na, mir kann es recht sein. Ich will doch einmal sehen, wie der superkluge, große, starke Riese Herbeck mit ihm fertig werden wird. Hi—hi—hi. Ein rechter Kamerad für den Percy mit seinen genialen Einfällen."

Der Alte stand auf, schellte und kehrte dann wieder auf seinen Platz zurück. „Nun?" fragte er, als Frau Husar eintrat.

„Er hat gute Kleider," begann Frau Husar, „und auch gute Wäsche. Ich habe ihm geholfen, Beides wegzulegen."

„So. Also gute Kleider! Na, das dachte ich mir. Das braucht solch' einer. Hat er Sie etwas gefragt?"

„Ja, er hat viel gefragt. Er hat gefragt, ob ich den Herrn bediene und ob der Herr wunderlich sei. Dann hat er gefragt, ob die anderen Herren beim Herrn einen Besuch gemacht haben. Dann hat er gefragt, ob der Herr Vögel hält."

„Was hat er gefragt?"

„Ob der Herr Vögel hält; ob er viele Bilder hat, die er von Zeit zu Zeit besieht; ob er viele Bücher hat; ob er viel blankes Geld hat."

„Ob ich viel blankes Geld habe?"

„Ja, ob der Herr viel blankes Geld hat, das er in einem Kästchen hält und von Zeit zu Zeit hervorholt und besieht."

Der Alte kicherte, daß er sich die Seiten hielt. „Das ist ja prachtvoll!" rief er, „das ist ja effektiv prachtvoll. Und nachher ließ er einen Rubel in Ihre Hand gleiten?"

„Ja, einen silbernen."

„Einen silbernen! Das ist mein Mann, das ist effektiv mein Mann. Es ist gut, Frau Husar, gehen Sie — oder halt, noch eins, wie ist es mit dem anderen?"

„Er hat mich noch nicht gerufen. Die Mutter ist bei ihm.

„Schön. Gehen Sie."

Als Frau Husar das Zimmer verlassen hatte, rieb der Alte sich wieder die Hände und rief vergnügt: „Friedrich Marholt, Du hältst Dich für furchtbar klug aber Du bist doch nur ein rechter Esel. Wir wollen indessen sehen, ob Du auch für den klugen, starken Riesen

Herbeck ein solcher bist oder nur für den Zwerg Hartwinkel. Hi—hi—hi."

Marholt kehrte sehr zufrieden in sein Zimmer zurück. Er war jetzt noch mehr als früher davon überzeugt, daß das Verhältniß, welches Herbeck und Hartwinkel verband, einen Haken hatte, daß demselben irgend eine Thatsache zu Grunde liegen mußte, welche Herbeck zwang, sich von Hartwinkel alles gefallen zu lassen. Wie war es sonst möglich, daß der Alte in solchem Tone von der Familie sprechen konnte. Marholt hatte noch keine Ahnung davon, worin diese Thatsache bestand, aber er zweifelte weder an ihrer Existenz noch an der Möglichkeit, sie schließlich zu ermitteln. Er glaubte in letzterer Beziehung einen guten Anfang gemacht zu haben, denn er bildete sich ein, daß sein Entgegenkommen einen gewinnenden Eindruck gemacht habe und seine Persönlichkeit gefallen hatte. Das war immerhin schon etwas. Jetzt kam es vor allem darauf an, zu verhindern, daß nicht etwa auch Anrath bei dem Alten einen Besuch machte und damit den Eindruck, den der seinige hervorgerufen hatte, abschwächte. Marholt ging daher hinüber zu Georg.

Georg und seine Mutter waren eben mit dem Auspacken von Georgs Habe fertig geworden und saßen nun auf dem Sopha neben einander. Es wurde ihnen doch schwerer als sie geglaubt hatten, sich darin zu finden, daß sie nicht zusammen wohnen sollten und sie mußten sich recht zusammennehmen, um nicht weich zu werden.

„Wir wollen uns an die Zukunft halten, Georg," rief die Mutter, „an die frohe, lichte Zukunft, in der wir in einem traulichen kleinen Hause wohnen werden, gleich entfernt von Reichtum und Armuth. Weißt Du,

woran ich, als ich die prächtige Treppe hinanstieg und an den kostbaren Vasen auf den Treppenabsätzen vorüberschritt, denken mußte? Es wird Dich wundern, aber ich mußte an die alten Sagen denken, nach welchen das rothe Gold eine unheimliche Macht ist, die ihrem Besitzer kein Glück bringt. Wie bleich und krank sie alle aussehen, die Besitzer dieser Herrlichkeiten! Es ist, als ob von der Ueberfülle des Goldes ein Gifthauch ausginge, der den Menschen die rothen Backen raubt und die strahlenden Augen."

„Nicht alle sehen so bleich aus, mein Mütterchen."

„Du denkst an Fräulein Herbeck? Du hast recht, aber vielleicht wirkt gerade ihr einfacher schlichter Sinn, der ja von allen so gerühmt wird, als Gegengift."

Hier klopfte Marholt und trat gleich darauf ein. „Sie sehen, gnädige Frau," sagte er, nachdem er Frau Anrath vorgestellt worden war, „wir sind hier nicht schlecht aufgehoben und dieser Umstand wird gewiß dazu beitragen, Ihnen die Trennung von Ihrem Herrn Sohn weniger schmerzhaft erscheinen zu lassen."

„Gewiß," erwiderte Frau Anrath, „die Zimmer sind wirklich sehr hübsch."

„Nicht wahr? Und so hoch und hell. Na, es ist überhaupt nichts kleinlich, was mit Johann Christian Herbeck zusammenhängt, das muß man sagen. Gagen, Wohnungen, Arbeitsteilung, alles hat einen großen Stil. Denken Sie nur an uns. Welcher andere Kaufherr wird so jungen Leuten wie uns ganze Departements seines Geschäftes anvertrauen? Glauben Sie, daß ‚Vanderbrügg & Co.' oder ‚Gebrüder Arwdeil' oder ‚Karl August Gerström' das thun würden? Glauben Sie das? Es fällt ihnen nicht ein. Sie verwenden

lauter alte, verbrauchte Leute. Aber ‚Johann Christian Herbeck‘ thut es, Johann Christian Herbeck ist ein modernes Haus und braucht deshalb mit Vorliebe Leute in den Jahren, in denen man am meisten Energie und Unternehmungsgeist hat. Nennen Sie mir nur noch ein Haus, das die Courage dazu hat. Nennen Sie mir nur ein einziges.“

„Man setzt wol voraus, daß bei jungen Leuten die Umsicht nicht immer gleichen Schritt mit der Energie hält.“

„Gewiß, gnädige Frau, aber dazu ist ja eben der Chef da, um nöthigenfalls mit seiner Umsicht und Besonnenheit einzutreten. Sie werden mir zugeben, daß ein tüchtiger Reiter lieber ein zu schnelles Pferd hat als ein faules; denn ersteres kann er zügeln, während mit letzterem nichts anzufangen ist. Aber das gilt freilich nur von den tüchtigen Reitern und da hapert's eben bei uns. Die meisten unserer Kaufherren sind Epigonen, während wir eine frische Firma sind. Darum ist auch bei uns alles frisch und rüstig. Wer steht der Rhederei vor? Hans Martin Grotebart, ein Mann von fünfundvierzig Jahren. Wer verwaltet die Speicher und die Oelfabrik? Ihr ergebener Diener Marholt. Wer leitet die Ziegeleien und Brennereien in Sudohn? Karl Alexander Bergmann. Alter: fünfunddreißig Jahre. Wer besorgt die Börsengeschäfte? Herr Georg Adam Anrath. Ich nenne nur die Prokuristen, aber auch sonst haben wir lauter frische Kräfte. Selbst unser Kassirer, Gustav Adolph Jahn, ist höchstens fünfundfünfzig Jahre alt. Genau weiß ich es nicht, aber älter wird er gewiß nicht sein. Aber dabei fällt mir ein: wollen Sie dem alten Herrn Hartwinkel einen Besuch machen?“

„Sie meinen den alten Herrn, der neben uns

wohnt und früher Kassirer war? Ich denke, daß die Höflichkeit es verlangt."

Marholt lachte. „Theoretisch gewiß," erwiderte er, „aber ich sehe, Sie kennen den Alten nicht. Ich habe ihn kennen gelernt, früher, als ich oft in das Haus des Generalkonsuls kam. Er ist ein kompleter Sonderling, dabei der gröbste Mensch, der mir in meinem Leben vorgekommen ist. Stellen Sie sich vor, gnädige Frau, das ganze Ameublement seines Zimmers besteht in einem Holztisch, einigen Stühlen, einem Bücherbrett, auf dem alte Jahrgänge der Hansaburger Börsen- und Handelszeitung stehen und einem ungeheueren Lehnstuhl. In diesem sitzt der alte Mann — Perey nannte ihn neulich sehr gut: die alte Mumie — und starrt vor sich hin. Kommt man zu ihm, so wird er unbeschreiblich grob und zwar ohne Ansehen der Person, gegen unsereinen ebenso wie gegen den Generalkonsul. Das Zimmer wird nie gelüftet und der Alte geht nie aus. Nur an wenigen ganz besonders heißen Tagen fährt er um die Mittagsstunde auf ein Stündchen spazieren. Ist das nicht wunderlich? Wie? Kennen Sie einen größeren Sonderling?"

„Es muß in der That ein höchst wunderlicher Herr sein."

„Nicht wahr, gnädige Frau? Und dabei ist er voll Mißtrauen und glaubt, daß jeder, der sich ihm höflich naht, sich bei ihm einschmeicheln will, um nachher bei ihm borgen zu können."

„Wirklich?" rief Frau Anrath, „dann gehe doch nur ja nicht zu ihm, Georg."

„Nein, mein Mütterchen, das will ich hübsch bleiben lassen."

Man sprach noch eine Weile von diesem und jenem. Dann empfahl sich Marholt, sehr zufrieden, seine Absicht erreicht zu haben. Als er sein Zimmer erreicht hatte, stellte er sich ans Fenster und blickte hinab auf das Treiben unter ihm. „So," sagte er, „an Deck wären wir. Da wird man wol auch ans Steuer und schließlich auf die Kapitänsbrücke kommen können."

Neuntes Kapitel.

Der Generalkonsul schritt mit großen Schritten in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er vor der Uhr, die auf dem Kaminsims stand, stehen, sah nach dem Zifferblatt und drückte dann die dünnen blutleeren Lippen noch fester auf einander als gewöhnlich. Dann stellte er sich ans Fenster und blickte hinab auf die Straße. Er befand sich im Zustande höchster Ungeduld, denn der Zeitpunkt, zu dem er den Sohn zu sich bestellt hatte, war längst abgelaufen und wenn Percy nicht bald kam, so blieb bis zum Abgang des letzten Dampfschiffes kaum eine halbe Stunde übrig. Das wußte Percy ebensogut wie der Generalkonsul und eben deshalb blieb er ohne Zweifel so lange aus.

Der Generalkonsul trat wieder ans Fenster und blickte hinaus. Auf dem Quai hatte sich ein Volksauflauf gebildet, dessen Mittelpunkt zwei Kutscher von Lastwagen waren, die wie toll auf einander losschlugen.

Die Zuschauer hatten einen Kreis um die Leute geschlossen und von allen Seiten liefen noch Neugierige herbei, wie Ameisen, die bemerkt haben, daß in ihrem Haufen etwas Besonderes vorgefallen ist. In der ersten Reihe des Kreises erkannte das scharfe Auge des Generalkonsuls seinen Sohn. Er stampfte zornig auf den Boden und drückte so anhaltend auf den Knopf der Leitung, daß der Diener mehr herbeiflog als herbeikam.

„Gehen Sie hinunter auf die Straße," sagte der Generalkonsul, „und sagen Sie dem jungen Herrn, ich ließe ihn bitten, sofort heraufzukommen."

Der Diener eilte hinab und war, als er den Auflauf gewahr wurde, nicht in Zweifel, wo er den jungen Herrn zu suchen hatte.

Schwieriger war es, bis zu ihm zu gelangen, denn die Lastträger, Matrosen, Kutscher, Soldaten, Schiffsjungen, Bummler und Gauner, die den Kreis bildeten, und sich einer auf die Schultern des anderen stützten, um besser sehen zu können, waren keineswegs geneigt, dem Lakaien Platz zu machen. Percy seinerseits war von dem Schauspiel so in Anspruch genommen, daß er nichts anderes sah und hörte.

„Ich wette fünf Rubel gegen fünf Kopeken, daß der Rothhaarige den Kerl mit der Narbe windelweich haut," hatte er zu seinem Nachbar, einem riesigen Lastwagenkutscher, dem ein ledernes Schurzfell von den Schultern bis zum Fuß reichte, gesagt und dieser hatte mit einem breiten Lächeln auf dem rothen Gesicht die Wette angenommen.

„Wetten Sie mit mir auch, Herr Baron," hatte darauf ein schielender, zerlumpter Kerl gebeten und Percy war es zufrieden gewesen.

Jetzt galt es den Austrag der Wette abzuwarten. Der Handel nahm eine für Percy günstige Wendung. Den Kämpfer mit der Narbe, der stark blutete, verließen sichtlich die Kräfte. Der Rothhaarige führte noch einen furchtbaren Faustschlag und sein Gegner lag ohnmächtig am Boden.

„So," sagte Percy, „habe ich es nicht gesagt! Aber behaltet nur Euren Beutel in der Tasche. So, da habt Ihr was, trinkt dafür auf meine Gesundheit."

„Gnädiger Herr," sagte der Diener, der endlich durchgedrungen war, „der Herr Generalkonsul lassen den gnädigen Herrn bitten, sofort heraufzukommen."

„So? Gleich. Na, sehen Sie einmal diese Polizisten! Jetzt, wo der Kerl am Boden liegt, kommen sie von allen Seiten herbei. Guten Abend, Leute!"

Damit nickte er gegen die Parteien der Wette und ging langsam auf das väterliche Haus zu.

„Du hast mich anderthalb Stunden warten lassen," sagte der Generalkonsul, als Percy in das Zimmer getreten war.

„Entschuldige, Papa, aber meine Uhr hat mich im Stich gelassen."

„Du lügst, Percy!"

Auf Percys Stirn zeigte sich ein rother Fleck.

„Ich muß Dich bitten, Deine Worte etwas sorgfältiger zu wählen," sagte er. „So etwas läßt sich ein Mann von Ehre von niemand bieten."

„So? Aber lügen kann ein Mann von Ehre? Wagst Du es zu leugnen, daß Du nur deshalb so spät gekommen bist, weil Du hofftest, daß unsere Unterredung dadurch abgekürzt werden würde?"

„Ich kann allerdings nicht leugnen, daß ich eine

Unterredung, die in solcher Weise eröffnet wird, gern möglichst abgekürzt sehen würde."

Der Generalkonsul biß sich zornig auf die Lippen, aber er sah ein, daß er so nicht weiter kam.

„Ich nehme das Wort, das Dich so verletzt hat, zurück, Percy," sagte er nicht ohne Hohn, „bist Du dann bereit, mich anzuhören?"

„Gewiß," erwiderte Percy und stellte sich ans Fenster. Unten auf der Straße war die Polizei damit beschäftigt, den Ohnmächtigen aufzuheben und fortzuschaffen.

„Percy," begann der Generalkonsul, „wie mir Deine Mutter heute morgen mittheilte, hast Du wieder ungeheuere Schulden gemacht. Das kann unmöglich so fortgehen."

Percy blickte schweigend zum Fenster hinaus. Der Zug mit der Bahre und ihrem johlenden, kreischenden und pfeifenden Gefolge setzte sich eben in Bewegung.

„Du bist kein Kind mehr," fuhr der Generalkonsul fort, „und wenn ich auch annehmen muß, daß Du vom Geschäft garnichts verstehst, so darf ich doch glauben, daß Du genug Verstand hast, um zu begreifen, daß ein Geschäft, dem fortgesetzt so große Summen entzogen werden, sich auf die Dauer nicht halten kann. Siehst Du das ein?"

„Ja, Papa." Percy legte den Kopf hart an die Fensterscheibe. Der Zug unten bog eben um die Ecke.

„Nun wohl. Dann mußt Du aber auch erkennen, daß Du uns, wenn Du es so forttreibst, schließlich zum Bankerott bringen mußt. Kann es Dein Wunsch sein, daß wir, — daß Deine Mutter, die in großem Reichtum aufgewachsen ist und ohne ihn nicht leben kann, einmal

verarmt? Ich spreche nur von ihr, weil ich ja leider glauben muß, daß Du für die Ehre der Firma kein Verständniß hast und es Dir gleichgiltig ist, was aus mir werden soll, wenn das Werk meines Lebens zusammenbricht. Denke aber doch wenigstens an sie."

„Bange machen gilt nicht," dachte Percy, schwieg aber.

„Du glaubst wahrscheinlich, ich trage stark auf," nahm der Generalkonsul wieder das Wort, „dem ist aber nicht so. Du bist jetzt alt genug, um die Wahrheit zu erfahren. Wir stehen nicht so fest, wie Du vielleicht, wie die Welt gewiß glaubt. Ich habe, um die ungeheueren Summen, die deine Mutter braucht, beschaffen zu können, mich auf sehr riskirte Geschäfte einlassen müssen und das Glück hat mich in letzter Zeit nicht mehr so begünstigt wie früher."

„Ich denke, wir brauchen alle viel und nicht nur meine Mutter," sagte Percy mürrisch.

„Mißverstehe mich nicht absichtlich," erwiderte der Generalkonsul ungeduldig. „Du weißt sehr wohl, wie von Herzen ich ihr die Befriedigung ihrer Neigungen gönne und wie fern es mir liegt, meine Frau bei meinem Sohne verklagen zu wollen. Wenn ich die Thatsache erwähnte, so geschah es, weil sie es erklärt, daß ich enorme Summen erwerben mußte. Willst Du nun, daß Deine Mutter nach wie vor so leben kann, wie es ihren Neigungen entspricht, so darfst Du nicht auch alljährlich ein Vermögen beanspruchen. Das hält unser Geschäft nicht aus, das hält kein Geschäft der Welt auf die Dauer aus."

„Ich kann allerdings nicht leugnen, daß ich leichtsinnig gewesen bin," sagte Percy.

„Ich freue mich, daß Du das wenigstens anerkennst," fuhr der Generalkonsul fort. „Percy, geh' in Dich, raffe Dich auf aus Deiner unbegreiflichen Lethargie! Dir hat das Schicksal die Anwartschaft auf eine Stellung in die Wiege gelegt, die von vielen Tausenden der Thatkräftigsten vergebens erstrebt wird. Wenn Du Dich dazu aufraffst, das rothe Gold, das Du jetzt so leichtsinnig zum Fenster hinauswirfst, richtig zu verwenden, so werden Dir einst Tausende gehorchen, nicht weil Du als Beamter, also als Knecht des Staates und Knecht höher gestellter Knechte befiehlst, sondern weil Du ihr wirklicher Herr bist, ihr Brotgeber. In Deiner Person wird Johann Christian Herbeck, wird eine zahlreiche Gemeinschaft zugleich wurzeln und gipfeln, auf Deinen Wink wird der Flachs unserer Heimath, das Korn der russischen Steppe, das Holz der weißrussischen Wälder nach England schwimmen, um dort gegen Eisen und Stahl, gegen Baumwolle und Kohle ausgetauscht zu werden. Wo immer mit Flachs beladene Schiffe anlaufen, wird ein Ballen, der unsere Marke trägt, höher bezahlt als ein anderer. Percy, reizt es Dich denn nicht, Herr zu sein über so Viele, den Umsatz solcher Werte zu vermitteln, die Ehre einer solchen Firma genießen zu können?"

Percy hatte sich dem Vater ganz zugewandt und, die Arme über die Brust gekreuzt, aufmerksam zugehört. „Wunderbar," dachte er, „wie bei diesem Manne der Trieb nach Herrschaft alle anderen überragt. Kann es denn wirklich so viel Befriedigung gewähren, einem halben Hundert Kommis und Kapitänen und einem paar Tausend Arbeitern befehlen zu können? Oder so und soviel Schiffsladungen Flachs gegen Schienen auszutauschen?"

„Papa," sagte Percy, als der Generalkonsul schwieg, „ich habe kein Interesse für das Geschäft."

„Nun wohl, wofür hast Du denn aber Interesse, denn Deine Neigung, Dich unter Theaterprinzessinnen und Cirkusmenschen herumzutreiben, wirst Du doch wol selbst nicht für ein solches ausgeben wollen?"

Die Schränke, die Percy und seinen Vater trennte, war im Begriff gewesen, sich zu neigen, aber die letzten Worte des Generalkonsuls richteten sie wieder zu ihrer ganzen Höhe auf.

„Nein," sagte Percy trocken und sah nach seiner Uhr. „Das letzte Schiff ist fort," fügte er dann hinzu, „wir werden nach einem Wagen schicken müssen."

Der Generalkonsul ging mit über die Brust gekreuzten Armen ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. „Du sagst, Du habest kein Interesse für das Geschäft," begann er wieder, „hast Du denn aber sonst ein anderes Interesse? Willst Du Landwirth werden? Soll ich Dir ein Gut kaufen und Dich adeln lassen?"

„Nein, Papa, ich könnte unmöglich auf dem Lande leben. Wir wollen nur alles beim Alten lassen. Man kann ja auch in einem Geschäft thätig sein, ohne sich gerade sonderlich für dasselbe zu interessiren."

Der Generalkonsul zuckte die Achseln, schellte und bestellte einen Wagen, dann nahm er sein Hinundhergehen wieder auf, während Percy sich ans Fenster stellte und über den Strom weg nach Westen blickte. Die Wegbauer mußte das schöne Halsband, das er ihr heute gekauft und durch einen besonderen Boten geschickt hatte, schon haben. Wie sie es wol aufgenommen hatte? Percy zog sein Portemonnaie und öffnete es. Ein Sonnenstrahl fiel hinein und der Ring, den er für

die Jabot gekauft hatte, funkelte hell. Percy lächelte und steckte das Portemonnaie wieder zu sich. Er kokettirte nicht etwa mit dem eigenen Leichtsinn vor sich selbst, er dachte in diesem Augenblick wirklich nur an Fräulein Wegbauer und Demoiselle Jabot.

Nach einer halben Stunde fuhren Vater und Sohn an den Strand. Als sie das Gewühl auf der Brücke hinter sich hatten, fragte der Generalkonsul: „Warst Du bei Hartwinkel?"

„Nein," erwiderte Percy.

„Du bist ein Thor," rief der Generalkonsul und wandte sich ab.

* * *

Als die Beiden zu Hause eintrafen, fanden sie Florentine vor. „Das nenne ich ein eifriger Geschäftsmann sein," rief sie dem aus dem Wagen steigenden Percy zu, „ich erlebe es noch, daß Sie von nichts Anderem reden können, als von Kursen und Flachspreisen. Wie steht es? Roggen ohne Nachfrage, Hafer angetragen, ohne Käufer? Wie? London $25^3/_8$, Brief; Hamburg $21^71/_4$ Geld. Prämien steigend. Rybinsk-Bologojer mit sinkender Tendenz. Ist es nicht so?"

„Sie werden einmal eine gute Kaufmannsfrau abgeben, Florentine," erwiderte Percy trocken.

Florentine verzog die üppigen Lippen einwenig. „Ich fürchte, das ist in Ihrem Munde ein zweifelhaftes Lob," sagte sie, „aber nun, man wird ja von Ihnen nicht verwöhnt. Kommen Sie aber trotzdem jetzt her und seien Sie für einen Augenblick vernünftig."

„Das ist einem Menschen gegenüber, der seit zwölf Uhr nichts genossen hat, ein unvernünftiges Verlangen. Ellen wird so freundlich sein, dafür zu sorgen, daß

etwas servirt wird und unterdessen können Sie ja Ihre Wünsche vorbringen. Oder darf Papa sie nicht hören?"

„Sie sind ein Narr, Percy! Was könnte ich Ihnen wohl zu sagen haben, was Ihr Papa nicht hören dürfte?"

„Bon, dann bin ich in fünf Minuten wieder unten."

Als der Generalkonsul und Percy bei Tisch saßen, setzten sich die Damen und Arwdeil zu ihnen und Florentine erzählte, daß sie ihre Eltern willig gemacht habe, eine Ausfahrt zu arrangiren. „Da müssen Sie denn als „maître de plaisir" fungiren," hieß es.

„Ich?" rief Percy, indem er sich zurücklehnte und die Arme über den Kopf erhob. „Ich abgearbeiteter Mensch? Nein, Florentine, das geht nicht. Ich würde, wie Sie vorhin ganz richtig vermuteten, die Damen von Flachs-, Rüböl- und Frachtpreisen unterhalten. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über."

„Sprich doch verständig, Percy," rief Frau Dora unwillig, „Florentine kann doch Niemand anders darum bitten."

„Meinst Du, Mama? Nun wohl, aber Ihr müßt mir mindestens einen Adjutanten beigeben."

„Ja, wer soll denn das aber sein?" fragte Ellen.

„Das ist Eure Sache, Kleine," war die Antwort. „Es muß jedenfalls ein flinker Bursche sein mit einer gesunden Lunge und strammen Beinen. Marholt darf ich wol nicht nehmen?"

Ellen schüttelte den Kopf, Frau Dora meinte: „Du bist nicht recht gescheidt!" und Florentine erröthete über und über.

„Er ist im Geiste noch ganz im Geschäft, Frau Dora," rief sie. „Wenn wir ihn bitten, uns eine Liste der Einzuladenden zu entwerfen, so wird er uns alle Kommis bis zum Hausknecht hinunter aufschreiben."

„Nehmt doch den Baron Hirdmann zum zweiten „maître de plaisir," warf Frau Dora hin.

„Baron Hirdmann?" fragte Percy, „wie haißt? Was ist das für ain Baron?"

„Ein sehr liebenswürdiger, Percy, an dem Sie sich ein Beispiel nehmen könnten."

„Und wo bekommt man diesen Musterknaben zu sehen? Weißt Du etwas von ihm, Kleine?"

„Der Herr verkehrt seit dem vorigen Winter bei uns," erwiderte Ellen.

„Soll er Dich schließlich heirathen, Kleine?" fragte Percy.

Alle lachten; selbst der Generalkonsul lächelte. „Was Du für einfältige Fragen thun kannst," sagte Frau Dora. „Als ob wir Müllers oder Schulzes wären, bei denen kein junger Mann verkehren kann, ohne daß in den Nachbaren die Vermuthung aufsteigt, er wolle sich mit der Tochter verloben."

„Schön, Mama, ich ziehe meine Frage zurück. Wer ist aber dieser Baron? Drückt er in seinen Mußestunden die Bänke eines Kreditvereins oder eines Kirchspielgerichts?"

„Keins von Beiden, mein Junge. Der Baron, der Majoratsherr von Erlen ist, ist ein reicher, junger Mann, der im Winter in der Stadt und im Sommer am Strande lebt, weil er die Geselligkeit liebt."

„Lispelt er?" fragte Percy.

Alle lachten wieder. Der Baron lispelte in der

That. Das Beispiel eines „Löwen," der von Natur lispelte, hatte das Lispeln unter der adeligen Jugend zur Mode gemacht.

„Also er lispelt. Gut, dann ist er mein Mann. Dieser Zug beweist mir, daß er sich etwas aus der Meinung der Leute macht und daher alle Kraft anwenden wird, um die Lücken, die meine schwachen Kräfte zurücklassen werden, auszufüllen. Ich sehe ihn schon, wie er am Halteplatz von Wagen zu Wagen läuft, so schnell wie ein Windhund und jeder Dame etwas Liebenswürdiges sagt, so zart und weich wie ein King Charles. Wirst Du diese Perle von einem „maître de plaisir" bestellen, lieber Oheim?"

„Komm heute Abend in das Kurhaus, dann werde ich euch mit einander bekannt machen," erwiderte Arwdeil.

Es wurde nun noch Allerlei, das sich auf die Ausfahrt bezog, besprochen und das wann? wie? mit wem? festgestellt. Ellen und der Generalkonsul waren längst fort, als noch lebhaft diskutirt wurde.

Der Spazierritt der Beiden fiel schon fast ganz in die Dunkelheit, aber es war ihnen auch so recht. Die frische Luft, das helle Funkeln der Sterne und das Plätschern der kleinen Wellchen, die am Ufer zerschellten, übten zugleich mit der Gesellschaft seiner Tochter einen ungemein beruhigenden Eindruck auf die Nerven des Generalkonsuls aus.

„Wie gefällt Dir denn der Baron Hirdmann?" fragte der Generalkonsul.

„Gut, Papa," war die Antwort. „Ich glaube, daß er ein guter, wenn auch nicht gerade bedeutender Mensch ist."

Der Generalkonsul athmete auf. „Ich glaube, daß Du ihn ganz richtig beurtheilst," erwiderte er. „Er hat überdies etwas ausgesprochen Geckenhaftes."

„Ja, Papachen. Was er für wunderliche Hemdenkragen hat! Man sieht fast seine Kehlgrube."

„Nicht wahr? Er hat etwas entschieden Weibisches in seinem Aussehen und in seiner Haltung."

„Gewiß, Papachen."

Der Generalkonsul wechselte das Gespräch.

Als die Beiden im Zurückkehren an der Hecke, die den Park der Herbeckschen Besitzung umschloß, vorüber ritten, schien es Ellen, die sehr scharfe Sinne hatte, als ob sie Fräulein Jabot in einer der Lauben lachen hörte, sie mußte sich aber geirrt haben, denn das junge Mädchen versicherte nachher auf Ellens Befragen, daß sie zu der Zeit garnicht im Garten gewesen sei.

Zehntes Kapitel.

Die Ausfahrt fand beim schönsten Wetter statt und die Theilnehmer entwickelten all den Frohsinn, der bei solchen Landpartien zu Tage zu treten pflegt. Ein Theil der jungen Mädchen und die jungen Herren ritten voraus, die übrige Gesellschaft folgte in Wagen. Percy hatte sich, obgleich er für gewöhnlich nur ungern ritt, den Reitern angeschlossen und die Honoratioren dem gefälligen Baron überlassen. Dieser wartete seines Amtes mit der ganzen Pflichttreue, die er in gesellschaftlichen Dingen zu entwickeln pflegte und mit all dem Eifer, den das Bewußtsein, sich vor geliebten Augen bethätigen zu dürfen, in jungen Leuten hervorruft. In einem hellgrauen Anzug nach dem neuesten Pariser Schnitt, mit blendend weißen Manschetten, die bis auf die Nägel herabfielen und mit einem Hemdenkragen, der so ausgeschnitten war, daß man fast bis in sein unschuldiges Herz sehen konnte, machte er die Honneurs in der liebenswürdigsten Weise.

Er fand an Marholt einen ebenso unerwarteten wie bescheidenen und geschickten Gehilfen. Daß aber Marholt an der Partie theilnahm, hing so zusammen.

Der Rathsherr Westerdyk, der sich an der Ausfahrt betheiligte, hatte gewünscht, auch Frau Anrath und ihren Sohn mitzunehmen. Er war daher am Vormittag in das Kontor gekommen und hatte Herbeck um Urlaub für Georg gebeten. Da er nun sein Gesuch in Gegenwart Marholts vorbrachte, der sich eben in einer geschäftlichen Angelegenheit im Zimmer des Generalkonsuls befand, so hielt dieser es für angemessen, auch Marholt aufzufordern. So fuhren denn die jungen Leute, der eine im Wagen des Rathsherrn Westerdyk, der andere auf dem hohen Sitze des Phaeton, in welchem der Baron der Gesellschaft vorausfuhr, dem gemeinsamen Ziele zu.

Dieses Ziel war ein Wirthshaus, das oft in solchem Anlaß aufgesucht wurde, denn die Bedienung war gut und die Lage am Fluß sowie eine geräumige Wiese boten Gelegenheit zu Bootfahrten und Gesellschaftsspielen, während der an dieser Stelle schon üppigere Wald den durch die Föhren auf den Dünen nicht verwöhnten Badegästen eine angenehme Abwechselung gewährte.

Man war etwas überrascht, als man bei der Ankunft bereits den Mohrbachschen Kreis vorfand, der, ohne von der großen Ausfahrt etwas zu wissen, zu Fuß dasselbe Wirthshaus aufgesucht hatte, aber man machte beiderseits gute Miene zum unerwünschten Spiele. Die beiden Gesellschaften begrüßten einander zuerst, gingen dann eine Weile, nicht ohne Fühlung zu behalten, neben einander her und verschmolzen endlich ganz mit einander.

Da die Herren die Damen mit Musik überraschten und der Baron nebst seinem Adjutanten alle ihre Talente

entfalteten, so war die Stimmung bald eine belebte. Die jungen Leute spielten auf der Wiese Reif oder Federball, die älteren Theilnehmer der Gesellschaft hatten sich im Schatten einiger herrlichen Linden niedergelassen, plauderten und sahen dem Treiben der Jugend zu.

Selbst Percy betheiligte sich an dem Reifspiel und zwar als Nachbar von Fanny Mohrbach, der er sich gleich anfangs hatte vorstellen lassen und der er seitdem nicht von der Seite wich. Er entfaltete jetzt eine Kraft und ein Geschick, daß Florentine die Reifen mehr als einmal zu Boden fallen ließ, weil sie voll Verwunderung zu ihm hinüberblickte. Es kam noch ein Umstand hinzu, der sie in Verwirrung setzte. Marholt hatte es verstanden, sehr gegen ihren Willen, ihr Nachbar zu werden und zu bleiben. Es blieb ihr schließlich nichts übrig, als unter dem Vorwande, ermüdet zu sein, aus dem Kreise zu treten und sich neben Percy zu stellen. „Wer hätte das je hinter dem faulen Percy gesucht!" sagte sie.

„Man ist eben faul, bis es sich einmal lohnt, fleißig zu sein," war die Antwort.

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß Fräulein Mohrbach entzückend spielt. Fräulein Mohrbach," rief er dann laut, „spielen wir nachher etwas Federball?"

„Sehr gern," war die Antwort.

Florentine wandte sich ab und ging zu Frau Dora. „Fräulein Mohrbach hat eine Eroberung gemacht," sagte sie dort, indem sie sich neben Frau Dora niederließ.

„An wem?"

„Sehen Sie nur hin."

Frau Dora erhob ihr Lorgnon zum Auge. Percy und Fanny spielten jetzt Federball und es sah hübsch aus, wie die gefiederten Bälle in hohem Bogen und dabei doch ganz gleichmäßig hin- und herflogen.

Frau Dora blickte lange hin. „Ein selten hübsches Mädchen," sagte sie. „Ich hätte ihr garnicht so viel Grazie zugetraut."

„Nicht wahr, es wundert Sie nicht mehr, daß das Mädchen Eroberungen macht? fragte Florentine bitter.

Frau Dora ließ ihr Lorgnon fallen und winkte dem eben vorübergehenden Marholt. „Herr Marholt," rief sie, „Sie sind wol so freundlich, meinen Sohn zu bitten, zu mir zu kommen."

Marholt richtete seinen Auftrag aus, und Fanny stellte, da sie ihn hörte, zu Percys nicht geringem Verdruß das Spiel sofort ein. „Es hat wirklich nicht die mindeste Eile," versicherte er, aber Fanny blieb fest und wandte sich einem anderen Kreise zu, so daß Percy wohl oder übel dem Rufe seiner Mutter Folge leisten mußte. „Womit kann ich dienen?" fragte er dort.

„Wir wünschen Deine Gesellschaft zu genießen, mein Junge," sagte Frau Dora spöttisch, „und wir hoffen, daß Du über den neuen Bekanntschaften die alten Verpflichtungen nicht ganz vergessen haben wirst."

„Das habe ich wol Ihnen zu verdanken, Florentine." sagte Percy unfreundlich.

Florentine erröthete über und über. „Ich wüßte nicht, daß Sie mir gegenüber irgend welche Verpflichtungen hätten," erwiderte sie zornig.

Frau Dora fuhr mit der Rechten beruhigend über das volle Haar ihres Lieblings und winkte Percy mit der anderen Hand, sich zu ihr hinabzu-

beugen. „Du bleibst hier!“ flüsterte sie ihm herrisch ins Ohr.

Percy gehorchte, aber er blickte ununterbrochen zu Fanny hinüber, die jetzt neben Ellen stand und ihrem Spiel zusah. Percy zündete sich eine Cigarrette an und fragte dann: „Florentine, ist Fräulein Mohrbach nicht selten hübsch? Sind Sie vielleicht einmal in der Literaturstunde mit den Abenteuern der Gudrun gequält worden? Wenn ja, so sehen Sie hin — da steht Gudrun.“

„Meinen Sie?“

„Gewiß. Sehen Sie diese edle, hohe Stirn und diese Lippen, die schwellend sind, ohne üppig zu sein. Reizend!“

Florentine, die eine niedrige Stirn und etwas aufgeworfene Lippen hatte, gerieth immermehr in Zorn, aber sie beherrschte sich und sagte mit erzwungenem Lachen: „Habe ich nicht recht, Frau Dora? Er ist bis über die Ohren in die Gouvernante verliebt. Ich glaube, er fühlt, wie sehr er im Grunde noch der Leitung durch eine solche bedarf.“

„Unterrichtet die Dame?“ fragte Percy.

„Gewiß, mein Junge,“ erwiderte Frau Dora. Sie hat eine Schule für artige, kleine Mädchen, aber sie macht mir zu Liebe vielleicht eine Ausnahme und nimmt auch einen unartigen, großen Jungen auf.“

„Das wäre famos, Mama, namentlich wenn es nicht Dir, sondern mir zu Liebe geschähe.“

Hinzutretende Herren unterbrachen das Gespräch und Percy entschlüpfte, um sich sofort Fanny Mohrbach, die sich mit Ellen im Schatten einer Eiche niedergelassen hatte, anzuschließen.

„Fräulein Mohrbach," sagte er, indem er neben dem jungen Mädchen Platz nahm, „ich höre, daß Sie Unterricht ertheilen. Wird Ihnen das nicht sehr schwer?"

„Im Gegentheil, Herr Herbeck, ich bin meinem Beruf mit Leib und Seele ergeben."

Percy blickte eine Weile vor sich hin. Dann sagte er: „Ja, ja, es muß schön sein, einen Beruf zu haben."

„Nun, ich denke, Sie haben doch auch einen Beruf?"

„Ich? Welcher sollte das wol sein?"

„Wie? Sie sind doch Kaufmann?"

Percy lachte kurz auf. „Ich bin es doch nur insofern," erwiderte er, „als man mich für einen hält, weil mein Vater Kaufmann ist und ich keinen eigenen Beruf habe. Im übrigen habe ich auf die Bezeichnung Kaufmann keinerlei Anrecht."

Fanny wußte nicht recht, was sie erwidern sollte und sah daher Ellen fragend an.

„Mein Bruder, erwiederte diese, „findet leider nur wenig Befriedigung in seiner kaufmännischen Thätigkeit."

„Hätten Sie gern studirt?" fragte Fanny.

„Gewiß," war die Antwort.

„Nun, und Ihr Vater ließ es nicht zu?"

„Mein Vater hätte es wol gestattet, aber meine Mutter wünschte es nicht.„

„Das heißt," wandte Ellen ein, „Du warst doch eigentlich nicht so weit, um Dich für das Studium entscheiden zu können."

„Du scheinst, Kleine, damit sagen zu wollen, daß es Dir zweifelhaft erscheint, ob ich je die Ausdauer gehabt haben würde, das Gymnasium zu absolviren.

Du hast insofern recht, als mich die Schulfächer immer entsetzlich gelangweilt haben, aber ich glaube doch, daß ich mit ihnen fertig geworden wäre, wenn mir hinter ihnen ein erstrebenswerthes Ziel gewinkt hätte. So aber mußte ich mir doch immer sagen, daß der Weg zum Kontortisch für eines reichen Vaters Sohn auch im Schlenderschritt zurückgelegt werden kann."

„Und welchem Studium hätten Sie sich gewidmet?"

„Das weiß ich nicht, aber ich denke mir, daß es doch eine Wissenschaft geben muß, die auch bei näherer Bekanntschaft ihren Reiz behält."

„Ich denke, daß das von einer jeden gilt. Je mehr wir uns in eine Wissenschaft vertiefen, um so lieber und um so interessanter muß sie uns werden."

„Ach, nicht doch, Fräulein Mohrbach. Das Wissen ist nur interessant, so lange es sich um die Hauptsachen handelt und diese uns neu sind. Sich mit dem Detail, dem Kleinkram bekannt zu machen, verlohnt nicht der Mühe. Ich habe z. B. eine Weile römische Münzen gesammelt. So lange es sich darum handelte, Münzen hervorragender Feldherren, sowie der Kaiser und Kaiserinnen zusammenzubringen, war das interessant, nun aber mit den eigentlichen Numismatikern Gewicht darauf zu legen, ob eine Münze, welche die edlen Züge des Augustus zeigt, aus Gades stammt oder aus Alexandrien, erfordert doch eine gewisse Geisteseinfalt. Dasselbe gilt von den meisten Geisteswissenschaften. Es ist auch für einen Mann von Geist gewiß interessant, in der geographischen Lage Athens eine Erklärung für die Blüte und die eigenartige Entwickelung seiner Bewohner zu suchen, während es nur einen gelehrten Dummkopf interessiren kann, ob dieses oder jenes Nest,

das Thukydides gelegentlich erwähnt, südlich oder nördlich von Theben lag. Wir wissen, daß es in Böotien lag und das genügt durchaus."

„Sie hätten Philosophie studiren sollen, Herr Herbeck," sagte Fanny nicht ohne Ironie.

„Meinen Sie, daß ich da nicht auch mit Kleinkram zu thun gehabt haben würde? Ich fürchte fast, es geht mit den Wissenschaften wie mit dem Genuß von einem guten Rehziemer. Wer nichts mit ihm zu thun hat, als den wohlgebratenen zu verspeisen, dem schmeckt er vortrefflich, während der Koch, der ihn spickte, ihn in die Pfanne that und mit saurer Sahne begoß, nur schlechten Appetit hat."

„Meine Damen," rief der herbeieilende Baron Hirdmann, „es soll ein Spiel arrangirt werden."

Die Damen erhoben sich und begaben sich zu den übrigen, während Percy unter einem rasch ersonnenen Vorwande zu dem Platze eilte, an welchem die älteren Herren beisammen saßen. Während er hier ein Glas Wasser und Wein trank, bemerkte der Rathsherr Westerdyk: „Sie sehen so vergnügt aus, Herbeck, daß man annehmen kann, Sie amüsirten sich gut."

„Vortrefflich," erwiderte Percy, setzte das geleerte Glas nieder und nahm neben dem alten Mohrbach Platz. „Herr Oberlehrer," sagte er, „ich bin, wie Sie wissen, jetzt wieder ganz zu Hause, und da möchte ich mich denn, soweit meine schwachen Kräfte reichen, am Vereinswesen betheiligen. Können Sie mich irgendwie verwenden?"

Der alte Herr schmunzelte über das ganze Gesicht. „O, da kann Rath geschafft werden, Rath geschafft werden," erwiderte er.

„Ich freue mich, wie wohl Percy heute aussieht," sagte der Rathsherr Westerdyk zum Generalkonsul.

„Finden Sie?" erwiderte dieser zerstreut.

Die Jugend tanzte jetzt auf dem Rasen und die Augen des Generalkonsuls folgten eben Ellen, die im Arme des jungen Barons einherflog.

„Man wird wol bald gratuliren können," meinte der Rathsherr, der mitunter einwenig taktlos war.

„Wieso? Wozu?" fragte der Generalkonsul und sah den Rathsherrn so zornig an, daß dieser erschrak.

„Nun, ich meinte nur, daß Percy doch wol bald — na, — er ist ja doch alleweile in den Jahren —"

Der Generalkonsul lächelte. „Das hat keine Eile," erwiderte er freundlich. „Es gilt doch auch Percy gegenüber das Wort: erst ein Häuschen, dann ein Mäuschen."

„Herr Herbeck," fragte der Konsul Langenfoth, ein noch junger Mann mit rothem Backenbart, „wissen Sie es schon?"

„Was denn?"

„Ich meine den Fall Herschel."

„Nein, ich weiß von nichts. Sprechen Sie von dem Advokaten Herschel?"

„Ja, er hat sich heute morgen selbst dem Gericht gestellt. Er verwaltete das Vermögen der alten Eichhöfschen Baronin Fuchs und hat dreißigtausend Rubel unterschlagen."

„Nicht möglich! unglaublich!" hieß es von verschiedenen Seiten. „Das wäre ja wahrhaft empörend," rief der Rathsherr Westerdyk, „der verstorbene Baron hat ihn seinerzeit studiren lassen."

„Es ist aber so, verlassen Sie sich darauf. Er soll

versichern, daß die Geschichte schon zehn Jahre alt ist. Er will das Geld — er behauptet, er habe ursprünglich nur dreitausend Rubel genommen — in dem Glauben angegriffen haben, daß der alte Baron, dem er seine That sofort mittheilen wollte, in derselben nur eine erlaubte Anleihe sehen würde. Eben damals aber sei der alte Herr gestorben, da habe er sich denn gescheut, zu sprechen, und gehofft, das Geld durch Spekulationen mit einem Theil des Vermögens wieder einzubringen u. s. w. u. s. w., man kennt das ja zur Genüge."

„Na, man kann nur hoffen, daß man mit der Kanaille nach Gebühr verfahren wird," rief der Baron Müller, ein großer Fabrikant und Inhaber der Firma Vanderbrügg & Co.

„Sie urteilen sehr scharf, Herr Baron," meinte der Generalkonsul. „Es ist doch nicht unmöglich, daß sich die Sache so verhält, wie er sie darstellt."

„Und wenn dem so wäre," rief der Baron, „was ändert das an der Thatsache, daß hier ein niederträchtiger, ehrloser Diebstahl vorliegt? Wenn ich Ihr Vermögen verwalte und ich nehme ohne Ihr Wissen auch nur einen Rubel, so bin ich für alle Zeit ein ehrloser Lump."

„Ei natürlich," hieß es, „wie können Sie nur derartiges vertheidigen?"

„Ich vertheidige den Mann nicht, meine Herren, ich will nur darauf hinweisen, daß der erste Schritt vor zehn Jahren gethan wurde und daß der Konsulent damals sehr jung gewesen sein muß."

„Das ändert nichts an der Thatsache," rief der Baron, „Ehrlosigkeit verjährt nicht, und wer in der Jugend stiehlt, stiehlt auch im Alter."

Der Generalkonsul blickte zwischen dem Konsul und dem Baron hindurch auf die Tanzenden. „Ja, ja," sagte er, „Ehrlosigkeit verjährt nicht."

„Gewiß nicht," rief der Baron, „und es ist gut, daß ein jeder weiß, daß die Ehre, dieses höchste Gut, wenn sie einmal verloren ging, sich nie und unter keinen Umständen wieder erlangen läßt. Wäre dem nicht so — was würde wol aus der Ehrlichkeit der Männer und der Tugend der Frauen werden?"

Der Generalkonsul erhob sich und ging mit langsamen Schritten auf die Tanzenden, die sich eben zu einer Française geordnet hatten, zu. Ellen sah ihn kommen und eilte ihm entgegen. „Mein lieber Papa," rief sie.

Der Generalkonsul fuhr seiner Tochter sanft über das Haar. „Du amüsirst Dich gut?" fragte er.

„Herrlich!" war die Antwort.

„Mit wem tanzest Du denn?"

„Mit Herrn Anrath."

„Gnädiges Fräulein," fragte der Baron Hirdmann, „darf ich anfangen lassen?"

Ellen trat zurück und die Musik setzte wieder ein.

Der Generalkonsul blieb eine Weile stehen und ließ seine Blicke über die Wiese schweifen. Die Scenerie war von eigenthümlichem Reiz. Die Sonne schien nur eben noch über den dichten Laubwald im Hintergrunde und der Schatten reichte schon fast bis an den Fluß, während dieser selbst, der weiße Sand an der Böschung des anderen Ufers und der Föhrenwald über derselben in rothe Gluth getaucht waren. Hart am Walde hatten sich in mehreren Gruppen die älteren Theilnehmer der Partie niedergelassen und die

hellen Kleider der Damen hoben sich lebhaft von dem dunkeln Hintergrunde ab. Auf der Wiese, bis hart an das Flußufer, tanzten die jungen Leute. Unter den Linden vor dem Wirthshaus wurden die Tische gedeckt, an denen nachher getafelt werden sollte und eine Anzahl mit farbigen Campions geschmückte Boote standen am Ufer, zum späteren Gebrauch bereit. Etwas abseits von den letzteren schwamm im flachen Uferwasser ein einfacher Kahn, in dem zwei barfüßige Bauerknaben sich hin und her schaukelten.

Der Generalkonsul ging langsam stromaufwärts. Von Zeit zu Zeit blickten seine finsteren Augen in die goldige Flut, die langsam und träge neben ihm herrollte. Dann preßte er die bleichen Lippen noch fester aufeinander als sonst. Ob er wol an das rothe Gold dachte? Und an den Fluch, der von jeher an ihm haften soll?

* * *

Georg tanzte mit Ellen und er war sehr glücklich. Er hörte ihre liebe, sanfte Stimme, er blickte immer wieder in ihre guten, freundlichen Augen und er fand, daß er nie etwas Lieberes gehört und gesehen hatte, als heute Abend, obgleich weder er noch Ellen etwas halbwegs Geistreiches sagte. „Sind Sie schon beim alten Herrn Hartwinkel gewesen?“ fragte letztere, nachdem sie sich erkundigt hatte, wie Georg mit seiner Wohnung zufrieden sei.

„Nein,“ erwiderte Georg, „ich höre, daß der alte Herr nur ungern Besuche empfängt.“

„Gewiß, aber das gilt keineswegs von den Herren im Geschäft. Ich glaube, daß er es Ihnen sehr übel nehmen würde, wenn Sie ihm nicht Ihre Aufwartung

machen wollten, und es wäre das, glaube ich, auch Papa nicht lieb."

„Dann soll es morgen am Tage geschehen, Fräulein Herbeck."

Das Gespräch kam nun auf die Vaterstadt, und Georg erging sich des Breiteren darüber, wie schön dieses Gemeinwesen sei und wie ein echter Hansaburger sich doch nur innerhalb desselben wohl fühlen könne. Ihre Unterhaltung war im besten Gange, als ein gellender Schrei vom Flusse her die Tour jäh unterbrach und die Musik verstummen ließ. Der Nachen, auf dem die Bauerknaben sich geschaukelt hatten, war nämlich allmählich ins tiefe Wasser geglitten und einer der Knaben war infolge einer unerwarteten Bewegung des anderen ins Wasser gefallen. Da er nicht zu schwimmen verstand, so kam er nur noch einmal empor und zeigte den entsetzten Zuschauern sein im Todeskampf verzerrtes Gesicht. Die jungen Mädchen schrieen laut auf, die jungen Herren eilten zu den Booten, aber das Kind wäre verloren gewesen, wenn Georg nicht mit Blitzesschnelle Rock und Stiefel abgeworfen hätte und ins Wasser gesprungen wäre. Rasch tauchte er hinab und sah durch das röthliche Wasser, wie der Körper des Knaben schnell hinabsank. Es gelang ihm indessen, das Jäckchen des Kindes zu ergreifen und nach wenigen Augenblicken schwamm er mit dem bewegungslosen Kinde dem Ufer zu. Sein Auge sah unter all den Menschen, die sich am Ufer drängten, nur Ellen, und das Blut drang ihm warm zum Herzen, als er gewahr wurde, wie bleich sie war.

Als Georg ans Ufer stieg, umdrängte man ihn von allen Seiten, schüttelte ihm die Hand und dankte

ihm. Er eilte dann, gefolgt von seiner Mutter, ins Haus und kleidete sich mit Hilfe des Gastwirths, der ihm seine Kleider lieh, vorläufig um. Frau Anrath war in großer Sorge um ihn. „Mein Sohn war im höchsten Grade erhitzt, es hätte ihn der Schlag rühren können," erklärte sie mehrfach und sie drang darauf, daß Georg das Anerbieten des Rathsherrn und des alten Mohrbach annahm und in dem Wagen des ersteren zugleich mit ihr und dem letzteren zu Mohrbachs fuhr. Es blieb Georg nichts übrig, als sich ihrem Willen zu fügen. Nach einer Viertelstunde fuhr er mit dem alten Mohrbach, Fanny und seiner Mutter davon.

Das kleine Abenteuer wurde natürlich noch viel besprochen. Die Damen berichteten, was eine jede von ihnen empfunden hatte und die jungen Herren wurden nicht müde, zu erzählen, was ihrerseits alles geschehen wäre, wenn Anrath nicht so rasch gehandelt und damit jedes sonstige Einschreiten überflüssig gemacht haben würde.

Das Kind war bald wieder zu sich gekommen und die Mutter, eine arme Witwe, die von dem Gastwirth aushilfsweise beschäftigt wurde, hatte kaum Ursache mit dem Unfall unzufrieden zu sein, denn die Herren spendeten ihr reichliche Gaben, so daß sie mit dem Gelde die ganze spätere Erziehung des Knaben bestreiten konnte.

Als der Generalkonsul zur Gesellschaft zurückkehrte und Ellen, die ihm entgegengeeilt war, ihm von dem kleinen Abenteuer erzählte, nickte er mit dem Kopf und sagte: „Ja, ja, er hat das Zeug zu einem tüchtigen Kaufmann: besonnene Ruhe für gewöhnlich und den Muth zu rascher That im entscheidenden Augenblick."

Ellen erröthete, ohne es zu wissen, vor Vergnügen.

Als die Herbecks nach Hause zurückgekehrt waren, nahm Percy Ellen bei Seite. „Kleine," sagte er, „Du könntest mir einen großen Gefallen thun."

„Gewiß, Percy, sehr gern. Was ist es?"

„Lade doch unter irgend einem Vorwand Fräulein Mohrbach ein. Sie gefällt mir."

Ellen schüttelte den Kopf. „Percy," sagte sie, „sie soll so gut wie verlobt sein."

„Ach was, Kleine, ich beabsichtige ja doch nicht, sie ihrem Bräutigam untreu zu machen."

„Ja, was willst Du denn aber?"

„Mich mit ihr unterhalten, Kleine. Sie hat eine so amüsante Ernsthaftigkeit und das Leben hier ist so entsetzlich langweilig."

Ellen schüttelte wieder den Kopf. „Das wird nicht gehen, Percy," sagte sie. „Du würdest das junge Mädchen ins Gerede bringen."

Jane rief Percy ab und Frau Dora hielt ihm eine lange Strafpredigt, die er geduldig anhörte. Er versprach schließlich am folgenden Tage zu Siebeneichens zu gehen und Florentine wieder zu versöhnen. „Sie ist ja ein gutes Thierchen," sagte er, „und ich habe ihr wirklich nicht wehe thun wollen."

Elftes Kapitel.

„Kennen Sie den jungen Herbeck näher?“ fragte Fanny, sobald der Wagen den Wald erreicht hatte.

„Nein,“ erwiderte Georg, „er ist in dieser Woche noch nicht im Geschäft gewesen, aber ich fürchte, daß er ein liebenswürdiger Taugenichts ist.“

„Er scheint sich in seinem Beruf nicht wohl zu fühlen.“

Der alte Mohrbach lachte. „Das will ich glauben,“ rief er, „die Söhne unserer reichen Handelsherren fühlen sich durchgehend in ihrem sogenannten Beruf nicht wohl, weil sie ihn nämlich nicht als solchen auffassen, als solchen auffassen. Der Percy hat auf der Schule nichts gelernt, wie soll er sich da als irgend etwas wohl fühlen, wohl fühlen?“

„Wer weiß, Papa, ob er nicht auf der Schule fleißig gewesen wäre, wenn er nicht gewußt hätte, daß sein Fleiß ihn doch nur an den verhaßten Kontortisch führen würde.“

Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Der Percy," sagte er, ohne auf die Bemerkung seiner Tochter näher einzugehen, „hat eigentlich noch garnicht das Recht, ein Verschwender zu sein, denn er repräsentirt erst die zweite Generation, die zweite Generation."

„Und Sie meinen, daß erst die dritte Generation dieses traurige Vorrecht hat?"

„Gewiß, Cousine. Man kann im allgemeinen von unseren reichen Kaufmannsfamilien sagen: ‚der erste erwirbt's, der zweite erhält's, der dritte verdirbt's, der dritte verdirbt's.'"

„Aber liegt das nicht eben daran, Papa, daß die jungen Leute vielfach gezwungen werden, um der Firma willen einen Beruf zu ergreifen, der ihren Neigungen nicht entspricht?"

„Keineswegs, mein Kind. Die Ursache liegt tiefer, liegt tiefer. Sie liegt darin, daß die Jugend in einem allzu goldhaltigen Boden nicht gedeiht, nicht gedeiht."

„Aber warum gedeihen denn reiche adelige Familien durch viele Generationen, lieber Vetter?"

„Hm, das kann zweierlei Ursachen haben. Entweder gedeihen sie nur deshalb, weil sie Majorate haben und daher ökonomisch nicht umzubringen sind, oder sie erhalten sich aufrecht, weil die Tradition des Staatsdienstes in ihnen so lebhaft ist, daß die Bethätigung in demselben sie frisch erhält. Solche Leute aber wie der Percy haben keinen Antrieb, die in ihnen vorhandenen Kräfte auszubilden und zu verwerthen, und zu verwerthen. Haben sie dazwischen gute Einfälle, so gelten sie in ihrem Kreise für ‚geistreich', für ‚geistreich', und das thut ihrem Ehrgeiz genug und übergenug, genug und übergenug."

„Ich glaube, daß der junge Herbeck auch sehr kränklich ist," bemerkte Georg, „er sieht ja meist entsetzlich elend aus."

„Nicht wahr?" rief Fanny lebhaft. „Du magst ihn doch zu hart beurteilen, Papa. Ich finde, man sieht es ihm an, daß ein geheimer Gram an ihm zehrt und es erscheint mir doch nicht unmöglich, daß derselbe in dem Bewußtsein einer verfehlten Berufswahl seine Wurzel hat."

Der alte Mohrbach lachte. „Lehre Du mich unsere ‚goldene Jugend' kennen!" erwiderte er. „An der pflegen ganz andere Dinge zu zehren als das Bewußtsein einer verfehlten Berufswahl, verfehlten Berufswahl."

Fanny schwieg, aber sie war keineswegs überzeugt. Sie empfand ein starkes Mitleid mit dem Jüngling, der in allem Reichthum doch so arm war, daß er sie um ihre Lehrerinnenthätigkeit beneidete und sie mußte viel an ihn denken.

* * *

Als Georg und seine Mutter am folgenden Tage in früher Morgenstunde in die Stadt zurückkehrten, war der erstere ungemein schweigsam. Frau Anrath machte einige Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, verstummte aber endlich auch und blickte still in den Nebel, der so dicht war, daß man kaum über die Ufer hinaussehen konnte.

Georg war in tiefen Gedanken. Er war zu nüchtern und zu sehr daran gewöhnt, seine Gedanken und Empfindungen in Zucht zu halten, um sich nicht zu sagen, daß er im Begriff stand, sein Herz an die Tochter des Generalkonsuls zu verlieren. Eine solche Neigung

mußte ihn aber, da sie ja doch nie zu einer Verbindung führen konnte, von dem selbstgewählten Ziel abdrängen. Wollte er dasselbe erreichen, sollte er einmal ein selbständiger, von seinen Mitbürgern geachteter Kaufmann werden, so durfte er an nichts denken als an das Erwerben und Sparen. Wol flüsterte ihm eine versucherische Stimme zu, daß eine Heirath mit Ellen ihn mit einem Schlage sehr viel reicher machen mußte, als er je hoffen durfte, aus eigener Kraft zu werden, aber er mußte sich einmal sagen, daß an eine Verbindung zwischen ihm und Ellen im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht zu denken war und er fand ferner die Möglichkeit, seine Stellung einmal seiner Frau zu verdanken, abscheulich. So nahm er sich denn vor, seine aufkeimende Leidenschaft gleich im Beginn zu ersticken.

Als Georg eben zu diesem Entschluß gekommen war, sagte seine Mutter: „Die Ellen ist doch wirklich ein liebreizendes Geschöpfchen."

„Ich finde sie nicht hübsch."

„Nun ja, es kommt darauf an, was man hübsch nennt. Eine tadellose Schönheit ist sie ja nicht, aber ich finde sie trotzdem sehr viel hübscher als viele, die für eine solche gelten. Wie ist sie anmuthig und welche Herzensgüte spricht aus ihren Augen. Ich wünschte, sie wäre die Tochter eines mäßig begüterten Mannes."

„Und warum wünschest Du das?" fragte Georg mit einem erzwungenen Lächeln.

„Weil die Möglichkeit dann nicht ganz ausgeschlossen erschiene, daß sie einmal meine Tochter würde."

„Diese Möglichkeit ist in diesem Fall allerdings ganz ausgeschlossen, mein Mütterchen," versetzte Georg energisch.

Frau Anrath seufzte und schwieg. Es war ja leider wirklich so, wie Georg sagte.

* * *

Sobald der Generalkonsul in der Stadt eingetroffen war, ließ er Georg in sein Zimmer bitten. Er beglückwünschte ihn zunächst wegen der am vorhergehenden Tage bewiesenen Entschlossenheit und bat ihn dann Platz zu nehmen.

Der Generalkonsul blickte erst eine Weile auf den Siegelring an seinem Finger und begann dann, indem er Georg scharf ins Auge blickte: „Ich möchte eine Bitte an Sie richten, Herr Anrath. Nach allem, was ich von Ihnen weiß, muß ich annehmen, daß Sie mit Leib und Seele Kaufmann sind. Ist dem so?"

„Gewiß, Herr Generalkonsul."

„Wohl. Nun hat mein Sohn bis jetzt leider nur geringe oder richtiger garkeine Neigung für unseren Beruf. Da möchte ich ihn denn neben Ihnen arbeiten lassen, denn es scheint mir nicht ganz unmöglich, daß er, wenn er Ihren Eifer sieht, auch selbst allmählich warm wird. Oder halten Sie diesen Versuch von vornherein für aussichtslos?"

„Herr Generalkonsul," erwiderte Georg, „Ihr Vertrauen ist für mich im höchsten Grade ehrend, und ich bin natürlich gern bereit, Ihrem Herrn Sohn in jeder Weise zur Hand zu gehen, allein eben Ihr Vertrauen ermuthigt mich zu einer Bemerkung, die, wie ich wohl weiß, unter anderen Umständen für eine sehr undelikate gelten müßte. Wenn Ihr Herr Sohn so ungern Kaufmann wird, warum lassen Sie ihn dann nicht seiner Neigung folgen und einen anderen Beruf ergreifen?"

Der Generalkonsul blickte so finster vor sich nieder, daß Georg erschrak, weil er fürchtete, ihn verletzt zu haben.

„Ihre Frage ist ja ebenso berechtigt wie naheliegend," erwiderte der Generalkonsul nach einer Weile, „allein mein Sohn hat zur Zeit noch keine ausgesprochene Neigung für einen anderen Beruf und Sie werden es andererseits natürlich finden, daß ich unter diesen Umständen es gern sehen würde, wenn seine erwachende Thatkraft sich demjenigen Gebiete zuwenden würde, auf dem ich selbst mein Leben lang thätig gewesen bin. Mir ist es überdies immer unbegreiflich gewesen, wie jemand, der über einige Mittel verfügt, sich einem anderen Beruf zuwenden kann als dem des Kaufmannes oder des Landwirthes, denn diese sind — wenn man vom Berufe des Künstlers absieht — die einzigen, in denen man ein freier Mann ist, der keinen Vorgesetzten hat und auf nichts zu achten braucht als auf die gute Meinung seiner Mitbürger. Eine solche Gesinnung läßt sich ja freilich leider nicht anerziehen, aber ich denke, daß das Beispiel eines für seinen Beruf begeisterten Altersgenossen nicht ohne Einfluß bleiben kann. Aber genug davon. Daß ich Ihnen für jedes gute Wort zur rechten Zeit dankbar sein werde, wissen Sie jetzt. Ich brauche wol kaum hinzuzufügen, daß Sie mir auch als Gast in meiner Familie immer sehr willkommen sein werden."

Damit ging der Generalkonsul zum Geschäftlichen über. Als er damit fertig war und Georg bereits die Thürklinke in der Hand hielt, rief er: „Noch ein Wort, Herr Anrath, haben Sie schon Herrn Hartwinkel einen Besuch gemacht?"

„Noch nicht," erwiderte Georg, „aber ich will mich ihm in diesen Tagen vorstellen."

„Thun Sie das. Sie werden einen etwas wunderlichen Herrn vorfinden, der es, wie ich fürchte, gern hat, über mich zu räsonniren, aber ich bin ihm vielen Dank schuldig, und wir haben es immer so gehalten, daß die Herren, wenn sie in das Geschäft eintraten, ihm einen Besuch machten."

Als Georg an sein Pult zurückgekehrt war, ließ er ganz gegen seine Gewohnheit für eine Weile die fleißige Feder ruhen und blickte nachdenklich zum Fenster hinaus. Er fühlte, wie das Gespräch, von dem er eben kam, ihn wieder in nähere Beziehungen zu der Familie gebracht hatte und er fürchtete nicht ohne Grund, daß diese für ihn zu einer Quelle von Leid und Verwirrung werden konnten. Und doch konnte er ihnen nicht aus dem Wege gehen.

Als Georg am nächsten Sonntag aus der Kirche nach Hause zurückgekehrt war, trug Frau Husar seine Karte zu Hartwinkel hinüber. „Wenn er allzu grob wird," sagte Georg zu der am Fenster sitzenden Mutter, „so kehre ich ihm einfach den Rücken."

„Natürlich, Georg," war die Antwort. „Sei nur ja nicht allzu freundlich."

Frau Husar meldete, daß Herr Anrath willkommen sein würde und Georg ging hinüber. Als er fort war, konnte Frau Anrath sich nicht enthalten, die Aufwärterin zu fragen: „Ist denn der alte Herr wirklich so grob gegen die Herren, die ihn besuchen?"

Frau Husar blickte die Dame starr an und fragte: „Wer sagt denn das?"

„Herr Marholt erzählte uns, daß er gegen ihn so grob gewesen sei. Ist er denn das gegen jeden?"

„Das weiß ich nicht."

Damit legte Frau Husar das Frühstücksgeräth auf das mitgebrachte Servirbrett und trug es hinaus. Draußen schmunzelte sie vergnügt. Das war wieder etwas für Hartwinkel.

Als Georg bei Hartwinkel eintrat, kam ihm der alte Herr entgegen, reichte ihm die Hand und bat ihn, Platz zu nehmen, während er selbst wieder in seinem Riesenlehnstuhl versank.

„Sie haben sich nicht gerade beeilt, mir Ihren Besuch zu machen," schrie er, „aber das thut nichts, wir alten Leute können warten. Sagen Sie mir aber eins: kommen Sie aus eigenem Antriebe oder auf Befehl von oben? Hi — hi — hi!"

Georg erröthete. „Ich weiß nicht, was Sie unter einem Befehl von oben verstehen," erwiderte er, „ich will Ihnen aber gern sagen, daß der Herr Generalkonsul allerdings den Wunsch aussprach, ich möchte Sie besuchen."

„So, so, also das that er? Und ohne diesen ‚Wunsch' Ihres Prinzipals hätten Sie mich nicht besucht? Wie?"

„Nein, Herr Hartwinkel."

„Und warum nicht? Ich bin doch Ihr Nachbar, bin doch der Aeltere und wohne länger hier als Sie?"

„Herr Hartwinkel," erwiderte Georg offen, „man hatte mir gesagt, daß Ihnen der Besuch Ihrer Nachbarn nicht willkommen sei."

„Wirklich! Also das hat man Ihnen gesagt? Und darf ich fragen, wer dieser ‚man' war?"

„Nein, Herr Hartwinkel. Sie werden sich selbst sagen, daß ich nicht recht thäte, Ihnen den Namen zu nennen, denn es liegt jedenfalls ein Irrtum in gutem Glauben vor."

„Meinen Sie? Hi — hi — hi! Sie brauchen übrigens die offene Thüre nicht erst einzustoßen. Ich weiß schon Bescheid. Der Vater kommandirt Sie zu mir und der Sohn sagt: gehe nicht."

„Sie irren, Herr Hartwinkel," rief Georg lebhaft. „Wie freundlich die Familie des Generalkonsuls Ihnen gesinnt ist, können Sie daraus ersehen, daß Fräulein Herbeck mich schon vor ihrem Vater darauf hinwies, daß es für mich angemessen sei, Ihnen meine Aufwartung zu machen."

„Hat sie das gethan, die Ellen? Nun, das glaube ich, die ist ja überhaupt nur durch ein Mißverständniß in die Familie gekommen. Da hat einmal der Dornstrauch eine Rose getrieben. Aber die meinte ich auch nicht. Wer Ihnen das einflüsterte, war das würdige Pärchen: Frau Generalkonsul Herbeck und Sohn Percy."

„Verzeihen Sie, Herr Hartwinkel," rief Georg unwillig, „ich darf und will aber nicht anhören, daß in diesem Tone von der Familie des Mannes gesprochen wird, in dessen Diensten zu stehen ich die Ehre habe."

Georg erwartete, daß der Alte ihm die Thüre weisen würde, dieser blieb aber ganz freundlich. „Recht so, junger Mann," sagte er. „Es ist hübsch, daß Sie so für die Familie eintreten, und es thut mir nur leid, daß die Leute es so wenig verdienen. Aber legen Sie nur den Hut wieder fort, ich will, solange Sie hier sind, nichts Unehrerbietiges von der Brut sagen. Sagen Sie doch, sind Sie denn ein Sohn von Georg Friedrich

Anrath & Co.? Ja? Ihr Vater war ein wackerer Mann. Ich habe ihn gekannt, ich habe ihn gut gekannt. Er war eine Seele von Mensch, aber kein Kaufmann! Die Leute haben viel Geld an ihm verloren, viel schönes Geld."

„Ich hoffe nicht für immer," erwiderte Georg, der bei den Worten Hartwinkels über und über erröthet war. „Ich hoffe, daß meines Vaters Gläubiger noch einmal jeden Pfennig wieder erhalten werden, einschließlich der Zinsen."

„Das ist eine sehr anständige Hoffnung," erwiderte Hartwinkel, „aber Sie werden, wie ich fürchte, bald bemerken, daß es mit ihrer Verwirklichung seine Schwierigkeiten hat. Ja, wer etwas zum Anfangen hat — das ist etwas anderes, aber das erste Geld zu erwerben, ist schwer, sehr schwer. Die ersten 30,000 Rubel sind für den, der nichts hat, schwerer zu gewinnen, als drei Millionen für den, der 30,000 Rubel hat."

„Sie haben gewiß recht, Herr Hartwinkel, aber gerade der Mann, in dessen Hause wir uns befinden, ist der beste Beweis dafür, daß die Aufgabe zwar schwierig, aber nicht unlösbar ist."

Hartwinkel lachte laut auf. „Ja, wenn Sie so anfangen wollen wie der Herbeck, dann geht es," schrie er, „dann können Sie die Schulden ihres Vaters bezahlen und für eine Weile sogar so eine Frau wie Madame Herbeck."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiderte Georg, „ich denke, der Herr Generalkonsul hat sich nur aus eigener Thatkraft emporgeschwungen."

Hartwinkel lachte wieder das laute, gellende Lachen von vorhin. „Haben Sie denn nie etwas von dem

Testament gehört?" schrie er. „Von dem famosen Testament, in welchem Herbeck von dem verstorbenen Leckpatrik gerade diese Anfangssumme rechtlich vermacht wurde? Hat man denn diese edle That, in der der Selige sich ein seinem herrlichen Charakter so entsprechendes Denkmal setzte, schon ganz vergessen? Sie haben wol auch geglaubt, der Herbeck habe sich seine Millionen so verdient wie der Richard — Richard — ja, wie hieß nur der Bengel, der in den Kinderfibeln mit der Katze unter dem Arm unter die Neger geht? Wie?"

„Ich weiß, was Sie meinen," erwiderte Georg. „Ich habe, wie ich mich jetzt entsinne, auch bereits von dem Testament gehört, aber ich hatte es vergessen."

„Ich will Sie übrigens nicht muthlos machen," fuhr der Alte fort. „Sie haben ja ein sehr hohes Gehalt — Herbeck läßt ja leben, wie er selbst lebt — da können Sie immerhin Jahr für Jahr einen hübschen Posten bei Seite legen. Wenn Sie nur erst die ersten tausend Rubel erspart haben, so werden Sie an dem Erwerben schon Freude finden. Ich sage Ihnen — man kann das Gold lieb gewinnen, lieber als alles in der Welt. Es kann einem alles ersetzen, das rothe Gold: Vater und Mutter, Weib und Kind, gute Freunde, getreue Nachbarn und worum sonst noch die Leute beten. Ich sage Ihnen, junger Mann — das rothe Gold ist etwas ganz Apartes, das man um seiner selbst willen liebt."

„Ich kann mir das nicht recht denken," erwiderte Georg. „Wenn ich mir wünsche, reich zu sein, so geschieht es, weil der Reichthum es uns leichter macht, uns im Interesse unserer Mitbürger zu bethätigen und eine geachtete Stellung unter ihnen einzunehmen."

„Man kann das Gold aus verschiedenen Gründen lieben," meinte Hartwinkel, „denn es bietet jedem etwas. Der eine liebt es um des Ansehens willen, das es verleiht; der zweite aus Herrschsucht; der dritte, weil man sich dafür hübsche Weiber, Pferde, Hunde, was weiß ich alles, halten kann. Das ist aber alles nichts, man muß es um seiner selbst willen lieben. Dann macht es erst die wahre Freude."

„Sie vergessen, daß wir das Gold auch lieben können, weil es uns in den Stand setzt, unseren Mitmenschen zu helfen."

Hartwinkel lachte wieder laut auf. „Das ist Schwindel," rief er, „deshalb hat noch niemand das Gold geliebt. Nein, junger Mann, da kennen Sie das rote Gold schlecht. Das kann man nur für sich selbst lieben. Wer die Menschen liebt, der liebt das rothe Gold nicht, und wer das rothe Gold liebt, der kann die Menschen nicht leiden. Hat der Heiland das rothe Gold geliebt? Hat er es besessen? Gehaßt hat er es, verachtet hat er es, nicht ein Lamm hat er sich kaufen können."

Georg erhob sich, um aufzubrechen, aber der Alte ließ ihn noch nicht los. Er mußte erst noch ausführlich von seinem Aufenthalte in England erzählen und er sah mit Verwunderung, wie gut Hartwinkel über das Land und seine Handelsverhältnisse unterrichtet war.

Als Georg endlich aufbrach, mußte er versprechen, nächstens einmal am Abend zu kommen. „Ich kann Ihnen ja nur ein Glas Thee vorsetzen," sagte Hartwinkel, „aber Sie sehen mir auch nicht so aus, als ob Sie ein Freund geistiger Getränke wären. Sie berauschen sich lieber an „Ansehen" und „Menschenliebe."

Na, das geht so lange, bis man erst den Durst nach dem rothen Golde bekommen hat. Der vertreibt dann jeden anderen."

Georg kam sich, als er auf den Korridor hinaustrat, wie berauscht vor. Der Besuch war so ganz anders ausgefallen, als er erwartet hatte. Aber die Anrede Marholts: „Nun, Sie haben sich also doch in die Löwengrube gewagt?" brachte ihn schnell wieder zu sich. „Ja und ich habe es dort nicht so schlimm gefunden, wie ich nach Ihrer Schilderung erwarten mußte," erwiderte er.

„Dann haben Sie es gut getroffen. Also der Alte war umgänglich? Worüber sprachen Sie denn?"

„Ueber allerlei. Ich mußte ihm von England erzählen."

„Ich kann mir denken, wie er Sie ausgehorcht hat! Ja, das liebt er. Aber nehmen Sie sich vor ihm in acht, ich glaube, der Generalkonsul erfährt jedes Wort wieder."

„Ich pflege nichts zu sagen, was ich nicht auch in Gegenwart des Generalkonsuls wiederholen könnte," erwiderte Georg etwas kühl.

„Gewiß, gewiß, aber es ist immerhin gut, wenn man auf der Hut ist."

„Ohne Zweifel. Aber Sie verzeihen wol — meine Mutter erwartet mich."

Marholt blickte Georg finster nach. „Der Junge ist gefährlich," murmelte er. „Kaum ist er im Hause, so vertraut ihm auch schon der Generalkonsul den Percy an, obgleich ich denn doch ein ganz anderes Anrecht darauf hatte und es sollte mich wundern, wenn ihm der Theatercoup von neulich nicht auch die Herzen der

Frauen gewonnen haben sollte. Aber warte nur, an den alten Hartwinkel sollst Du mir nicht heran."

Marholt kehrte in sein Zimmer zurück, nahm eine Feder und warf sie in die Luft. Der Stiel drehte sich ein paar Mal um sich selbst und fiel dann so nieder, daß die Feder in dem Fußboden stecken blieb. Marholt lächelte triumphirend: das war ein gutes Omen.

Zwölftes Kapitel.

Sobald die ersten Herbststürme durch das Land brausten, siedelte die Herbeckſche Familie auf ihr „Höfchen" über, eine reizende Villa, die jenseits des Flusses in einem herrlichen Park lag. Hier, wo uralte Linden und Eichen eine prächtige Wiesenfläche umgaben, wurden Frühling und Herbst verbracht.

Percy fuhr jetzt in der Regel mit dem Vater zur Stadt und trieb sich ein Stündchen auf dem Kontor umher. Er verführte Hans Martin Grotebart zu den ungeheuerlichsten Lügen aus seinem früheren Seemannsleben; er verleitete Karl Alexander Bergmann, seine Brenner in der unverzeihlichsten Weise warten zu lassen, weil er unterdessen Percy über die Ursachen der Wirren, welche zu dem Sturz der Theaterdirektion Mauser führten, einen eingehenden Vortrag hielt; er kränkte Gustav Adolph Jahns zartes Gemüth, indem er ihn mit der Erzählung unanständiger Anekdoten quälte. Dann berieth er mit Marholt eingehend Toilettenfragen oder

verhandelte mit ihm über neue Geldanleihen und ähnliches. Marholt war sein Faktotum geworden, sein Kassirer, sein Sekretär, sein Kommissionär.

So wurde denn Percy eine wenn auch nicht ungern gesehene Plage für die Prokuristen und eine Quelle unerschöpflichen Vergnügens für die Kommis und das übrige Personal. Sobald seine lange Gestalt, die immer in einem durchaus auffallenden Anzuge steckte, sichtbar wurde, verzogen sich alle Gesichter und alle Ohren harrten gespannt der Witze, die da kommen sollten.

Nachdem Percy es eine Weile so getrieben hatte, begleitete er Georg auf die Börse. Darin bestand übrigens die ganze Gemeinschaft, die sie geschäftlich mit einander hatten, denn als Georg einmal in den ersten Tagen eine ihm günstig scheinende Stunde wahrnahm und Percy einen längeren Vortrag über das Wesen des Wechsels hielt, hörte ihn Percy zwar ruhig an, sagte aber dann mit seinem gutmüthigsten Lächeln: „Mein lieber Anrath, das war wirklich sehr brav, und mein Vater, dem ich wol diesen Vortrag zu verdanken habe, hat alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein, aber was mich betrifft, so ist in dieser Beziehung leider Hopfen und Malz an mir verloren. Lassen Sie daher ein für allemal Wechsel — Wechsel sein — in der Praxis kenne ich ja die verdammten Dinger nur zu gut — und widmen Sie Ihre kostbare Zeit nach wie vor dem Geschäft als solchem. Wenn Sie mir erlauben, Sie auf die Börse zu begleiten, so sind meine Bedürfnisse vollständig befriedigt."

Auf der Börse bestand Percys Thätigkeit lediglich darin, alle schlechten Witze, die etwa auftauchten, festzuhalten und in die gegenüberliegende Börsenkonditorei

zu tragen, wo ihn bereits ein Kreis von jungen und alten Roués erwartete. Dort trank er bis gegen vier Uhr Champagner und begab sich dann mit einem Umwege wieder auf das Kontor, um mit dem Vater nach Hause zu fahren.

Nach dem Essen blieb er, wenn er nicht mit der Mutter ins Theater fuhr, zu Hause, spielte mit Onkel Arwdeil Billard oder mit den jungen Mädchen Krokett oder sah, wenn das Wetter schlecht war, zu, wie die übrigen Familienglieder ihren Scharfsinn an einem frisch eingeführten chinesischen Geduldspiel oder einer neuen Patience übten.

Es war ihm gelungen, Ellen durch unausgesetztes Bitten und Quälen mürbe zu machen, so daß sie unter vielen Gewissensbissen und immer wiederkehrenden Widersetzlichkeitsversuchen Fanny von Zeit zu Zeit einlud. Nicht als ob sie das junge Mädchen nicht gern gehabt hätte — es widerstand ihr nur, ein Zusammentreffen desselben mit Percy zu vermitteln. Heute aber hatte sie doch wieder seinen Bitten nachgegeben und Fanny in einem Briefchen gebeten, den Nachmittag und Abend mit ihr zu verbringen. Jetzt stand sie neben dem Bruder am geöffneten Eingangsthor und blickte die Straße hinab, die von dem Dampfschiffstege zur Herbeckschen Villa führte.

„Percy," sagte Ellen, „es ist sehr unrecht, daß ich Dir wieder nachgegeben habe. Wohin soll das führen?"

Percy lehnte sich an den Thorpfeiler und blickte hinauf zu dem klaren Blau des Herbsthimmels. „Was meinst Du, Kleine?" fragte er.

„Ich meine, daß es sehr unrecht ist, daß ich Fanny eingeladen habe."

„Warum das, Kleine? Sie übt einen vortrefflichen Einfluß auf mich aus. Ich habe ihretwegen ein kaum begonnenes Verhältniß mit der Wegbauer aufgegeben. Das will viel sagen."

„Das ist ja sehr schön, Percy, ich dachte aber auch nicht an Dich, sondern an sie. Was soll daraus werden, wenn sie Dich lieb gewinnt?"

Percy blickte lächelnd zu der Schwester nieder. „Nun, was eben aus Leuten wird, die einander lieb haben," erwiderte er.

„Aber ihr seid doch beide schon gebunden, Percy."

„Pah, diese Bande sind gottlob noch nicht sehr fest. Wir könnten sie zerreißen, ohne daß sie uns allzu tief ins Fleisch dringen würden."

„Aber Percy!"

„Aber Kleine!" Damit umfaßte Percy die Schwester und zog sie an sich. „Sei kein Pedant, Kleine," sagte er dann. „Siehe, ich fühle es, hier in der Brust sitzt mir der Tod. Ich glaube nicht, daß ich den Winter überlebe. Da führt mir ein freundliches Geschick noch in letzter Stunde ein Mädchen zu, dessen Gegenwart die edleren Saiten in mir anklingen läßt. Soll ich nun da aus lauter Rücksichtnahme auf die Welt und ihre dummen Gesetze auf ein Glück verzichten, dessen Genuß mich mit der blödsinnigen Thatsache, daß ich geboren werden und so lange leben mußte, einigermaßen aussöhnen könnte? Was habe ich mit Florentine zu thun? Sie ist genau so, wie viele von den Weibern, deren Gunst ich besaß und überdrüßig wurde. Was hat Fannys hochfliegender Geist mit jenem langweiligen Burschen gemein, der glücklich ist, wenn er sein Leben unter öden Kommissionssitzungen verbringen kann? Aber

still — da kommt sie — laß uns ihr entgegen gehen."

„Welch herrliches Wetter," rief Fanny, als sie sich begrüßt hatten, „diese prächtige Frische, diese herrliche Klarheit der Luft! Man fühlt sich wie neu belebt! Wenn ich ein Mann wäre, ich nähme den Stock zur Hand und wanderte hinaus, weit über Feld und Brache."

„Ja, wer das könnte," versetzte Percy. „Ich verstehe Ihre Empfindung nur zu gut, aber ich bin wie der Kranich im Schützenhause, dem die geknickten Flügel ja auch nur einen Flug über den Zaun und wieder zurück gestatten. Das arme Thier! Als ich gestern vorüberging, lockten die wandernden Brüder hoch aus der Luft. Er antwortete mit lautem Ruf, aber der Versuch, sich ihnen anzuschließen, fiel kläglich aus."

Die beiden Mädchen blickten ihn mitleidig an, und in den Augen Ellens, in der die letzten Worte des Bruders noch nachzitterten, standen große Thränen.

„Warum gehen Sie nicht in den Süden, Herr Herbeck?" fragte Fanny. „Ich denke mir, daß es Ihnen gut thun müßte, den Winter in Algier oder in Kairo zu verbringen."

„Nicht wahr?" rief Ellen. Mama und der Arzt wollen das auch, aber Percy will nichts davon wissen."

„Warum soll ich das?" fragte Percy. „Alt werden kann ich ja doch nicht, und es erscheint mir ziemlich gleichgiltig, ob ich mein verfehltes Dasein früher oder später beschließe."

„Aber weshalb nehmen Sie an, daß Ihr Dasein nothwendig ein verfehltes sein muß?" rief Fanny eifrig. „Wenn man so jung ist wie Sie, so hat man doch wahrhaftig nicht das Recht, sich einfach zu resigniren."

Sie hatten unterdessen den Park betreten und nahmen am Rande desselben auf einer Bank Platz, vor der sich ein Asternbeet ausbreitete. Die Strahlen der Abendsonne fielen warm auf die bunten Blumen und das sich gelb färbende Laub der Bäume. Vom Nachbarpark her hörte man das Jauchzen spielender Kinder und in den Baumkronen flog eine Meisenfamilie zerrend von Ast zu Ast.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Herbeck," begann Fanny wieder. „Sie sind begabt, jung und reich — Sie brauchen nur zu wollen, um auch zu können."

„Das ist es eben, Fräulein Fanny," erwiderte Percy, „auf das rechte Wollen kommt es an, und das habe ich nicht, habe es auch nie gehabt. Ich bin wie eine Pflanze, die im Treibhause erwuchs und in dem allzu fetten Boden üppig emporschoß und reichliche Blätter trieb. Als man sie aber in den Garten versetzte, da erwies es sich, daß es ihr doch an der rechten Triebkraft fehlte. Das Beet, in dem ich erwuchs, Fräulein Mohrbach, war überdüngt, mit Gold überdüngt. Ich konnte thun, was ich wollte, und wenn ich Blätter trieb, d. h. wenn ich lustige Einfälle hatte, so nahm man sie für vollwichtige Früchte. So habe ich nie wollen müssen und eben deshalb kann ich jetzt nicht mehr wollen."

„Aber Ihr Herr Vater ist doch so energisch," rief Fanny, „kümmerte er sich denn gar nicht um Ihre Erziehung?"

„Leider nicht," erwiderte Ellen für den Bruder, „Papa überließ Percys Erziehung ganz Mama."

Alle drei blickten still auf das Blumenbeet vor ihnen. Ein schön gefärbter Schmetterling flatterte über dasselbe hin und gaukelte von Blume zu Blume.

„Recht so, alter Knabe," sagte Percy, indem er wieder in seinen gewöhnlichen Ton verfiel, „so muß man es machen! Was kümmert es Dich, daß die kalte Nacht Dich tödten wird, hast Du doch Dein kurzes Leben fröhlich genossen. Das ist mein Wappenthier, Fräulein Mohrbach," fügte er dann hinzu.

„Ach, Herr Herbeck," rief Fanny erregt, „warum sprechen Sie so? Sie sind viel zu schade für ein solches Schmetterlingsdasein."

„Ueberschätzen Sie mich nicht, Fräulein Mohrbach," erwiderte Percy. Es gibt Menschen, die sind wie die Sonne: das Licht, das von ihnen ausgeht, läßt alles hell und licht erscheinen. Geht aber die Sonne unter, so sieht alles wieder so grau und farblos aus, wie es eigentlich ist. Seien Sie überzeugt, daß mein Flattern und Gaukeln noch das beste an mir ist. Das macht doch wenigstens diesem oder jenem Spaß."

„Percy," rief Ellen schmerzlich, „wir lieben Dich doch wahrhaftig nicht um Deiner lustigen Einfälle willen."

„Gewiß nicht, Kleine," erwiderte Percy, indem er die Hand der Schwester drückte, „Du liebst mich nicht deshalb, Kleine. Wie solltest Du auch? Du hast für keine fünf Pfennige Humor. Aber nun kommt und laßt uns eine Partie Krokett machen!"

Damit stand er auf und die jungen Mädchen folgten, wenn auch ungern, seinem Beispiel. Fanny wollte noch einmal auf das Gespräch zurückkommen, aber Percy gab nur ausweichende Antworten. Er war den ganzen Abend über voll guter Laune und riß schließlich selbst die ernsthafte Fanny mit sich fort. Frau Dora hatte lange nicht so herzlich gelacht und sich so gut

amüsirt wie an diesem Abend. Nur Fräulein Jabot stimmte ganz gegen ihre Art in die allgemeine Heiterkeit nicht mit ein. Sie hatte Kopfschmerzen, und zog sich schon früh auf ihr Zimmer zurück.

* * *

Am Nachmittag des folgenden Tages saß Fanny an dem Fenster des kleinen Stübchens, in welchem sie sich, wenn sie allein war, mit Vorliebe aufhielt und blickte hinaus auf die Straße. Dort war nichts zu sehen, denn es war eine stille Straße einer stillen Vorstadt, eine überaus anständige, langweilige Straße mit zwei Reihen einstöckiger, behaglicher Wohnhäuser hinter den Bürgersteigen. Aber Fanny bedurfte auch keiner Anregung von außen, denn ihre Gedanken machten ihr hinreichend zu schaffen. Der Unterricht hatte sich heute garnicht gefördert, sie selbst war zerstreut gewesen, die Kinder unaufmerksam und weniger lenksam als sonst. Fanny war eben den Gedanken nicht los geworden, wie es doch möglich war, daß jemand nicht wollen konnte, zumal wenn dieser Jemand begabt war und wollen wollte. Fanny war unter lauter Leuten aufgewachsen, die schon die harte Nothwendigkeit zum Wollen zwang, die alle „wollten" und überdies genau wußten, was sie wollten. Sie alle ertheilten mit Lust und Liebe ihren Unterricht oder schalteten in ihrer Kanzlei und waren froh, wenn ihnen ihr meist kärglich bezahltes Tagewerk noch so viel Zeit übrig ließ, daß sie sich im Interesse ihrer geliebten Vaterstadt in der einen oder in der anderen Weise bethätigen konnten. Streng gegen sich und andere ging ein jedes seinen Weg und es fiel niemand ein, sich ein anderes Loos zu wünschen, als das biblische: „und wenn es köstlich

gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Und doch hatte Fanny in den wenigen Mußestunden, die ihr das Leben ließ, mit Vorliebe von einer Welt geträumt, in der es nicht so nüchtern und regelmäßig herging, wie in ihrem Kreise, von einer Welt, in der die Menschen frei waren vom Joch der Sorge um das tägliche Brot, in der es in die freie Wahl des einzelnen gestellt war, ob und wie er etwas leisten wollte, in der er sich ganz ausleben konnte in Freude und Leid. Sie hatte wol von einem Manne geträumt, der ganz anders war als die Männer, die sie kannte, und von einer Liebe, die in einem jähen Untergange ein glückdurchschauertes Ende fand. Jetzt trat ihr zum erstenmal ein Jüngling entgegen, bei dem das erstere zutraf, und ihre Phantasie war in reger Thätigkeit, sein wirkliches Bild nach ihrem Bedürfniß umzugestalten. Sie sah in Percy eine im Grunde große und edle Natur, die nur infolge ungünstiger Verhältnisse verkümmerte, und es erschien ihr als eine lockende Aufgabe, das glimmende Feuer anzublasen und den Reichbegabten auf den rechten Weg zu weisen. Die feinen Züge seines todtbleichen Gesichtes wirkten auf sie wie ein ungelöstes Räthsel und das rückhaltlose Vertrauen, das er ihr entgegentrug, machte, schon weil es so unerwartet kam, einen tiefen Eindruck auf sie.

Fanny war so vertieft in ihre Gedanken, daß sie den Dr. Eichner erst bemerkte, als er sie anredete. „So tief in Gedanken, Fräulein Fanny?" fragte er.

Fanny fuhr auf und erröthete über und über. „Wundern Sie sich nicht, mich so müßig zu finden," sagte sie dann, indem sie nach ihrer Handarbeit griff, „ich bin heute müde und angegriffen."

„O bitte," erwiderte der Doktor und nahm ihr gegenüber Platz, „ich kann mir denken, daß Sie oft recht müde sein müssen. Ich bringe übrigens eine frohe Kunde: mein Vorschlag in Sachen der Treppen ist im Rath durchgedrungen."

„Sie meinen die Bestimmung, daß auch in den Vorstädten jedes Haus zwei Treppen haben müsse."

„Natürlich," erwiderte der Doktor. „Ich habe Ihnen doch oft und ausführlich genug davon erzählt. Die Sache ist von großer Wichtigkeit, denn nur durch eine solche Bestimmung kann verhindert werden, daß bei Feuersbrünsten den Bewohnern der oberen Stockwerke die Flucht abgeschnitten wird. Sie glauben nicht, wie froh ich bin, das durchgesetzt zu haben."

„Auch ich freue mich, daß es Ihnen geglückt ist," sagte Fanny.

„Es geht mir überhaupt gut," fuhr der junge Mann fort. „Gestern Abend hat der Vorstand der gemeinnützigen Gesellschaft sich endlich entschlossen, unseren Bitten nachzugeben und in den Neubau eines Flügels am Zwangsarbeitshause zu willigen. Es wird damit einem dringenden Bedürfniß abgeholfen, denn wir haben bisher außer dem Saal, in welchem die Gartenmöbel gefertigt werden, nur eine Tischlerwerkstatt. Jetzt werden wir auch noch eine Buchbinderei und eine Schuhmacherwerkstatt einrichten können. Glückt es mir nun noch, ein paar tüchtige Werkmeister aufzutreiben, so bin ich der glücklichste Mensch unter der Sonne."

Der Doktor sah Fanny an, als ob er eine Aeußerung von ihr erwartete, aber sie blickte schweigend auf ihre Arbeit.

„Wo waren Sie gestern Abend, Fräulein Fanny?“ fragte er nach einer Weile.

„Bei Herbecks.“

„Ist Ihnen der junge Herbeck auch so zuwider wie mir, Fräulein Fanny? Mir dreht sich das Unterste zu oberst, wenn ich das leichenfarbene Gesicht dieses jungen Taugenichts sehe.“

„Sie urtheilen sehr scharf, Herr Doktor.“

„Ja, aber keineswegs zu scharf. Diese jungen Tagediebe sind eine wahre Pestbeule unserer Stadt. Aufgewachsen in Müßiggang, von früh auf vertraut mit jedem Vergnügen, verderbt durch jedes Laster, gibt es für sie gar kein Streben, kennen sie nicht einmal mehr die Lust.“

„Nun, es kann doch nicht jeder in Entzücken gerathen, weil er es durchgesetzt hat, daß das Zwangsarbeitshaus einen neuen Flügel bekommt?“

Der Doktor erröthete über und über.

„Was haben Sie heute, Fräulein Fanny?“ fragte er offen, „Sie sind ja ganz verändert.“

„Ich bin keineswegs verändert, ich kann es nur nicht anhören, daß Sie so hart über einen jungen Mann urtheilen, der viel mehr unglücklich als schlecht ist.“

„Glauben Sie das doch nicht, Fräulein Fanny!“ rief der Doktor, „der junge Herbeck ist der schlimmste unter unseren Roues und er —“

„Verzeihen Sie,“ unterbrach ihn Fanny, „ich glaube es nicht nur, sondern ich weiß es. Percy Herbeck ist viel zu reich begabt und viel zu edel angelegt, um nicht zu wissen, daß der Lebenswandel, den er führt, seiner nicht würdig ist.“

„Ja, aber um des Himmels willen, warum führt er ihn denn? Warum leistet er denn nichts?"

„Weil er — weil eben nicht jede Natur so einfach angelegt ist, wie Sie anzunehmen scheinen. Es gibt Naturen, denen die bescheidene Thätigkeit des Alltagslebens nicht genügt, die es nicht fertig bringen, ihr Ziel auf der großen Heerstraße zu erreichen, die ihre eigenen Wege finden müssen und die eben deshalb oft lange in der Irre gehen."

„Bis sich eine barmherzige Samariterin findet, die sie auf den rechten Weg weist. Nicht wahr?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Fanny heftig.

Der Doktor lenkte ein. „Fräulein Fanny," sagte er, „wir sind in einen unerfreulichen Ton gerathen, aber Sie schlugen ihn wirklich zuerst an und ich folgte nur. — Was veranlaßt Sie nur zu diesen Ausführungen, die Ihrem klaren Geiste so wenig entsprechen? Der junge Herbeck ist wahrhaftig kein Genie, das sich mühsam im Nebel seinen Weg sucht, sondern ein träger Bummler, der sich beim schönsten Wetter abseits von der Landstraße in das Gras geworfen hat und sich nun damit amüsirt, über die Vorübergehenden schlechte Witze zu machen. Der Vater ist, wie ich persönlich glaube, ein Schwindler im Großen und es würde mich nicht wundern, wenn es einmal ein Ende mit Schrecken mit ihm nähme, aber er ist immerhin ein Mann von Geist, Energie und Initiative und ich kann daher verstehen, daß er einen gewissen Zauber auf die Leute ausübt. Aber was in der Welt kann Sie veranlassen für den Sohn einzutreten?"

„Nichts anderes, als daß ich aus seinem Munde

weiß, daß es so ist, wie ich sage. Er ist wahrscheinlich kein Genie, aber er ist jedenfalls ein guter edler Mensch, der den ihm von der Natur gewiesenen Weg bisher nicht finden konnte und daher sehr unglücklich ist."

Der Doktor sprang auf und ging mit finsterer Stirn ein paarmal auf und nieder. Wenn ihm ein anderer als sie selbst gesagt haben würde, daß der junge Herbeck auf Fanny einen gewissen Eindruck machen könnte, so hätte er darüber gelacht, jetzt aber war er aufs höchste beunruhigt.

„Fräulein Fanny," sagte er endlich, indem er wieder Platz nahm, „Sie lassen Ihr klares Auge von einem Licht blenden, das nichts anderes ist als phosphoreszirende Fäulniß. Ich glaube es gern, daß der junge Taugenichts seinen ausgemergelten Leib in den Mantel des Weltschmerzes zu hüllen versucht, aber dergleichen sollte Sie nicht täuschen. Sie sollten diesen Verkehr abbrechen, Fräulein Fanny! Zwischen uns und den reichen Kaufleuten im Stile des Generalkonsuls gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Wir leben in der Welt des Geistes, jene in der Welt des Materiellen."

„Was wollen Sie eigentlich," versetzte Fanny unwillig. „Wenn der junge Herbeck unglücklich darüber ist, daß er — weil er — weil er den rechten Beruf nicht finden kann und sich darüber verzehrt, so beweist das doch nicht gerade, daß er im Materiellen aufgeht?"

„Ihr Einwand wäre berechtigt, wenn die Klagen des jungen Menschen echt wären, aber die bloße Thatsache, daß er in keiner Weise thätig ist, beweist mir schon das Gegentheil."

„Aber, mein Gott," rief Fanny heftig, „was soll er denn thun? Es ist ja doch nicht jeder dazu

geschaffen, mit Leib und Seele in dem öden Einerlei unseres Alltagslebens aufzugehen."

Der Doktor erblaßte. „Sprechen wir von etwas anderem," sagte er nicht ohne Hochmuth, „über diesen Punkt werden wir uns wenigstens heute nicht verständigen."

„Es scheint mir auch so," erwiderte Fanny trotzig.

Der Doktor stand auf und griff nach seinem Hut. „Auf Wiedersehen!" sagte er und reichte Fanny die Hand.

„Adieu," war die Antwort.

Als der Doktor am Fenster vorüberging, sprang Fanny auf, um es zu öffnen und ihn zurückzurufen. Sie hatte schon die Hand am Fensterriegel, aber sie ließ sie wieder sinken. „Er versteht mich ja doch nicht," murmelte sie.

Ein schönes Verhältniß, das zwei gute, verständige Menschen bisher hoch beglückt hatte, war in dieser Stunde schwer geschädigt worden.

Dreizehntes Kapitel.

Ein schöner Sonntagnachmittag hatte alle Welt aus den Häusern gelockt, um das herrliche Wetter im Freien zu genießen. An dem Quai und auf den Schiffen schlenderten die Matrosen langsam einher oder hatten sich zu Gruppen zusammengethan und erzählten sich von ihren Fahrten und deren Fahrnissen; auf dem Wasser wimmelte es von Booten jeder Größe und jeder Bauart; die Brücke war voll von geputzten Menschen, die den Wäldern und Wiesen oder auch wol den Vergnügungslokalen des anderen Ufers zuströmten. Aber über all dem Gewimmel lag doch die Ruhe, welche, in arbeitsvoller Zeit besonders, der Sonntag über die Handelsstadt ausgießt, bei allem Durcheinander fehlte doch das hastige Drängen des Werktags. Die Menschen bewegten sich langsam, sie hatten heute keine Eile.

Nur Marholt, der sich auf der Brücke befand, machte davon eine Ausnahme und schritt so schnell vorwärts, wie es die Menschenmenge irgend erlaubte.

Er nagte dabei so heftig an seiner Unterlippe, wie es seine Art war, wenn ihn ein Gedanke ganz erfüllte. Erst als er die Auffahrt am anderen Ufer fast erreicht hatte, blieb er für einen Augenblick stehen. Auf der Höhe der Auffahrt wurden zwei russische Mädchen sichtbar, von denen das eine ein hellrothes, das andere ein hellblaues Kleid anhatte, so daß sie aussahen, wie wandelnde Ostereier. Da sie nicht zusammen gingen, sondern zu verschiedenen Gruppen gehörten, so war es fraglich, welche zuerst den Straßendamm gewinnen und damit Marholt aus dem Auge kommen würde. Marholt ließ das rothe Kleid als Omen gelten und wartete nicht ohne Spannung. Das blaue verschwand zuerst. Das war ein schlimmes Zeichen, aber es konnte sich ja immerhin als trügerisch erweisen. Marholt beschleunigte seine Schritte und hatte in weniger als einer halben Stunde das Siebeneichensche Höfchen erreicht.

Der Vater leitete, wie Marholt wußte, zu dieser Stunde den Nachmittagsgottesdienst seiner Genossen, aber die Mutter war zu Hause. „Ich dachte mir, daß Du heute kommen würdest," sagte sie, und wies auf den gedeckten Kaffeetisch. „Wie geht es Dir?"

Marholt nahm auf dem harten, mit schwarzem Leder überzogenen Sophachen Platz und zündete sich eine Cigarrette an. Seine Blicke schweiften düster über den ärmlich ausgestatteten Raum, in dem er sich befand. „Mutter," sagte er, „ich habe etwas mit Dir zu besprechen, ehe der Vater nach Hause kommt."

Frau Marholt erschrak sichtlich. „Was hast Du, Friedrich?" fragte sie.

„Mutter, Ihr habt doch etwas erspart?"

Frau Marholt fuhr zurück. Warum fragst Du

darnach, Friedrich?“ rief sie. „Du hast doch nicht Schulden gemacht?“

Marholt lächelte. „Sehe ich aus wie ein Schuldenmacher? fragte er.?“

„Nein, Friedrich, aber warum fragst Du, ob wir uns etwas erspart haben? Du weißt ja selbst, daß es nicht viel sein kann, daß es nur ein Spargroschen für den schwarzen Tag ist.“

„Natürlich, Mutter, natürlich, aber wieviel ist es?“

Frau Marholts Gesicht zeigte einen mißtrauischen Zug. „Sage mir erst, warum Du das wissen willst,“ entgegnete sie.

Marholt rückte der Mutter näher und sagte halblaut: „weil ich Eure Ersparnisse gern verdoppelt und verzehnfacht sehen würde.“ Wünschest Du das nicht?

„Gewiß, Friedrich, wer wünschte das nicht, aber wie kann das geschehen?“

Auch Frau Marholt sprach diese Worte unwillkürlich halblaut.

Marholt zerstampfte den Rest seiner Cigarrette in der Untertasse. „Mutter,“ sagte er, „hast Du einmal von den Prämienanleihen gehört?“

„Meinst Du die Papiere, bei denen man auch das große Loos gewinnen kann?“

„Ja, die meine ich.“

„Ja, Friedrich. Mehr als das. Der Vater hat zwei von diesen Papieren und meines Vaters Bruderstochter hat auch eins.“

„Wirklich? Nun wol, dann gieb recht acht. Ein solches Papier kostete früher 98 Rubel, jetzt aber kann man es für 150 Rubel verkaufen und es wird noch theuerer werden.“

In den Augen der Frau Marholt leuchtete es auf wie Funken. „Wie kommt das?“ fragte sie hastig.

„Ich kann Dir das nicht erklären, Mutter, aber es ist so und der Generalkonsul macht ein ungeheures Geschäft, indem er große Massen dieser Papiere billig kauft und dann wieder theurer verkauft. Verstehst Du jetzt, wie Ihr Eure Ersparnisse verdoppeln — was sage ich — wie Ihr sie in kurzer Zeit verzehnfachen könnt? Ihr gebt mir das Geld und ich habe dann nur zu kaufen und zu verkaufen. Der Gewinn ist zweifellos.“

Frau Marholt fuhr sich mit der flachen Hand über ihr volles Haar. „Natürlich,“ sagte sie, „das muß Marholt thun. Es wäre ja eine Sünde, eine solche Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen.“

Marholt sah seine Mutter scharf an. „Wird er es thun?“ fragte er.

Frau Marholt fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Warum sollte er es nicht thun?“ erwiderte sie. „Du sagst doch, daß es ohne jedes Risiko geschehen kann?“

„Natürlich, Mutter, ohne jedes Risiko, aber Du weißt ja, wie wunderlich er mitunter ist.“

Frau Marholt blickte zu Boden. „Allerdings,“ sagte sie nach einer Pause, „aber er liebt das Geld und wird die Gelegenheit benutzen.“ Die Versicherung klang diesmal bei weitem weniger zuversichtlich als vorher, was Marholt nicht entging.

„Mutter,“ begann er nach einer Weile, „sollten wir den Vater nicht überraschen? Wie wäre es, wenn er erst nachher erführe, wieviel er gewonnen hat?“

Ueber Frau Marholts Stirn flog eine flüchtige

Röthe und sie blickte zur Seite, als sie erwiderte: „Nein, Friedrich, das geht nicht, denn ich weiß weder wieviel Geld der Vater besitzt, noch wo er es verwahrt hat. Ueberdies," fügte sie hinzu, „wäre es auch unrecht, wenn wir das Geld ohne sein Wissen nehmen wollten."

Der Sohn zuckte die Achseln. „Das würde mir keine Sorge machen," erwiderte er, „aber da Du nicht weißt, wo er das Geld hat, ist alles Gerede müßig."

Nach einer Weile kehrte der alte Marholt zurück. Er hatte einen langen schwarzen Rock an und sah wie ein Geistlicher aus. „Gott segne Dich mein Sohn," sagte er, indem er seinen Stock in die Ecke stellte und den hellgrauen Hut an den Nagel hing, „wie geht es Dir?"

Man sprach von diesem und jenem, endlich brachte Friedrich sein Anliegen vor. Der Alte hörte ihn aufmerksam an, dann sagte er: „Mein lieber Sohn! Wenn ich Deinen Wunsch erfüllte und Dir unsere Ersparnisse gäbe, so könnte zweierlei geschehen, wir könnten viel gewinnen oder alles verlieren. Nun weiß ich nicht, was ich mehr fürchten soll, denn der Herr spricht: ‚Meine Furcht ist besser denn Gold und feines Gold und mein Einkommen besser denn auserlesenes Silber' und er sagt doch auch: ‚einen Armen hassen auch seine Nächsten, aber die Reichen haben viele Freunde.' Darum bete ich: ‚Armuth und Reichthum gib mir nicht, laß mich aber mein bescheiden Theil Speise dahinnehmen. Ich möchte sonst, wenn ich zu satt würde, verleugnen und sagen: Wer ist der Herr? Oder, wenn ich zu arm würde, möchte ich stehlen und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen.' Nein, mein Sohn, das

Spekuliren ist nicht meine Sache und, wie ich glaube, auch nicht die Deinige. Wir haben unser Auskommen und es ist auch ein Nothgroschen für den schwarzen Tag da, deshalb brauchen wir nicht nach den Reichen hinüberzuschielen. ‚Wer gering ist und wartet des Seinen, der ist besser, denn der groß sein will, dem das Brot mangelt.‘“

Friedrich verbarg nur mit Mühe seinen Unwillen. „Vater,“ sagte er, „es ist doch nicht unrecht, sein Geld auf anständige Weise zu vermehren?“

„Nein, mein Sohn, und ich habe auch nichts dagegen, wenn Du Deine Ersparnisse bei Seite legst, aber die Art von Gewinn, die Du in Aussicht stellst, will mir nicht gefallen.“

„Aber warum nicht, Vater? Es handelt sich doch weder um unrechten Erwerb, noch ist irgend ein Risiko dabei?“

„Es handelt sich nicht um die Ersparnisse des Erarbeiteten, Friedrich, und dann, kannst Du glauben, daß irgend wann ein solcher Gewinn ohne Risiko eingestrichen werden kann? Auch schon die Klugheit der Kinder der Welt müßte mir verbieten, die Unruhe, die mit solchen Spekulationen verbunden ist, auf mich zu nehmen. Es heißt nicht umsonst in der Schrift: ‚Es ist besser, ein wenig mit der Furcht des Herrn, denn ein großer Schatz, darinnen Unruhe ist.‘“

„Aber, lieber Marholt,“ rief Frau Marholt, „so darf ein Kaufmann doch nicht denken? Wie soll Friedrich zu etwas kommen, wie soll er sich einmal selbstständig machen, wenn wir ihm nicht einwenig helfen wollen?“

Der Alte wandte sich voll zu seiner Frau um.

„Ich verstehe Dich nicht," sagte er, Friedrich kann doch unmöglich glauben, daß ich den Gewinn der Spekulationen ihm übergeben würde? Er weiß doch sehr wohl, daß es sich um unsere Nothgroschen handelt und daß er diese — es seien ihrer nun viele oder wenige — erst erhalten wird, wenn wir bei Gott sind. Für ihn ist es deshalb ziemlich einerlei, ob wir auf seinen Vorschlag eingehen oder nicht."

„Aber, lieber Marholt," rief die Frau heftig, „wenn sich einmal für Friedrich die Möglichkeit eröffnen sollte, sich selbständig zu machen, so werden wir ihm doch unsere Ersparnisse nicht vorenthalten?"

Ach, was redest Du denn da, Frau," rief der Alte aufbrausend. „Was sprichst Du denn da immer von Selbständigmachen? Kann er nicht froh sein, wenn er sein Leben lang eine gute Stellung bei Johann Christian Herbeck hat? Bin ich denn je selbständig gewesen? Aber das ist ein zuchtloses Geschlecht, das es für eine Schande hält, ein treuer Diener eines Herrn zu sein. Das aber merkt Euch alle beide: „Solange ich lebe, erhält der Friedrich keinen Pfennig und solange die Mutter lebt, auch nicht. Dafür werde ich schon zu sorgen wissen." Damit stand der Alte auf und ging in den Garten. „Der Vater ist unerträglich eigensinnig," sagte Frau Marholt nach einer Weile.

Friedrich Marholt war bei den Worten des Vaters kreidebleich geworden. „Ich dachte es mir," knirschte er jetzt zwischen den weißen Zähnen hervor, „ich dachte es mir, daß er mich mit gottseligen Worten abspeisen würde! Wo es sich um ihre eigenen Interessen handelt, da wissen diese Heiligen sehr wohl mit dem ‚Mammon' umzugehen, aber wenn es gilt anderen

behilflich zu sein, und wenn es ihr Fleisch und Blut wäre, da heißt es: Laß Dir genügen!"

„Sei nicht ungerecht, Friedrich," meinte die Mutter begütigend, „der Vater meint es gewiß gut, wenn er auch allzuvorsichtig ist."

„Ach was — vorsichtig. Selbstsüchtig ist er, nur an sich denkt er. Wenn er nur seinen Nothgroschen hat — was aus mir wird, ist einerlei. Also weil er sein Leben lang ein Knecht war, soll ich auch einer bleiben? Wirklich? Und weshalb? Weil ich sein Sohn bin! So? Hat er mich denn, als er mich zeugte, gefragt, ob ich sein Sohn werden will? Prosit Mahlzeit. Das ist ihm nicht eingefallen."

„Friedrich," rief Frau Marholt, „Du versündigst Dich schwer!"

„So? Also ich versündige mich? Und er versündigt sich nicht? Wie? Er kann mir in den Sattel helfen, wenn er nur die Hand ausstreckt, aber er thut es nicht und warum nicht? Warum verhindert er mich, ein reicher Mann zu werden und Equipage zu halten? Glaubt er, daß mir Austern und Champagner nicht schmecken? Gieb mir drei Dutzend Austern und sieh zu, was davon übrig bleibt. Meint er, daß Du nicht ebensogut ein seidenes Kleid tragen könntest, wie die Frau Generalkonsul? Laß ihn doch Dir eins machen lassen. Dann wollen wir sehen."

„Friedrich," sagte die Mutter, „Du weißt, daß ich Dich gern reich sähe, aber ich wollte doch lieber seine Armuth theilen, als ohne ihn ein seidenes Kleid tragen."

„Natürlich, Mutter, aber davon ist ja garnicht die Rede. Wir könnten ja alle drei reich werden und dann alles haben, was es von Glück giebt: Equipage

und gute Kleider, und eine schöne Wohnung und Wein vollauf, mit einem Worte alles, wenn nur der Vater nicht so eigensinnig wäre."

Der alte Marholt trat wieder ein und das Gespräch verstummte. Man sprach noch in einsilbiger Weise von diesem und jenem, dann empfahl sich Friedrich. Die Mutter wollte ihn noch in den Garten begleiten, aber der Vater hielt sie zurück. „Wir wollen noch in der Schrift lesen," sagte er kurz.

Als Friedrich dem Thore zuschritt, sah er auf einem dafür bestimmten Platz eine Anzahl junger Mädchen und junger Männer Krokett spielen. Die hellen Gewänder der ersteren schimmerten durch die Büsche und ihr Lachen klang durch die frische Herbstluft zu ihm herüber.

„Ihr habt gut lachen," dachte er, „Euch hat das Glück das Gold schon in die Wiege gelegt. Aber ich will doch einmal zu Euch gehören und wenn ich das rothe Gold mit meinen Nägeln zehn Klafter tief aus der Erde graben sollte."

Es war noch früh und Marholt wußte nicht recht, was er mit sich anfangen sollte. Als er die Hauptstraße der Villenvorstadt erreicht hatte, sah er Grotebart auf sich zukommen. Grotebart war offenbar in tiefen Gedanken. Er schüttelte von Zeit zu Zeit den mächtigen Kopf und fuhr sich mit der Hand nach der Wange, als ob er eine Fliege vertreiben wollte.

„Guten Tag, Kapitän," sagte Marholt, „wie geht es?"

Grotebart fuhr aus seinem Sinnen auf und fuhr sich mit der hohlen Hand über den breiten Kinnbart. „Danke gut, aber Hornemann sagt, man hat es besser," erwiderte er.

„Na, wie so? Sind schlechte Nachrichten von der ‚Hoffnung' eingegangen? ‚Louise' ist ja gut durch den Sund gekommen, wie ich gestern in der Zeitung las."

„Das will ich meinen. Für die ist mir nicht bange. Einen bessern Schooner haben Sie nicht gesehen."

„Nun, was ist's denn sonst? Aber, wollen wir doch weiter gehen. Wenn Sie erlauben, schließe ich mich Ihnen an."

Grotebart schwieg eine Weile, dann sagte er: „Warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Sie sind ebensogut ein Stück Johann Christian Herbeck wie ich. Das Geschäft gefällt mir nicht mehr."

„Was heißt das, Kapitän? Sie wollen doch nicht fortgehen?"

Kapitän Grotebart blieb stehen, versenkte die Hände tief in die Taschen seiner Beinkleider und blickte Marholt aus seinen großen hellblauen Augen ernsthaft an. „Nein," sagte er, „ein Kapitän geht nicht von Bord. Als im mittelländischen Meer ein Nordwestwind der ‚Freundschaft' — wir kamen von Messina und hatten für K. F. Spielmann eine Ladung Apfelsinen an Bord — die Masten genommen hatte und das Steuer und die Mannschaft schon in den Booten saß, kam der Steuermann noch einmal an Bord. ‚Kapitän Grotebart,' sagt er, ‚kommt mit.' ‚Nichts da,' sage ich, ‚so lange noch eine Planke mit der anderen zusammenhält, soll dies und das geschehen, wenn Kapitän Grotebart freiwillig sein Schiff verläßt.' ‚Gut,' sagt er, und weg ist er und ich denke: so ist's recht. Jetzt heißt es, wie ein ehrlicher Seemann sterben. Aber hast Du nicht gesehen, da ist der Steuermann wieder an Bord und sechs Mann auch. ‚Was wollt Ihr?' frage ich. ‚Euch,'

sagt der Steuermann und — hast Du nicht gesehen — da waren sie schon über mir und ich im Boot und das Boot eine halbe Meile vom Schiff, denn die Jungen legten sich höllisch in die Riemen. Da war denn nichts zu machen, aber freiwillig von Bord gehen — ne, da kennen Sie Kapitän Grotebart schlecht."

„Ich glaube es gern," erwiderte Marholt, „aber womit sind Sie so unzufrieden?"

„Hören Sie einmal, Marholt," erwiderte Grotebart, indem er sich zu ihm hinüberneigte, „kann das beste Schiff segeln ohne Segel?"

Marholt schüttelte den Kopf.

„Nun, nicht wahr? Aber meine Schiffe sollen es können."

„Was meinen Sie, Kapitän?"

„Ich meine, daß für die Schiffe kein Geld da ist. Komme ich zum Generalkonsul, so heißt es: Suchen Sie sich noch diesen Herbst durchzuschlagen, Grotebart, im nächsten Jahre wollen wir die ganze Takellage neu montiren. Wie kommt das? Was heißt das?"

„Das heißt, daß der Generalkonsul gerade jetzt ein ungeheures Geschäft in Papieren macht und deshalb jeden Pfennig braucht. Machen Sie sich nur ja keine Sorge, das Geschäft ist ganz sicher und im nächsten Jahre werden Sie so viel Geld bekommen, wie Sie irgend verlangen."

Der Kapitän schüttelte den Kopf. „Das gefällt mir eben nicht," sagte er, „daß wir jetzt so viel in Papieren machen. Ein Schiff ist ein Schiff, und was ein Speicher ist, weiß jedermann. Ohne Ziegel und Kalk kann niemand bauen und Spiritus und Bier sind wie das tägliche Brot. Aber was ist ein Papier?

Heute ist es tausend Thaler werth, morgen wickelt man Heringe hinein. Wir haben doch früher auch große Geschäfte gemacht, obgleich wir mit keinem anderen Papiere zu thun hatten, als mit Wechseln."

„Das mag schon sein, Kapitän, aber wer es kann, der macht mit Papieren in einer Woche so viel wie mit Getreidehandel und Fabriken in einem Jahr."

Grotebart schüttelte den Kopf. „Das heißt bei Sturm mit vollen Segeln fahren," sagte er. „Solange es gut geht, geht es gut, aber es ist schon manches gute Schiff bei solcher Fahrt zu Grunde gegangen."

Sie hatten mittlerweile den Eingang zu der bescheidenen Restauration erreicht, in welcher Grotebart den Sonntagnachmittag in Gesellschaft von einem Dutzend alter Seebären zu verbringen pflegte, und Marholt empfahl sich.

„Wenn ich nur erst ein Schiff hätte," dachte er, „ich wollte schon jedes Segel aufsetzen und zu Grunde gehen oder den Hafen in kurzer Zeit erreichen. Aber wie komme ich zu einem Schiff? Wenn ich nur wüßte, wenn ich nur wüßte!" Und wieder versank Marholt, wie so oft, in tiefes Nachdenken darüber, was es wol war, was den Generalkonsul veranlaßte, dem alten Hartwinkel eine so trauliche Kajüte in seinem Schiff einzurichten. Er war der Lösung des Geheimnisses bisher nicht um ein Haar breit näher gekommen, obgleich er mehrmals bei dem Alten am Abend ein Glas Thee getrunken und ihn so gut wie möglich unterhalten hatte. Er war ferner unermüdlich gewesen, Nachforschungen über den verstorbenen Leckpatrik und über das Verhältniß Herbecks und Hartwinkels zu demselben anzustellen, denn er ahnte wohl, daß hier der Schlüssel

zur Vergangenheit ruhen mußte, aber er hatte keinerlei Anhaltepunkte gefunden. Beide hatten bei dem alten, von seinen Verarmungsideen arg geplagten Manne eine Vertrauensstellung eingenommen, es war daher nicht auffallend, daß er sie in seinem Testamente bedachte. Nun war ja Herbeck unerhört rasch reich geworden, aber das war auch nicht weiter wunderbar, denn er hatte, wie jedermann wußte, ebenso verwegen wie erfolgreich spekulirt. Was konnte ihn also an den alten Hartwinkel ketten? Die reine Anhänglichkeit? Aber woher kam die? Und sie wurde offenbar von Hartwinkel in keiner Weise getheilt.

So sann Marholt, während er langsam nach Hause ging. Dort ließ er durch Frau Husar bei Hartwinkel anfragen, ob es ihm recht sei, wenn Marholt ihn auf ein Stündchen besuche. Gleich darauf saß er dem alten Herrn gegenüber.

„Es ist heute köstliches Wetter," sagte Marholt, „Sie hätten heute ausfahren sollen, Herr Hartwinkel!"

„Ich bin ausgefahren!" schrie der Alte. „Ich habe heute wieder einmal meinen Freund Herbeck und seine liebe Familie besucht."

„So, das war hübsch. Es ist da jetzt wirklich ganz entzückend!"

„Ja wohl, das glaube ich. Ja, früher sah es da anders aus."

„Sie meinen, als das Höfchen noch dem seligen Leckpatrik gehörte?" Marholt richtete sich auf und duckte dann wieder wie ein Hühnerhund, dem der Wind die Spur eines Huhns zugetragen hat.

„Ob der alte Leckpatrik nun gerade ‚selig' geworden ist, weiß ich nicht," schrie der Alte, „kann's

auch nicht glauben, aber die Zeit, in der das Höfchen ihm gehörte, meine ich allerdings."

„Nun, und da sah es dort so verwildert aus?"

„Was? Verwildert? Wild sah es aus. Vor jedem Fenster eine Eisenstange und in jeder Ecke ein Kettenhund."

„Warum denn das?"

„Weil der alte Narr immer glaubte, er würde einmal überfallen werden!"

„Was sagte denn die Frau Generalkonsul dazu?"

„Na, als dieser Engel da einzog, wurde natürlich alles anders. Ihre Taubenaugen können ja nur auf englischen Rasen und auf Blumenbeete blicken. Ich glaube, die Furcht vor Verarmung, die den armen Mann so plagte, war weiter nichts, als eine Ahnung, daß ihm einmal diese Nichte zufallen würde."

„Er litt unter der Vorstellung, daß er einmal verarmen könnte?"

„Ganz richtig. Daran litt er. Er wäre auch verarmt, wenn er nicht zur rechten Zeit gestorben wäre. Hi — hi — hi! Aber kommen Sie. Erzählen Sie mir etwas vom Geschäft. Also alle Welt macht jetzt in Prämienanleihen? Nun, wir doch natürlich auch. Wie werden wir denn nicht!"

„Halten Sie das Geschäft nicht für sicher? Ich bin überzeugt, daß ein so gewiegter Geschäftsmann wie der Generalkonsul dann nicht so große Summen an dasselbe wagen würde."

„Meinen Sie? Also Sie halten den Herbeck auch für einen gewiegten Geschäftsmann? Wie?"

„Allerdings, Herr Hartwinkel."

Hartwinkel lachte. „Ich will Ihnen sagen, was

er ist. Ein gewiegter Spieler ist er und ein gewiegter Glückspilz. Solange er letzteres bleibt, geht natürlich alles gut, aber wenn ihn das Glück einmal verlassen sollte, wäre es mit seiner Geschäftsmannschaft alle — effektiv alle."

„Ich glaube doch, daß Sie ihn unterschätzen."

„Ach was unterschätzen! Was ist denn das für eine Kunst, Glück zu haben? Gehört dazu Geschäftskenntniß? Er hat eben in allem Glück gehabt — mit Ausnahme natürlich seiner Heirath, die war ein arges Unglück. Aber sonst? Jede Spekulation ist ihm eingeschlagen, aber auch jede. Und dann: so einen Sohn zu haben? Hi — hi — hi! Was meinen Sie, was mancher dafür gäbe, so einen Sohn zu haben? Der Herbeck war doch von Geburt ein ganz armer Schelm, wie hat er je hoffen können, einen so vornehmen Sohn zu zeugen! Ich glaube, der Percy ist gleich mit Handschuhen an den Händen und Lackstiefeln an den Füßen zur Welt gekommen. Solche Handbewegungen, wie der Bengel sie hat, kann man doch unmöglich erlernen. Nein, wahrhaftig nicht! Und dann diese vornehme Kurzsichtigkeit! Mich kann der arme Junge garnicht sehen, überhaupt garnicht. Na, ich bin ja auch klein, aber ein solcher Grad von Kurzsichtigkeit kann ihm doch einmal theuer zu stehen kommen, sie ist also doch richtig vornehm."

„Er hat so etwas Englisches in seinem Aussehen. Erinnert er vielleicht an den seligen Leckpatrik?"

Der Alte lachte laut. „Das kann sein," sagte er. „Ich erinnere mich aber des Alten nicht mehr so genau. Sie müssen daher den Generalkonsul darnach fragen. Aber Sie mögen recht haben. Vielleicht ist diese

Leibesfrucht Herbeck so theuer, weil sie ihn an den Seligen erinnert."

Als Marholt wieder auf seinem Zimmer war, blickte er erst eine Weile sinnend vor sich nieder. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und flüsterte: „Sie haben das Testament des Verstorbenen gefälscht oder ich will nicht Friedrich Marholt heißen."

Vierzehntes Kapitel.

Der Kreis, der sich vormittags in der Börsenkonditorei zu versammeln pflegte, war heute weniger zahlreich als gewöhnlich, denn das Wetter war so schön, daß ein Theil der Herren es vorgezogen hatte, einen Spaziergang zu machen. Eben deshalb wurde Percy von den Kameraden schmerzlich vermißt. —

„Er ist aber doch heute auf der Börse gewesen," sagte der junge Voigt, ein Jüngling, dessen große Adlernase entschieden schief im Gesicht stand.

„Na, das geschah auch früher," meinte der junge Lühr mit dem bekannten ironischen Lächeln, das nie von seinen Lippen kam, „neu ist nur, daß er sich dort um das Geschäft kümmert, statt Börsianer zu sammeln."

„Was meinen Sie, meine Herren, wenn er verliebt wäre," schlug der Baron Westhoven vor, indem er mit beiden Händen an dem Scheitel auf seinem Hinterkopfe herumtastete.

„Ho, ho, ho," lachte der junge Porochow, daß der ganze ungeheure Fleischklumpen, aus dem der junge Mann bestand, ins Schwanken und Zittern gerieth, „Herbeck — verliebt!"

„Nein, nein, meine Herren, ich meine es ganz ernsthaft. Ich glaube, Ihnen auch sagen zu können, in wen er verliebt ist."

„Nun? Nun?" fragte Voigt.

„Ja, was meinen Sie?"

„Meinen Sie in Florentine Siebeneichen?"

Der Baron lächelte. „Fräulein Siebeneichen soll er heiraten — das ist etwas anderes. Nein, ich spreche davon, in wen er verliebt ist."

„Ich habe keine Ahnung. Was meinst Du, Lühr?"

Der Angeredete zuckte die Achseln und blickte auf seine Beine, die er weit von sich gestreckt hatte. Er sprach nicht gern mehr, als unumgänglich nothwendig war.

„Nun, was meinen Sie, Bachmann," fragte Voigt weiter.

Bachmann, der einzige Aeltere in diesem Kreise, hatte bisher mit einem Lächeln auf dem fetten Gesichte zugehört. „Ich meine, daß Herbecks Ausbleiben ganz andere Beweggründe hat, als eine Liebe, deren ich den Windhund schlechterdings nicht für fähig halte."

„Nun, und welche sollten das sein?"

Bachmann blickte um sich. Die Börsenzeit war längst vorüber, das Lokal daher ziemlich leer. Nur an den Fenstern saß hin und wieder ein Zeitungsleser und ganz im Hintergrunde des Zimmers tranken ein paar Polytechniker Champagner.

„Herbeck kommt nicht," sagte Bachmann, „weil er nicht kommen kann."

Die anderen, die bisher die Köpfe weit vorgestreckt hatten, richteten sich wieder auf und brachen in ein schallendes Gelächter aus „Das ist neu! Das war also die große Weisheit!“ hieß es.

Bachmann ließ sich nicht irre machen. „Er kann aber nicht kommen,“ fuhr er fort, „weil sein Alter bei Gelegenheit der Prämienanleihen höllisch auf die Finger bekommen hat.“

„Oho!“ hieß es.

„Meinen Sie wirklich, daß der Generalkonsul sich bei dieser Gelegenheit die Finger verbrannt hat?“ fragte der Baron.

„Na und ob! Aber gründlich.“

„Das glaube ich nicht!“ rief der junge Voigt, „dazu ist der alte Herr viel zu schlau. Der bleibt auf keinem Papier sitzen!“ —

„Aber er ist doch sitzen geblieben und zwar gleich auf einem ganzen Ballen. Jetzt kann er zusehen, wie er sie los wird. Mit hundertundzwanzig bin ich Abnehmer.“

„Sie können 120¾ geben,“ rief Lühr.

„Nein, nein, lieber Lühr, spotten Sie garnicht. Die Pariser sind diesmal wirklich schlauer gewesen, als wir und sogar als unser kluger Generalkonsul. Tüntzenberg & Co. sind auch höllisch geleimt. Es ist das alles ganz authentisch.“

„Nun, und Sie meinen, daß dieser Umstand den jungen Herbeck solide macht?“

„Gewiß. Ich glaube natürlich nicht, daß er es auf die Dauer bleiben wird, aber für den Augenblick muß er immerhin etwas auf den alten Siebeneichen Rücksicht nehmen.“

„Ah! So meinen Sie es? Aber man sieht ihn ja garnicht mehr mit Florentine Siebeneichen?"

„Eben deshalb. Er war ohnehin dicht dabei, es mit der Familie zu verschütten."

„Aber er hat jetzt gar keine Liaison? Mit der Wegbauer hat er effektiv nichts zu schaffen, das weiß ich ganz bestimmt."

„Einerlei. Die alte Siebeneichen geht schon seit lange einher mit einem Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. Ich sage Ihnen, es war gut, daß der Junge noch einlenkte."

„Pah," meinte Lühr, „das ist alles Schwindel. Johann Christian Herbeck steht so fest wie der Thurm von St. Nikolai und Tüntzenberg & Co. erst recht."

„Na, na, bei Tüntzenberg soll es doch eine Weile wackelig ausgesehen haben."

„Nicht die Spur. Nicht einen Augenblick."

„So? Wirklich? Haben Sie denn schon früher einmal einen Wechsel von Tüntzenberg & Co. auf drei Monate gesehen?"

„Oho!" grunzte Porochow.

„Nein," versetzte Lühr, „aber es gibt auch jetzt keinen solchen."

„Es gibt aber welche."

„Es gibt keine, lieber Voigt."

Es entstand eine lebhafte Debatte. Während derselben bog sich Bachmann zum Baron hinüber. „Wen meinten Sie denn vorhin?" fragte er leise.

„Die Tochter des Oberlehrer Mohrbach," gab dieser ebenso zurück.

„Aber sie ist ja so gut wie verlobt mit dem Dr. Eichner?"

„Trotzdem."

Bachmann schüttelte den Kopf. „Gönnen würde ich es dem widerwärtigen Bengel," sagte er, „aber wenn Sie recht haben, so spielt der Herbeck immerhin ein verteufelt gefährliches Spiel. Die Eichners haben einen gewaltigen Anhang, mit dem ich nicht anbinden möchte. Der Herbeck soll sich vorsehen!"

Der Baron zuckte die Achseln. „Das ist seine Sache," erwiderte er, „jedenfalls bin ich ihnen so und so oft begegnet. Gestern noch sah ich ihn mit ihr Schlittschuh laufen."

„Aber was werden denn die Siebeneichens dazu sagen, und was seine Mutter?"

„Ich kann nur wiederholen, daß ich das nicht weiß," versetzte der Baron, aber mit Herbecks Verliebtsein hat es seine Richtigkeit. Aber sagen Sie doch, halten Sie Johann Christian Herbeck wirklich für gefährdet?"

„Nein, das natürlich nicht — ich bitte Sie, lieber Baron, mit einem Schlage wird ein solcher Baum nicht gefällt, aber das Haus hat immerhin stark verloren und dann — das Siebeneichensche Geld ist so sicher, als wenn es schon herausgezogen wäre. Eine solche Erbtochter läßt auch ein Percy Herbeck nicht so leicht fahren und am wenigsten dessen Frau Mutter. Das Siebeneichensche Geschäft ist das solideste in der ganzen Stadt."

Während die Herren so plauderten, flogen Percy und Fanny auf leichten Schlittschuhen über die Eisbahn. Es war in der Nacht ein starker Reiffrost gefallen und hatte den Bäumen und Büschen, die von den Anlagen in den Teich hinabblickten, sein phantastisches Kleid

übergeworfen. Jetzt standen sie bis zu den feinsten Zweiglein des Gipfels hinauf im zartesten Weiß da wie die Flora eines Zaubermärchens. Die Sonne, die bereits hinter den Häusern der Stadt stand, tauchte die lange Reihe der Prachtgebäude in zartes Roth und der Widerschein ihrer Strahlen loderte aus allen Fenstern wie Feuerflammen. Die Luft war gänzlich unbewegt, aber herrlich frisch, und der gelinde Frost wirkte nur anregend und belebend. Auf allen Eisbahnen, welche auf dem Eise des ehemaligen Festungsgrabens angelegt waren, tummelte sich Jung und Alt beim Klange der Musik, überall sah man glückstrahlende Augen und froh geröthete Wangen. Hier zeigte in jähen Wendungen und beinbrechenden Schwenkungen ein geckenhaft gekleideter Dandy seine Fertigkeit; dort tanzte ein Kreis von Jünglingen und jungen Mädchen eine kunstvolle Quadrille; da fuhren andere, sich an den Händen haltend, in langer Reihe über die Bahn. Aeltere Gymnasiasten stießen hochklopfenden Herzens den Stoßschlitten, auf dem der verehrte Backfisch saß, vor sich her; Polytechniker in buntfarbigen Mützen unterstützten ihre Angebeteten in ihren ersten Laufversuchen; hart am Ufer übten die Neulinge die ungeschickten Glieder. Zwischen allen durch aber, hinter allen her, um alle herum, trieb das unnütze Geschlecht der halbwüchsigen Jungen seine Spiele.

Percy und Fanny waren mitten unter allen den Hunderten allein, denn das eine sah nur das andere und sie dachten mit keinem Gedanken an die finsteren Blicke, mit denen die Eichnersche Verwandtschaft, oder an die verwunderten Augen, mit denen Fernstehende ihnen folgten. Es war so schön, Hand in Hand mit

dem anderen über die blanke Eisfläche hinzugleiten, ihm ins Auge zu sehen, seine Stimme zu hören. Dazu kamen dann noch die frische Luft und alle die fröhlichen Töne rings umher. Ihr ganzes Wesen war wie gehoben von Jugendkraft und Lebenslust.

„Ist es nicht ein Jammer, daß Ihre Schwester nicht auch mit dabei sein darf?" fragte Fanny.

„Gewiß, Fräulein Fanny," war die Antwort. „Das ist wieder einer von den unbegreiflichen Einfällen, die Mama mitunter hat. Aber wollen wir jetzt von nichts Unerfreulichem reden; der Augenblick ist so schön, wir wollen ihn uns nicht verderben."

Fanny nickte ihm zu und beide liefen weiter.

„Fräulein Fanny," sagte Percy leise, indem er Fannys Arm einwenig an sich drückte, „ich hätte nie geglaubt, daß ich noch einmal so froh und glücklich sein würde."

Fanny sah ihn glückselig an. „Ja, das Leben ist schön," erwiderte sie. Ihr war, als ob sie einen herrlichen Traum träumte.

Ein kleiner Junge kam ihnen so ungeschickt über den Weg, daß sie ihm nicht ausweichen konnten und ihn niederwarfen. Als sie ihn aufrichteten und an dem kleinen Schelm, dessen Jäckchen von den Eissplittern ganz weiß geworden war, herumputzten, berührten sich ihre Hände. Sie hatten die Handschuhe vorher abgethan, ein merkwürdiges wonniges Gefühl lief ihnen durch den jungen Leib.

Der Mond, der schon lange am Himmel stand, wurde heller und heller und seine Strahlen übergossen die Eisbahn mit silbernem Licht. Fanny mahnte zum Aufbruch. Es gelang Percy, sie noch für eine Weile

zurückzuhalten, dann aber blieb sie fest. Sie schraubten nun ihre Schlittschuhe los und gingen selbander durch die Anlagen der Vorstadt zu.

Der Mondschein lag voll und ganz auf den Alleen und die bereiften Zweige der Bäume warfen ein phantastisches Netz von Schatten auf ihren Weg. Es waren nur wenige Menschen in den Anlagen, denn die Geschäfte waren noch nicht geschlossen und die Spaziergänger standen an den Böschungen des Stadtgrabens und sahen dem Treiben auf den Eisbahnen zu. Percy schüttelte einen der Zweige, unter denen sie weggingen, einwenig und ein Schwarm von silbern leuchtenden Sternchen fiel auf sie herab.

„Was machen Sie?" rief Fanny, und war bemüht mit ihrem Muff den Reif von Kragen und Pelz zu entfernen.

„Lassen Sie doch," bat Percy, „es sieht so hübsch aus. Und nun geben Sie mir wieder Ihren Arm. Sie sollen garnicht mehr allein gehen, nicht einen Schritt."

„Soll ich das nicht?"

„Nein. Fühlen Sie sich denn nicht ganz vereinsamt, wenn Sie meinen Arm fahren lassen?"

„Ja, ganz und gar."

„Nun, sehen Sie. Und nun wollen wir wie zwei gute Kameraden in gleichem Schritt nebeneinander hergehen. Also: Rechten, Linken, Rechten, Linken."

Sie gingen eine Weile im Taktschritt über den unter ihren Füßen knirschenden Schnee. Dann brachen beide gleichzeitig in ein herzliches Lachen aus.

„Nun müssen wir auch singen," sagte Percy, „marschirende Soldaten singen immer."

„Gut, was sollen wir singen?"

„Ich hatt' einen Kameraden. Halt, Sie haben mit dem falschen Fuße angefangen. Noch einmal. So:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt."

Sie summten das Lied halblaut vor sich hin, während sie sich im Gleichschritt vorwärts bewegten. Als Percy den zweiten Vers anstimmte, schwieg Fanny. „Warum singen Sie nicht mit?" fragte er.

„Das Lied gefällt mir nicht," erwiderte Fanny, „ich will meinen Kameraden nicht verlieren."

„Recht so, singen wir etwas anderes:

Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimliche stille Liebe,
Von der niemand nichts weiß."

Ein alter Herr kam ihnen entgegen und sie verstummten. Als er vorüber war, summten sie wieder: Von der niemand nichts weiß.

So kamen sie bis vor die Thüre der Mohrbachschen Wohnung. „Hier werden wir uns wol trennen müssen," sagte Fanny.

„Fällt mir nicht ein, Kamerad," war die Antwort. „Ich lade mich heute Abend bei Ihnen zum Abendessen ein. Ihr Vater ist doch zu Hause?"

„Ja, er ist zu Hause."

Als sie in die Flur getreten waren, umfaßte Percy seine Begleiterin und gab ihr einen Kuß auf die Lippen, die sie ihm willig überließ.

Dann klingelte er und sie traten ein.

Der alte Mohrbach wußte nicht recht, was er sagen sollte, als er die beiden zusammen eintreten sah. Er war über die Entfremdung zwischen seiner Tochter und dem Dr. Eichner sehr unglücklich und er ahnte den Grund derselben. Er hätte Percy am liebsten die Thüre gewiesen, aber dieser war einmal Frau Doras Sohn und sein Gast und dann wußte der alte Herr auch nicht, wie er es anfangen sollte.

„Guten Abend, Herr Oberlehrer," sagte Percy unbefangen. „Entschuldigen Sie, wenn ich vielleicht störe, aber ich begleitete Ihr Fräulein Tochter von der Schlittschuhbahn nach Hause und da konnte ich mich nicht entschließen, vor ihrer Thüre umzukehren, ohne Ihnen einen guten Abend geboten zu haben."

„O bitte, bitte. War Ihre Schwester auch auf der Schlittschuhbahn, auf der Schlittschuhbahn?"

„Danke Ihnen, es geht ihr gut, und was die Bahn anbetrifft, so war sie vortrefflich. Liefen Sie früher auch Schlittschuh, Herr Oberlehrer?"

Der alte Herr lächelte. „Das will ich meinen, will ich meinen," erwiderte er. „In meiner Jugend kannte man die Eisbahnen noch nicht, damals lief noch alles auf dem Flusse, auf dem Flusse, und wenn man nicht sicher war, mindestens eine Meile weit laufen zu können, so schnallte man die Schlittschuhe garnicht an, garnicht an. Ich bin als Jüngling mehr als einmal nach Potten gelaufen, das ist an sechs deutsche Meilen weit, sechs deutsche Meilen weit."

„Bravissimo!" rief Percy, „das nenne ich einmal eine Leistung. Und das brachten Sie mit den alten Riemenschlittschuhen zu Stande?"

Der Alte lachte. „Was meinen Sie denn, meinen Sie denn?" erwiderte er. „Glauben Sie denn, daß man damals alle diese modernen Pfifferullchen von Schrauben schon kannte, schon kannte? Man war froh, wenn man ein Paar Riemen hatte, die nicht gar zu sehr drückten, gar zu sehr drückten."

„Wie war denn die Einrichtung, Herr Oberlehrer?" fragte Percy.

Wenn der alte Herr auf seine Jugend zu sprechen kam, wurde er stets warm. So sprang er denn auch jetzt auf, legte den rechten Fuß auf einen Stuhl und war bemüht, seinem Gaste eine möglichst klare Vorstellung von den alten Schlittschuhen zu geben. Es wurde Percy nicht schwer, ihn durch geschickte Fragen von einem Gegenstande zum andern zu locken, bis er ihn glücklich auf das alte Hansaburg gebracht hatte. Sobald er ihn erst bei diesem Thema wußte, konnte er ohne jede Sorge eine Zigarette nach der anderen rauchen, sein Spiel war gewonnen. Mohrbach wurde zwar, als Fanny die Herren bat, zum Abendessen zu kommen, für einen Augenblick stutzig, aber er hatte eben angefangen, von dem großen Brande in der St. Nikolaivorstadt zu erzählen, und das war eine seiner liebsten Geschichten. So warf er denn zwar seiner Tochter einen mißbilligenden Blick zu, fuhr aber in seinem Bericht fort. „Damals," schloß er dann später, „haben viele Leute ihr ganzes Vermögen verloren, auch Justus Stübner machte infolge jenes Brandes Bankerott, zu jener Zeit die erste Firma der Stadt, der Stadt."

Die Herren standen auf, um sich ins Speisezimmer zu begeben. „Aber sagen Sie doch, sagen Sie doch,"

fragte Mohrbach, indem er stehen blieb, „wie haben Sie es denn heute mit Ihrem Mittagessen gemacht?"

„Ich habe heute nicht zu Mittag gespeist, Herr Oberlehrer," erwiderte Percy, „ich beabsichtige daher einen energischen Angriff auf Fräulein Fannys Butterbrote zu machen."

„Aber hat man so etwas gehört, so etwas gehört!" rief Mohrbach. „Fanny, der Herr Herbeck hat noch garnicht zu Mittag gegessen, zu Mittag gegessen."

Der alte Herr war mit Percys Anwesenheit in seinem Hause sehr unzufrieden, aber er war ein geborener Hansaburger und sein Gast war hungrig. Das war Grund genug, um die Streitaxt zunächst zu vergraben und die freundlichsten Seiten hervorzukehren. Fanny hatte den Theetisch so gut beschickt, wie es sich in der Eile nur irgend thun ließ, aber es war ihr, die früh speiste, nicht eingefallen, daß Percy sein Mittagessen versäumt haben könne. „Fannychen," rief der alte Mohrbach jetzt, „an den zwei kalten Cotelettes und dem bißchen Schinken kann er sich doch unmöglich satt essen. Kind — Herzchen, so schicke doch wenigstens die Anna nach einem Kästchen Sardinen oder so etwas, so etwas. Hast Du nicht etwas eingemachte Erbsen, die man schnell abkochen könnte, abkochen könnte?"

„Ja, Papa, aber das dauert ja so lange."

„Thut nichts — nein, nein, nein, lieber Herbeck, sagen Sie garnichts; mein Gott, Sie können doch nicht hungrig bleiben? Wo ist denn die Anna?"

„Ich wußte ja nicht, daß wir Besuch haben würden und habe ihr daher erlaubt, heute Abend zu ihren Verwandten zu gehen."

„Ach, Du unglückliches Mädchen, unglückliches

Mädchen," rief Mohrbach. „Jetzt, wo Du die Person einmal brauchen kannst, ist sie natürlich nicht da, nicht da."

„Herr Oberlehrer," sagte Percy, „ich bin wirklich nicht hungrig, nicht im mindesten, aber wenn Sie mir durchaus zu den Erbsen verhelfen wollen, so wollen wir sie alle drei abkochen."

Der alte Herr lachte. „Gut," sagte er. Alle drei eilten in die Küche und nie ist ein Gericht eingemachter Erbsen unter mehr Heiterkeit bereitet worden, als an diesem Abend. Der alte Mohrbach war kein Duckmäuser und Percys gute Laune riß ihn mit sich fort. Bald knatterte das Holz und sprühten die Funken, aber noch lustiger als sie war das herzliche Lachen der drei, während sie die Büchse aufmachten, das Wasser auf das Feuer stellten und, einander stets in die Quere gerathend, alles Nöthige besorgten. Dann wurde das Gericht ebenso heiter verzehrt und mit der letzten Flasche Strand-Haut-Sauternes heruntergespült. Erst die Rückkehr des Mädchens mahnte wieder an das Alltagsleben. Als dasselbe seinen Kopf zur Thüre hineinsteckte und seine sonst so ernsthafte Herrschaft mit unverhohlenem Erstaunen ansah, zog der Oberlehrer seine Brille wieder vor die Augen und rückte sich zusammen. Es war ihm, als ob er aus einem lustigen Traume erwachte.

„Aber jetzt ist es Zeit, zur Ruhe zu gehen," sagte er, indem er nach der Uhr sah.

Percy erhob sich und verabschiedete sich. Als er gegangen war, ging der Alte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Ihm war recht katzenjämmerlich zu Muth. Er hatte der Tochter heute Abend energische Vorstellungen machen wollen und war statt dessen selbst

dem Zauber, den Percy, wenn er wollte, auf jedermann ausübte, erlegen. Und wie erlegen! So begnügte er sich denn für heute Abend damit, der Tochter, als sie ihm „Gute Nacht" sagte, ernst in die Augen zu blicken und kopfschüttelnd zu sagen: „Kind, Kind, was soll daraus werden?"

Fanny ergriff schnell seine Hand, küßte sie und eilte dann in ihr Zimmer. Dort stellte sie sich ans Fenster und blickte mit klopfendem Herzen hinaus in den mondbeschienenen Garten. Wie stand sie denn eigentlich zu Percy? War sie seine Braut? Und hätte er nicht eigentlich, statt so thörichtes Zeug zu treiben, ernsthaft bei ihrem Vater um sie anhalten müssen? Aber fort mit diesen Gedanken. Das gehörte ja auch zur Prosa des Alltagslebens und galt für die Eichners und Konsorten, aber nicht für einen Percy. Hier war ja alles anders und dabei so zauberhaft schön.

Fanny kleidete sich schnell aus und ging zu Bett. Wol drängten sich die Forderungen der Wirklichkeit hart an sie heran; wol verlangte die Erwägung, daß man ihr ihr heutiges Verhalten auf der Schlittschuhbahn allseitig schwer verargen würde, stürmisch ihr Recht; wol stieg das Bild des Dr. Eichner zürnend vor ihr auf — aber sie drängte das alles zurück. Sie wollte auch einmal glücklich sein, ganz, grenzenlos glücklich sein und sie war es. Nichts sollte sie darin stören.

Als Percy auf die Straße getreten war und ein paar Dutzend Schritte zurückgelegt hatte, löste sich von dem Dunkel der gegenüberliegenden Straßenseite eine Gestalt ab und kam in schräger Richtung auf ihn zu. Der Mond schien so hell, daß Percy und der

Dr. Eichner sich sofort erkannten. Ueber Percys Gesicht flog ein spöttisches Lächeln, aber er zog den Hut und ging mit einem höflichen „Guten Abend, Herr Doktor," weiter. Der Doktor erwiderte den Gruß nicht und blieb drohend stehen, aber Percy that, als wenn er das nicht bemerkte. Er war von Natur friedfertig und er empfand in diesem Fall noch Mitleid mit dem besiegten Nebenbuhler. Und dann — der Abend war so herrlich gewesen — wozu sollte er sich die Erinnerung an ihn trüben lassen?

Der Doktor seinerseits blieb noch lange wie fest gebannt stehen. Also die anonyme Briefschreiberin hatte wirklich recht und alles war verloren! Das Herz des jungen Mannes blutete aus tausend Wunden. Er hätte sterben mögen vor Schmerz und Beschämung. Er, der Dr. Eichner, der junge Mann, von dem nie jemand anders als mit Hochachtung sprach und sprechen konnte, war verlassen und verrathen worden, um eines Percy Herbeck willen!

Fünfzehntes Kapitel.

Als Percy am folgenden Vormittag gelegentlich nach seinem Vater fragte, wurde ihm mitgetheilt, der Generalkonsul sei seit drei Stunden für niemand zu sprechen. Ein fremder Herr, der mit russischem Accent spreche, sei bei ihm und man habe ihnen Wein und Zigarretten gebracht. Es handele sich ohne Zweifel um ein wichtiges Geschäft.

Dem war in der That so, wie die zahlreichen Pläne, Karten und sonstigen Papiere bewiesen, welche die Tische im Zimmer des Generalkonsuls bedeckten.

„Sie sollten zugreifen, Herr Generalkonsul," sagte der Fremde, indem er den letzten Rest aus seinem Glase schlürfte. „Sobald Sie die Sache übernehmen, nimmt Robertson für seine Freunde achtzehn Millionen mit fünfundachtzig, so daß Sie nur sechs Millionen zu placiren haben. Für einen Mann wie Sie ist das eine Kleinigkeit. Sie wissen besser als ich, welche Meinung das Publikum augenblicklich für Aktien ungarantirter Bahnen hat. Es ist das ohne Zweifel sehr dumm von ihm, aber das geht uns nichts an. Ich würde

mich freuen, wenn gerade Sie die Konzession übernähmen, denn ich kann nur unter diesen Umständen auf Robertson und seine Hintermänner zählen und ich weiß sehr wohl, daß die Konzession ohne Robertson nicht die Hälfte werth ist."

Der Generalkonsul blickte finster zu Boden. „Sie werden es natürlich finden, mein Fürst," sagte er, „daß ich mich erst definitiv entscheide, nachdem ich mich mit Robertson direkt verständigt habe. Ich leugne nicht, daß das Unternehmen mich lockt, denn die Bahn ist nothwendig und der Erfolg scheint mir in der That so gut wie sicher zu sein. Auf der anderen Seite bin ich, wie Ihnen nicht unbekannt sein wird, bereits so vielfach engagirt, daß ich mein Geschäft kaum noch übersehen kann. Und dann — ich bin alt geworden und kampfesmüde."

Der Fürst lächelte. „Sie sehen mir nicht eben lebensmüde aus, Herr Generalkonsul," erwiderte er, „und überdies werden Sie den alten Satz nicht vergessen: Vivere militare est. Wann kann ich mir den Bescheid holen?"

„Uebermorgen früh."

Der Fürst erhob sich. „Vortrefflich," sagte er, schob die Papiere in seine Mappe und entfernte sich, nachdem er die Einladung des Generalkonsuls, am folgenden Tage bei ihm zu speisen, angenommen hatte.

Als er fort war, ging der Generalkonsul mit großen Schritten auf und nieder. Er hatte die Hände über der Brust gekreuzt, als ob er das Leben, das in ihr wogte, niederhalten müsse. Er sagte sich, daß er seinem Geschäfte bereits eine Ausdehnung gegeben hatte, welche es ihm fast unmöglich machte, es ganz zu

übersehen und daß es daher angemessener für ihn war, sich einzuschränken, als sich auf neue umfassende und weit aussehende Unternehmungen einzulassen. Auf der anderen Seite übte das neue Geschäft einen fast unüberwindlichen Zauber auf ihn aus, nicht sowol, weil es in hohem Grade gewinnbringend erschien, als vielmehr weil es seinem Unternehmungsgeist, seinem Organisationstalent und seiner Geschäftskenntniß den weitesten Spielraum bot. Die Summe, für welche die Konzession zu haben war, war nicht übertrieben hoch. Der Generalkonsul kannte einen ebenso intelligenten wie leistungsfähigen Bauunternehmer, der ohne Zweifel bereit war den Bau zu einem festen Preise pro Werst zu übernehmen. Er selbst beschränkte sich dann darauf die Projekte durch sachverständige Techniker — und auch diese standen ihm zur Verfügung — prüfen zu lassen, den Bau zu beaufsichtigen, Eisenmaterial und Rollpark zu beschaffen und die Aktien zu placiren. Nahm der Petersburger Börsenmakler wirklich achtzehn Millionen zu fünfundachtzig, so konnte letzteres keinerlei Schwierigkeiten machen. Ging alles glatt, so war die Schlappe in Sachen der Prämienanleihe über und über gut gemacht und der Generalkonsul hatte seinen Wirkungskreis in der bedeutungsvollsten Weise erweitert. Hatte er sich bei dem Bau von Dubno-Lipinsk erst die nöthigen Unternehmer, Techniker u. s. w. herangezogen, so konnte er sich mehr und mehr dem Eisenbahnbau widmen. Immer größer mußten dann die Summen werden, die ihm zuflossen, immer weiter der Kreis, der von ihm abhängig, ihm unterthänig war. Der Generalkonsul hatte sich nur durch die Zwangslage, in welche ihn die Verschwendungssucht seines Weibes und

seines Sohnes versetzt hatte, dazu drängen lassen, so viel mit Papieren zu operieren. Die Aussicht im Eisenbahnbau seine organisatorischen Talente bethätigen, wirkliche Werthe schaffen, auf weite Kreise einen maßgebenden Einfluß üben zu können, mußte ihm daher im höchsten Grade lockend erscheinen. Er hatte in ungewöhnlichem Maße jene lebhafte Phantasie, die neben nüchterner Verstandesschärfe den großen Kaufmann macht.

Als der Generalkonsul bei Tisch seiner Frau mittheilte, daß am folgenden Tage der Fürst Skurätow bei ihm speisen werde, sah ihn Arwdeil mit großen Augen an. „Uebernehmen Sie Dubno-Lipinsk?" fragte er.

„Warum glauben Sie das?"

„Nun, der Fürst ist doch der Konzessionär?"

Der Generalkonsul brach das Gespräch ab, aber Arwdeil war seiner Sache ziemlich sicher. Er war schweigsamer als sonst, schüttelte von Zeit zu Zeit in tiefen Gedanken den Kopf und warf einen scheuen Blick auf den Generalkonsul. Seine Gefühle waren aus Bewunderung und Besorgniß für den langjährigen Freund gemischt und er hätte selbst nicht angeben können, welche dieser Empfindungen überwog.

Auch Frau Dora und Percy waren heute ungewöhnlich still, so daß die Mahlzeit recht einsilbig verlief.

Sobald dieselbe aufgehoben war, zog sich der Generalkonsul in sein Zimmer zurück; die jungen Mädchen spielten vierhändig, Percy hörte von einem Ecksopha aus ihrem Spiel eine Weile zu, und nur Frau Dora und Arwdeil blieben in dem Zimmer, in welchem der Nachmittagskaffee eingenommen zu werden pflegte.

Frau Dora hüllte sich fröstelnd in ihren Shawl und lehnte sich in die Sophaecke zurück, der Aelteste regulirte erst den Lampenschirm, so daß er die Augen der Dame vor dem Lichte schützte und nahm dann neben ihr auf einem Fauteuil Platz.

„Sie werden sehen, daß er sie übernehmen wird," sagte er. „Und es wird gut gehen. Was kann dieser gewaltige Mann nicht alles! Wenn ich den zehnten Theil seines Geschäftes übersehen sollte, so würde mir schwindeln, aber er – ihm ist das immer noch nicht genug. Er ist ein Geistesriese, dem auch der weiteste Wirkungskreis immer noch zu eng ist. Unsere Stadt kann stolz sein auf diesen Sohn, sehr stolz."

„Und Sie fürchten nicht, daß er seine Kräfte überschätzen könnte?"

„Nein, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß mich manchmal etwas wie Schwindel ergreift. Aber das liegt, wie ich glaube, nur in mir. Sehen Sie ihm nur in die Augen, er ist schwindelfrei und seine Schwingen kennen kein Ermatten."

Frau Dora schüttelte leicht den Kopf. „Er ist aber auch unersättlich in seiner Herrschsucht," erwiderte sie. „Uebernimmt er nicht doch am Ende mehr, als selbst er leisten kann? Sie wissen, wie sehr ich seiner Einsicht vertraue, aber mir ist in den letzten Jahren mitunter, als ob seine Kühnheit mehr zugenommen hätte, als seine Besonnenheit."

„Seien Sie ohne Sorge, verehrte Freundin. Ohne Wetten und Wagen ist im kaufmännischen Leben kein Erfolg zu erringen, aber wenn einer das Zeug dazu hat, sein Schiff durch Sturm und Nebel glücklich in den Hafen zu lenken, so ist es Herbeck. Ich glaube

im Gegentheil, daß er sich jetzt erst für die Hauptschläge vorbereitet und daß die Börsengeschäfte, die er eine Weile zu meiner Verwunderung trieb, nur das Ausholen zu denselben waren. Im russischen Eisenbahnbau kann noch ungeheures Geld verdient werden, und Herbeck ist ganz der Mann dazu, diese Geschäfte in dem großen Stil zu besorgen, in dem sie betrieben sein wollen."

Frau Dora schwieg eine Weile, dann fragte sie: „Hat Sie nie die Lust angewandelt, auch Ihrerseits Geschäfte in großem Stil zu machen?"

„Nein, nie. Nur wer ursprünglich arm oder sehr reich war, wird es wagen, um solche Werthe zu wetten, denn er weiß, im ersteren Fall, daß er selbst, wenn alles schlecht geht, nur wieder dahin zurücksinken kann, von wo er ausging. War er aber von vornherein sehr reich, so weiß er nicht, wie schrecklich Armuth ist und fürchtet sie daher nicht nach Gebühr. Wer dagegen wie ich wohlhabend erwuchs, dem ist der Gedanke an die Möglichkeit, alles zu verlieren, so entsetzlich, daß er lieber darauf verzichtet, sein Vermögen zu vermehren und froh ist, wenn er es ungeschmälert erhält."

„Sie mögen recht haben," erwiderte Frau Dora, „wenn gleich der Gedanke, arm zu werden, ihm so unerträglich wäre wie mir. Und doch kann man nie zu vorsichtig sein. Ich glaube ja auch an seinen Stern, aber es ist immerhin gut, wenn die Kinder so gestellt sind, daß ihre Zukunft selbst für den schlimmsten Fall sicher gestellt ist. Man sollte meinen, daß auch Percy das einsehen müßte, statt dessen läßt er Monat auf Monat vergehen, ohne den entscheidenden Schritt zu thun."

„Nun, er weiß wohl, daß er seiner Sache sicher ist."

„Das mag sein, aber wozu soll dann das Zögern? Ich bin schon auf den Gedanken gekommen, ob da nicht am Ende die Fanny Mohrbach dahinter steckt. Der Junge macht ihr sichtlich den Hof und er hat überdies in letzter Zeit ein ganz verändertes Wesen, das mir garnicht gefällt."

„Pah, das ist eine Liebelei."

„Schön, aber doch eine sehr bedenkliche, denn das Mädchen ist mit dem jungen Doktor Eichner so gut wie verlobt. Wird der jungen Person nun von Percy der Kopf verdreht und sie zieht den Täuberich auf dem Dache dem Sperling in der Hand vor, so hat der Junge sich die sämtlichen Eichners, Roths, Großmanns, und wie sie alle heißen, auf den Hals geladen."

„Oho! Was können sie ihm thun?"

„Sagen Sie das nicht. Diese studirten jungen Herren sind mitunter arge Raufbolde und dann ist es doch immer unangenehm, mit angesehenen Familien verfeindet zu sein."

„Ueber dergleichen wächst mit der Zeit Gras."

„Ja, aber erst sehr mit der Zeit. Und wenn nun der Junge sich in das Mädchen verliebt hat und sie heiraten will?"

Arwdeil lachte, daß die ganze Reihe seiner perlweißen Zähne unter dem blonden Schnurrbart hervorschimmerte. „Meine theure Freundin," sagte er, „Sie machen sich wirklich unnütze Sorge. Wenn Percy Sie für jede seiner Liaisons um Ihre mütterliche Einwilligung hätte bitten wollen, so würden Sie jetzt eine stattliche Zahl Schwiegertöchter haben. Nein, es handelt sich hier um nichts Ernstes. Es macht dem Schelm eben

nur Spaß, einmal ein schon etwas eingeschrumpftes Gouvernantenherz wieder zum quellen zu bringen und Sie haben durchaus nicht zu befürchten, daß er eines Tages vor Ihnen einen Fußfall thut und um die Ehre bittet, den alten Mohrbachchen seinen Schwiegervater nennen zu dürfen, nennen zu dürfen."

Frau Dora blieb ganz ernst. „Ich wünschte, ich könnte die Sache so leicht nehmen wie Sie," erwiderte sie. „Es ist das alles an sich ja nur lächerlich, aber es könnte immerhin viele Unannehmlichkeiten im Gefolge haben."

„Wünschen Sie, daß ich ihn sondire?"

„Nur ja nicht. Er darf durchaus nicht merken, daß wir eine solche Verirrung auch nur für möglich halten. Ich will aber noch in diesen Tagen darauf dringen, daß er mit Florentine Ernst macht. Dann werden wir ja sehen."

Am Abend fuhren der Generalkonsul und der Aelteste in den Klub, während Percy und Ellen der Einladung einer befreundeten Familie Folge leisteten. Fräulein Jabot, die in letzter Zeit sehr elend aussah und viel kränkelte, erhielt die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, und Frau Dora, die sich erst in letzter Stunde entschlossen hatte, zu Hause zu bleiben, blieb eine Weile allein mit Jane, die sich ihrer Herrin in solchen Stunden so gewiß anschloß, wie ihr Schatten, wenn sie sich dem Sonnenschein aussetzte.

Die Dame ließ zunächst den Koch kommen und vereinbarte mit ihm ein anständiges Menü für den folgenden Tag. Dann schickte sie Jane zu Marholt und ließ ihn bitten, zu ihr zu kommen. Er war in der letzten Zeit auch bei der Mutter Percys gewissermaßen Privatsekretär und Privatkassirer geworden.

Als Marholt Frau Dora gegenüber auf der vorderen Hälfte des Sessels Platz genommen hatte, fragte die Dame: „Haben Sie an Beaumont Frères geschrieben, Herr Marholt?“

„Gewiß, gnädige Frau. Die Robe ist ohne Zweifel schon unterwegs.“

„Danke. Sagen Sie doch, woran kann es liegen, daß das Kästchen noch nicht eintraf? Was soll ich anfangen, wenn es am Dienstag noch nicht hier ist? Ich kann es doch nicht nachträglich abgeben.“

„Es trifft jedenfalls noch vor der Hochzeit ein, gnädige Frau. Sasikow schreibt, daß es gestern aus Moskau abgehen sollte.“

„Telegraphiren Sie doch für alle Fälle, Herr Marholt. Es läßt sich in Hansaburg schlechterdings nichts Hübsches auftreiben, und ich kann doch nicht gut den Hinweis auf eine unterwegs befindliche Gabe auf den Geschenktisch legen.“

Marholt verneigte sich.

Frau Dora blickte eine Weile vor sich hin, dann sagte sie: „Finden Sie nicht, Herr Marholt, daß Percy übel aussieht? Ich fürchte, er trinkt zu viel Wein.“

„O, ich bitte Sie, gnädige Frau,“ war die Antwort, er ist ja jetzt so solide, wie kaum je zuvor.“

„Ist dem wirklich so?“ warf Frau Dora hin.

„Durchaus, gnädige Frau. Er ist in den letzten Wochen nur selten in der Börsenkonditorei gewesen, und ich glaube, die Herren Lühr und Konsorten sind ganz außer sich. Er hat sich in der letzten Zeit auch vielmehr im Geschäft gezeigt als sonst.“

„Sollte er gestern nicht in der Börsenkonditorei gewesen sein? Er kam erst am Abend nach Hause.“

„Nein, gnädige Frau, er ist gestern effektiv nicht in der Börsenkonditorei gewesen. Ich weiß das zufällig ganz bestimmt. Er ist am Nachmittag mit Fräulein Mohrbach Schlittschuhgelaufen, hat die Dame dann nach Hause begleitet und ist nachher den ganzen Abend über bei dem lieben, alten Herrn geblieben."

„So, so. Nun, das ist ja recht erfreulich. Aber ich halte Sie auf, Herr Marholt. Meinen besten Dank. Und nicht wahr — Sie telegraphiren an Sasikow?"

„Gewiß, gnädige Frau," erwiderte Marholt, schon stehend.

* * *

Am folgenden Tage speiste der Fürst beim Generalkonsul. Er war ein stattlicher Mann mit den schönen, graziösen Manieren der russischen Großen und gefiel allgemein. Er erzählte in anregender Weise vom Hof und der Petersburger Gesellschaft und berichtete dann auch von diesem und jenem gemeinsamen Bekannten. „Tüntzenberg habe ich in diesem Winter nur wenig gesehen," sagte er. „Ich traf ihn ein paar Mal bei Slatorog — ich meine seinen Schwiegersohn, den Geheimrath — aber er ging sonst fast garnicht aus. Sie haben viel Verdruß in der Familie gehabt."

„In wiefern?" fragte der Aelteste.

„Der eine Sohn macht ihnen viel Sorge. Er hat geheirathet. Er ist sonst ein ganz liebenswürdiger, junger Mensch."

„Nun, und nicht nach Wunsch?"

„Nein, wol garnicht. Eine Popentochter — sie soll übrigens ein hübsches Mädchen sein, aber — Sie wissen, gnädige Frau — diese jungen Mädchen haben immer mehr Gemüth als chic."

„Gab Tüntzenberg schließlich die Partie zu?"

„Nein, Herr Arwdeil, aber der junge Mann fand eine Stellung im Kontor einer Feuerversicherungsgesellschaft und heirathete mit 3000 Rubeln jährlich. In seinem Alter hat man noch die Illusion, daß die Küsse der Frau uns das Dessert ersetzen können."

„Ist die junge Dame ungebildet?" fragte Percy.

„Doch wol, Herr Herbeck," erwiderte der Fürst. „Sie soll ihr Gouvernantenexamen gemacht haben und ist daher nach den Begriffen eines Popen gewiß ein erstaunlich gelehrtes Geschöpf, aber ich habe den Verdacht, daß sie von Emil Augier niemals etwas gehört hat und daß sie den Gästen ihres Mannes bei Tische zureden wird, als ob sie Truthühner wären, die gemästet werden sollen. Tüntzenbergs sind übrigens nicht ohne eigene Schuld. Sie hätten den jungen Herrn früher verheirathen sollen. Wenn ein junger Mann aus guter Familie solche Streiche macht, so ist das immer ein Zeichen, daß man ihn zu lange sich selbst überlassen hat."

„Ohne Zweifel, mein Fürst," sagte Frau Dora energisch.

* * *

Am folgenden Morgen schloß der Generalkonsul mit dem Fürsten ab. Sobald das geschehen war, entwickelte er unverzüglich die volle Energie, die seine Berufsgenossen und Untergebenen so sehr bewunderten. Mit sicherem Blicke erkannte er, was zunächst geschehen mußte, und traf dem entsprechend seine Anordnungen, die stets den Nagel auf den Kopf trafen. Der Telegraph spielte, Befehle ergingen, Verhandlungen wurden gepflogen. Es war drei Uhr morgens, als die Diener

die letzten Besucher des Generalkonsuls aus dem Hause ließen, aber dieser setzte sich noch an seinen Arbeitstisch, um einige wichtige Briefe zu schreiben. Er hatte eben die Feder in das Tintenfaß getaucht, als er Percy eintreten sah. „Was gibt es?" fragte er erschreckt. „Mama ist doch nicht etwa unwohl?"

„Nein, Papa," war die Antwort, „aber ich möchte ein paar Worte mit Dir sprechen. Das heißt, wenn ich nicht allzu sehr störe."

„Bitte. Nimm Platz. Womit kann ich Dir dienen?"

„Papa," begann Percy, „Du hast die Konzession für Dubno-Lipinsk übernommen. Wirst Du die Bahn selbst bauen?"

„Nein, ich übergebe den eigentlichen Bau an Thiermann in Generalentreprise. Warum fragst Du darnach?"

„Weil ich mir dachte, daß Du in dieser Zeit jede Kraft brauchen kannst und ich Dich fragen wollte, ob Du nicht auch über die meinige verfügen willst."

Der Generalkonsul sah seinen Sohn mit großen Augen an. „Ist das Dein Ernst?" fragte er.

„Gewiß, Papa, mein voller Ernst."

Der Generalkonsul blickte Percy scharf ins Gesicht. „Was steckt da nur wieder dahinter?" dachte er mißtrauisch. „Und in welcher Weise glaubst Du Dich bethätigen zu können?" fragte er.

„Das weiß ich, offen gestanden, selbst nicht, Papa," war die Antwort, „denn ich verfüge ja leider über nichts, als gesunden Menschenverstand, aber ich denke mir, daß Du mich, wenn Du willst, immerhin so oder so wirst verwenden können."

„Und darf ich fragen, was Dich zu dem Verlangen veranlaßt, von mir überhaupt verwandt zu

werden? Du wirst einsehen, daß ich Dich nur als Vertrauensperson verwenden kann, und Du wirst es andererseits nicht wunderbar finden, wenn mir dieses Vertrauen zunächst noch fehlt."

Percy blickte eine Weile finster vor sich nieder. Dann erhob er das Haupt und fragte: „Bestehst Du darauf, daß ich Dir mein Motiv nenne?"

„Nein, aber gibst Du mir Dein Ehrenwort, daß es ein durchaus anständiges und reines ist?"

„Ja, Papa."

„Nun wohl, dann werde ich den Versuch machen, Deinem Wunsche gerecht zu werden und Dir morgen mittheilen, in welcher Weise das, wie ich glaube, geschehen könnte. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Papa!"

Sechzehntes Kapitel.

Frau Anrath saß in ihrem behaglichen Stübchen und blickte hinaus auf die Straße, auf die der Schnee in großen Flocken fiel. Es war sehr behaglich in dem kleinen Raume und seine Bewohnerin war sehr glücklich. Sie beging heute ihren Geburtstag, und die Liebe ihres Georg hatte alles gethan, um ihr den Tag zu schmücken und sie fühlen zu lassen, wie dankbar er ihr war und wie sehr sein Herz an ihr hing. Auf dem mit blendendweißen Linnen bedeckten Geburtstagstisch dufteten ihre Lieblingsblumen in Töpfen, deren papierne Umhüllung Georg selbst hübsch gemustert und zierlich gerandet hatte; unter ihnen standen Dickens' Werke in glänzend rothen Einbänden; ein graues Seidenkleid verband das Angenehme mit dem Nützlichen. Dazu waren dann noch von den Westerdyks und Meynerts allerlei Kleinigkeiten gekommen als Boten einer herzlichen, in schwerster Zeit als thatkräftig bewährten Zuneigung. Sie waren auch persönlich da gewesen und hatten ihr viel Gutes und Liebes über Georg gesagt, über den sich der Generalkonsul in der anerkennendsten Weise ausgesprochen

hatte. Dann waren sie gegangen und hatten Frau Anrath allein gelassen mit ihrem Glück.

Das Herz der kleinen Frau war von Dank gegen Gott und alle die, die ihr soviel Liebe erwiesen hatten, erfüllt, und der einzige Dorn an der Rose, deren Duft diesen Tag so schön schmückte, war die Erwägung, daß Georg sich so sehr angestrengt und für sie soviel Geld ausgegeben hatte. Es war ja so gut von ihm, aber er mußte doch wissen, daß jeder Pfennig, den er bei Seite legte, in ihren Augen ein Geschenk war. Wenn er nach Hause kam, wollte sie ihm ernstliche Vorstellungen machen und ihm nochmals auseinander setzen, daß die Blumen allein es auch gethan haben würden. War doch ihr Glück so ganz und voll, daß sie wirklich schlechterdings nichts vermißte.

Es wurde geklingelt. Frau Anrath sah verwundert nach der Uhr. „Wer konnte das nur noch sein?" Als sie öffnete, stand Ellen mit einem großen Packet in der Hand vor ihr.

„Gnädige Frau," sagte das junge Mädchen, „ich erfuhr zufällig, daß heute Ihr Geburtstag ist und ich erlaube mir daher, Ihnen auch meinen Glückwunsch darzubringen."

Frau Anrath erröthete vor Vergnügen. Sie war in der letzten Zeit mehrfach bei Herbecks gewesen und Ellen hatte ihr ganzes Herz gewonnen. „Herzlichen Dank, mein liebes Fräulein," erwiderte sie, „aber bitte legen Sie doch ab, Sie müssen doch ein Stückchen Geburtstagskuchen genießen und ein Glas Wein trinken."

Frau Anrath zog ihren Gast in das Zimmer und eilte dann in die Küche, um noch ein Tellerchen und ein Glas Wein herbeizuholen. Ellen blickte unterdessen

um sich. Hier also ging er aus und ein, hier saß die glückselige Frau, seine Mutter, neben ihm und theilte seine Freuden und Leiden. Das Herz des jungen Mädchens schlug zum Zerspringen, ein Gefühl, gemischt aus Glück und sehnsuchtsvoller Wehmuth trieb ihr die Thränen in die Augen.

Frau Anrath kam zurück und führte ihren jungen Gast, nachdem er einwenig von dem Kuchen gekostet und an dem Wein genippt hatte, vor den Geburtstagstisch. Das volle Mutterherz strömte über nach allen Seiten. Wie war Georg gut und liebevoll; von wie langer Hand her forschte er darnach, was die Mutter sich wol wünschen mochte; mit wieviel Geschmack und Umsicht kaufte er ein!

Ellen mußte dann auf dem Sophachen neben Frau Anrath Platz nehmen und diese erzählte ihr in großen Zügen von all' der Freude und all' dem Leid, die ihr das Leben gebracht hatte. „Man soll nie verzagen," schloß sie endlich, indem sie ihr Taschentuch zum Auge führte und eine Zähre zerdrückte. „Wenn mir damals, als ich und Georg nicht wußten, wo wir nach acht Tagen unser täglich Brot hernehmen würden, jemand gesagt hätte, daß wir einmal so reich, so überreich sein würden, wie jetzt — wie getrost hätte ich bei allem Leid in die Zukunft geblickt!"

„Gewiß," dachte Ellen. Wie reich waren die Anraths!

„Frau Anrath," begann sie nach einer Weile, indem sie über und über erröthete, „werden Sie mir gestatten, Sie um die Annahme eines kleinen Geschenkes von mir zu bitten?"

„Aber, liebstes Fräulein," rief Frau Anrath —

Ellen war aufgestanden und eilte jetzt in das Vorzimmer, aus dem sie mit ihrem Packet zurück kam Dasselbe enthielt ein höchst elegantes Morgenkleid à la Watteau, aus weichstem, indischem Kashmir, das mit einer kostbaren Spitze garnirt war.

Es wurde Frau Anrath nicht ganz leicht, beim Anblick dieses eleganten Gewandes nicht in ein herzliches Gelächter auszubrechen, denn die Vorstellung, daß sie in demselben ihren Morgenarbeiten nachgehen sollte, war überaus drollig, aber sie wurde andererseits durch die liebenswürdige Art, in der Ellen ihre Gabe darbrachte, auf das tiefste gerührt. Sie faßte sich daher rasch und Ellen empfing durchaus den Eindruck, daß ihr Geschenk große Freude erregte.

Ellen trat ans Fenster und blickte hinab auf die Straße. „Mein Bruder wollte mich abholen," sagte sie und sah nach der Uhr, „ich begreife nicht, wo er so lange bleibt."

„Ach bitte, nehmen Sie doch noch einwenig Platz," bat Frau Anrath und Ellen setzte sich wieder, obgleich sie voll Angst war, daß der junge Anrath nach Hause kommen könnte.

Was sie gefürchtet hatte, geschah. Georg kam heute der Mutter zu Ehren früher aus dem Geschäft als sonst und die Beiden standen sich gegenüber, so befangen, so durchaus rathlos, wie nur je zwei reine junge Menschen, die sich herzlich lieb hatten und durch den Zufall unter Umständen zusammengebracht wurden, die einem dritten einen Einblick in ihr innerstes Empfinden zu gewähren schienen. Frau Anrath bemühte sich vergebens ein halbwegs verständiges Gespräch in Gang zu bringen, die Unterhaltung rannte sich sozusagen

auf Percy's Ausbleiben fest und war von dieser Untiefe nicht wieder abzubringen. Erst als Percy's Schlitten endlich vor der Thüre hielt und Ellen aufbrach, fanden sie und Georg den Muth sich ordentlich ins Auge zu sehen, ja letzterer schwang sich, als Ellen schon in der Thüre stand, sogar dazu auf, ihr durch einen leisen Druck der Hand zu sagen, wie sehr sie ihn durch die seiner Mutter erwiesene Aufmerksamkeit erfreut hatte und wie dankbar er ihr dafür war.

„Sie ist doch ein wahrer Engel," sagte Frau Anrath zu ihrem Sohne, der die Thüre, die sich hinter Ellen geschlossen hatte, anstarrte, wie den Vorhang einer Bühne, der eben aufgehen soll.

„Gewiß, mein Mütterchen, gewiß," war die zerstreute Antwort.

Frau Anrath faßte Georgs Hand und zog ihn mit sich ins Zimmer. Dort ergriff sie das Morgenkleid, hielt es sich vor und rief lachend: „Was würdest Du sagen, Georg, wenn ich in diesem Gewande beim Kaffee erschiene? Du lieber Gott, ich habe in meinem ganzen Leben nie ein Kleid gehabt, das nur halb so kostbar war."

„Ist denn solch ein Kleid wirklich so theuer?"

„Liebster Georg, ich wiederhole Dir, ich habe solche Spitzen nie in meinem Leben besessen."

„Nun, Du hättest jedenfalls verdient, immer in solchen Kleidern einhergehen zu können," rief Georg, indem er die Mutter umarmte.

„Liebster Georg," erwiderte die Mutter, „das würde mein Glück nicht erhöhen, denn ich würde mich nicht einen Augenblick in ihnen wohl fühlen. Wenn dieses Kleid mich trotz des Luxus, mit dem es

angefertigt ist, so hoch erfreut hat, so hat das andere Gründe."

„Von denen Du aber nicht sprechen darfst," rief Georg schnell, indem er der Mutter mit einem Kuß den Mund schloß.

Es war denn auch den Tag über nicht mehr von dem Kleide und der, die es geschenkt hatte, die Rede, als aber Frau Anrath am Abend vor dem Schlafengehen daran ging, die Gaben, die ihr der Tag gebracht hatte, fortzuräumen, breitete sie das Kleid plötzlich über Georg aus und rief lachend: „Sage ihm gute Nacht, Georg."

Georg machte ein verlegenes Gesicht und schwieg, aber es that ihm doch von Grund seines Herzens wohl, als der Stoff sich so weich an seine Wange schmiegte.

Er lag am Abend noch lange wach und dachte an das Vertrauen, daß der Generalkonsul ihm heute erwiesen hatte, indem er ihn in Bezug auf das neue Unternehmen mehrfach in Detailfragen um seine Meinung fragte und an den Besuch, den dessen Tochter seiner Mutter gemacht hatte. Es war ja nicht so ganz unmöglich, daß der erstere Georgs Tüchtigkeit erkannte und ihn mehr und mehr an sich fesselte und es war auch nicht ganz unerhört, daß ein solches Verhältniß schließlich durch die Bande der Verwandtschaft noch fester geknüpft wurde. Auch dann verdankte ja Georg seinen Wohlstand seiner eigenen Thatkraft.

Georg lebte sich allmählich mit dem Gedanken ein, daß er sein Ziel auch auf anderem Wege erreichen könne, als auf dem der äußersten Sparsamkeit und daß es zu erreichen sei, ohne daß er auf das höchste Glück verzichten mußte, auf den Besitz des holden

Mädchens, dessen Augen ihn noch im Traume so warm und innig anblickten, daß ihm das Herz stillstand vor Seligkeit.

* * *

Als Ellen in den Schlitten gestiegen war, fragte Percy: „Wollen wir noch einwenig spazieren fahren, Kleine?"

Ellen war es zufrieden, Cyprian kehrte um und das Gespann flog durch die Vorstadt auf die Landstraße. Als sie den Wald erreicht hatten, hieß Percy den Kutscher langsam fahren.

„Was hast Du ihr denn gekauft, Kleine?" fragte Percy.

„Ein Morgenkleid, Percy. Siehst Du, ich dachte mir — Frau Anrath hat doch nicht viel, und da glaubte ich, es sei doch ganz angemessen, wenn ich das Angenehme mit dem Nützlichen verbände."

„Ja, ja. Wie sah es denn aus?"

Ellen beschrieb nun das Kleid. Percy lachte still vor sich hin. „Du bist ein zuckersüßes Närrchen, Kleine," sagte er.

„Warum lachst Du, Percy?" fragte Ellen beunruhigt.

„Es ist nichts, Kleine. War der künftige Rathsherr auch da?"

„Ja, Percy, aber Du mußt ihn nicht so nennen."

„Warum denn nicht? Wir beide kommen ja doch in den Rath."

„Du auch?"

„Ja, Kleine. Ich werde nämlich solide und werde mich bemühen, eine Säule des Geschäfts zu werden."

„Sprichst Du im Ernst?"

„Gewiß. Ich habe gestern Abend Papa gebeten, mich in irgend welcher Weise zu verwenden. Du weißt ja, Kleine, meine kaufmännischen Kenntnisse und Fertigkeiten sind so vielseitig, daß ich unmöglich selbst bestimmen kann, welcher Zweig des Geschäfts meiner am meisten bedarf."

Ellen schwieg eine Weile. „Percy," fragte sie dann, „was wird Mama dazu sagen?"

„Es wird ihr nicht recht sein, Kleine, aber sie wird sich darin finden. Es muß ihr doch lieber sein, wenn ich an Fanny's Seite ein tüchtiger Mann werde, als an Florentine gekettet, ein Müßiggänger und Taugenichts."

Es trat wieder eine Pause ein. Dann sagte Ellen: „Bemerktest Du Mama's Gesicht, als der Fürst gestern von dem jungen Tüntzenberg erzählte?"

„Gewiß, Kleine, ich habe mir aber auch garnicht eingebildet, daß der Baum ihrer Vorurtheile auf einen Schlag fallen würde. Sage mir nur eins: Glaubst Du, daß sie um unser Verhältniß weiß?"

„Um euer Verhältniß? Besteht denn ein solches schon?"

„Ja, aber einerlei, beantworte mir meine Frage."

„Es schien mir allerdings so."

„Dieser Fürst Affenschwanzow oder wie der Kerl sonst heißt, ist ein Esel!" rief Percy. „Er hat sie vielleicht erst auf den Gedanken gebracht. Du verstehst, Kleine, es ist natürlich leichter, ein störriges Pferd zu bändigen, wenn es uns ahnungslos auf den Sattel läßt, als wenn es zurückprallt, sobald wir uns ihm nähern. Umkehren, Cyprian!"

Sie kehrten um.

„Sage selbst, Kleine," nahm Percy nach einer Weile wieder das Wort, „es wäre doch unverantwortlich, wenn Mama nicht einwilligen wollte! Sie, die, so weit sie überhaupt lieben kann, mich doch liebt, kann nur Gott danken, wenn mir ein Wesen nahe treten und mein lebelang an meiner Seite bleiben will, das von allen, die ich bisher kennen lernte, allein imstande ist, mich aus meiner Trägheit aufzurütteln und was etwa in mir von Thatkraft vorhanden ist, zu wecken und zu beleben. Mama wird sagen, sie sei arm. Nun wohl, aber wir sind doch so reich, daß wir auf das blödsinnige Geld bei der Wahl unseres Gemahls nicht Rücksicht zu nehmen brauchen. Wozu haben sich denn die früheren Generationen geplagt, wenn auch wir unsere Tage immer wieder mit dem Erwerben zubringen sollen, immer wieder Geld zu Geld häufen müssen? Und ich bin ja überdies auch bereit, Geld erwerben zu helfen, ich will es nur nicht erheirathen oder richtiger, nicht um seinetwillen heirathen. Ich mag Florentine nicht, ich würde ihr gegenüber nie das Gefühl haben, daß sie meine Frau ist. Sie ist eine Ente und ich bin ein Schwan, wenn auch zur Zeit ein fluglahmer. Meine Flügel aber werden schon erstarken, Kleine. Ich werde Fanny heirathen und wir werden dann in einem kleinen, hübschen Hause in der Vorstadt wohnen. Ich werde ein eifriger Geschäftsmann werden, und wenn Papa und der künftige Rathsherr ganz Hansaburg zusammengekauft haben, werden vielleicht auch ein paar Häuser und Schiffe für mich abgefallen sein. Am Sonntag essen wir dann unseren Kalbsbraten abwechselnd bei uns und bei euch, Kleine, denn —"

Ellen schlug den nassen Schleier rasch zurück und küßte den Bruder auf den Mund. „Laß mich nur ganz aus dem Spiele," flehte sie.

„Aber so laß doch — höre auf, Kleine — Du bist nicht recht gescheit — was liegt denn daran?"

„Percy, bitte, bitte!"

„Na, meinetwegen. Aber wäre es nicht schön? Mama, Onkel Arwdeil und Papa könnten ja am Donnerstag kommen, wo wir ihnen schon ein anständiges Menü vorsetzen würden. Siehst Du, Kleine, ich kann ja etwas leisten, es hat mir nur bisher an dem Antrieb dazu gefehlt, und ich habe deshalb nie ordentlich wollen können. Künftig aber werde ich wirklich von ganzem Herzen wollen und da wird es schon gehen."

Als sie das Thor erreicht hatten, zog Ellen das Portemonnaie aus dem Muff.

„Was willst Du, Kleine?" fragte Percy.

„Ich will Dir das übrig gebliebene Geld wiedergeben."

„Ach laß doch nur. Wie viel kostete es denn?"

„Siebenzig Rubel."

„Gut. Behalte das übrige."

Siebenzehntes Kapitel.

An demselben Nachmittage näherte sich der Dr. Eichner langsam der Wohnung des Oberlehrer Mohrbach. Die Erlebnisse der letzten Tage hatten den sonst so nüchternen, ruhigen, jungen Mann auf das höchste erregt, und es bedurfte aller seiner Energie und Selbstbeherrschung, um das Gleichgewicht seiner Empfindungen auch nur soweit herzustellen, daß er zu einer besonnenen Erwägung seiner Lage kam. Jenes Gespräch, in welchem Fanny so warm für Percy Herbeck eintrat, hatte ihn zuerst auf die Gefahr, die seinem Glücke drohte, aufmerksam gemacht. Dann war ein anonymer Brief, der mit verstellter Frauenhand und, wie es schien, absichtlich gemachten orthographischen Fehlern geschrieben war und ihn vor Herbeck warnte, eingetroffen. Als er nun diesen spät Abends aus dem Mohrbachschen Hause treten sah, war er überzeugt gewesen, daß Fanny ihn aufgab, und was er am folgenden Tage von mehreren Seiten über ihr Verhalten auf der Eisbahn hörte,

konnte ihn in seiner Annahme nur bestärken. Aber war es denn wirklich möglich, daß ein Mädchen, so gut und so klug wie Fanny, den jungen Wüstling, ihm, dem Dr. Eichner vorzog? Man hatte ihm zu allen Zeiten zu verstehen gegeben, daß er ein ausgezeichneter Knabe, Jüngling, junger Mann sei; die Kameraden des Schülers, die Komilitonen des Studenten, die Amtsgenossen des jungen Mannes hatten diese Thatsache immer als eine selbstverständliche anerkannt; die Familie, der Bekanntenkreis, die maßgebenden Autoritäten waren stets ganz einig darin gewesen, daß ihm einmal alle Ehren zufallen mußten, welche seine Vaterstadt überhaupt zu vergeben hatte.

War da der Gedanke erträglich, ja konnte er nur gefaßt werden, daß einem solchen Manne ein Percy Herbeck vorgezogen wurde, ein junger Mensch, der nie für etwas gegolten, der nie etwas geleistet hatte, der nichts besaß, als das Geld seines Vaters? Konnte dieses der Magnet sein, der eine Fanny anzog? Nimmermehr, aber was fesselte sie an ihn?

Der Dr. Eichner hatte von seinen Knabenjahren an gewußt, daß er einmal in seinen Kreisen eine sehr begehrenswerthe Partie sein würde und dieser Umstand hatte ihm auch in dieser Beziehung ein Selbstgefühl eingeflößt, das ihn vor jeder Liebelei bewahrte. Er hatte den jungen Mädchen seiner Bekanntschaft gegenüber immer einen ironischen, fast verächtlichen Ton festgehalten, wie er sich seiner Meinung nach für einen künftigen Hansaburger Rathsherrn schickte. Nur Fanny gegenüber, die ihn gleich von Anfang ihrer Bekanntschaft an fesselte, hatte er sich natürlich, als den guten und braven Menschen gegeben, der er im Grunde war

und damit von vornherein einen günstigen Eindruck auf sie gemacht. Das Verhältniß hatte sich dann immer freundschaftlicher gestaltet und in ihm war endlich eine starke, männliche Liebe für sie erwacht. Wenn es trotzdem nicht schon längst zur Verlobung und zur Heirath gekommen war, so lag das nur daran, daß ihm, wenn auch nur unbewußt, eine so langsame Entwickelung eines Verhältnisses, das zur Eheschließung seitens eines künftigen Rathsherrn führen sollte, besonders angemessen erschien. Jetzt wurde er mit Entsetzen gewahr, daß er sich in einer ungerechtfertigten Sicherheit gewiegt hatte.

Was sollte aber nun geschehen? Das unausgesprochene Verhältniß mußte durchaus und augenfällig gelöst werden, es durfte niemand auch nur für möglich halten, daß der Dr. Eichner mit einem Percy Herbeck um die Liebe desselben Mädchens warb. Und doch blutete dem jungen Manne das Herz aus tausend Wunden und sein Schritt wurde immer langsamer, je näher er der Thüre kam.

Als der Doktor schon die Hand auf der Thürklinke hatte, blieb er noch eine Weile stehen und blickte finster auf die öde Straße, in der nichts zu sehen war, als ein paar Hunde, die sich im Schnee balgten Dann raffte er sich gewaltsam auf, trat in die Flur und schellte.

Er hatte sich anmelden lassen. Fanny empfing ihn nicht wie sonst in ihrem Stübchen, sondern im Gesellschaftszimmer. Sie sah müde und leidend aus.

Der Doktor blickte, nachdem beide Platz genommen hatten, erst eine Weile vor sich nieder, dann richtete er sich entschlossen auf und sagte: „Fräulein Mohrbach,

ich darf wol davon ausgehen, daß das schöne Verhältniß, welches bis vor Kurzem zwischen uns bestand, von uns Beiden als ein vorbereitendes angesehen wurde."

Der Doktor schwieg für einen Augenblick und sah Fanny an. Sie nickte.

„Nun wohl," fuhr er fort, „dann werden Sie mir zugeben, daß es jedem von uns, wenn nicht vor den Menschen, so doch uns selbst gegenüber, gewisse Rechte verlieh und andererseits gewisse Pflichten auferlegte. Sie werden mir ferner zugeben, daß der Verkehr mit anrüchigen Personen mit letzteren schlechterdings nicht vereinbar ist."

Fanny fuhr auf. „Herr Doktor!" rief sie.

Der Doktor machte eine Handbewegung, als ob er sie auf ihrem Sitze festhalten wollte. „Ich bin mir bewußt," fuhr er fort, „Ihnen gegenüber mit all der Schonung verfahren zu sein, welche mir Ihr Geschlecht und die hohe Achtung, die ich vor Ihrer Person hegen mußte, auferlegte. Sie werden sich erinnern, daß ich bereits einmal Ihren Verkehr mit diesem — mit diesem Herrn Herbeck als unzulässig bezeichnete. Sie haben meine Warnung leider nicht beachtet und es infolge dessen so weit gebracht, daß Sie mit jenem — jenem — nun, sagen wir mit jenem Herrn ins Gerede gekommen sind. Nun wissen Sie, daß ich eine öffentliche Stellung bekleide, die es mir und denen, welche zu mir gehören, zur Pflicht macht, auch den äußeren Schein zu wahren. Sie haben das leider nicht gethan."

Der Doktor sah Fanny an, als ob er eine Erklärung erwartete. Sie kam denn auch, wenn sie auch anders lautete, als er im tiefsten Herzen immer noch

gehofft hatte. „Herr Doktor," rief Fanny mit leuchtenden Augen, „wenn ich es nicht schon gewußt hätte, so hätte mir dieser Augenblick klar machen müssen, wie wenig wir zu einander passen. Ich bin mir bewußt, Ihnen gegenüber schuldig zu sein, und ich war bereit, Ihnen mein tiefstes Bedauern darüber auszusprechen, daß ich mich über die Empfindungen, die Sie mir einflößten, täuschte, aber ich kann jetzt wirklich nur froh sein, daß sich unsere Wege scheiden. Und nun gehen Sie, Herr Doktor, und lassen Sie mich nur noch eins sagen: Der von Ihnen so tief verachtete Percy Herbeck hat vielleicht vieles gethan, was besser unterblieben wäre, aber das weiß ich bestimmt, wenn er an Ihrer Stelle wäre, so würde ihn nicht die Verletzung dessen, was Sie meine Pflichten nennen, schmerzen, sondern der Verlust meiner Liebe."

„Das ist wohl möglich," erwiderte der Doktor, „denn ihm liegt ohne Zweifel nur an Ihrer Liebe, während mir auch daran lag, daß Sie in Ihrer, in meiner und in aller anderen Leute Achtung standen."

Fanny erhob sich jäh. „Genug, Herr Doktor," sagte sie. „Ich sehe, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe, aber ich kann deshalb immer noch nicht annehmen, daß Sie hierher gekommen sind, um ein wehrloses Weib zu beleidigen. Sie wissen sehr wohl, daß jedes Schmähwort, das Sie hier gegen den Abwesenden äußern, mich trifft und nur mich. Ich gehöre jetzt zu ihm, er sei wie er sei und nichts soll mich von ihm scheiden, es scheide uns denn der lebendige Gott durch den Tod."

Fanny hatte sich hoch aufgerichtet und ihre großen, blauen Augen leuchteten hell in Zorn und begeisterter

Hingabe. Den Doktor faßte ein tiefes Mitleid, und in diesem schmolz die Rüstung aus Selbstsucht und Dünkel, in die er sich bisher erfolgreich gehüllt hatte, dahin wie Wachs in der Sonne. Es ergriff ihn ein grenzenloser Schmerz um das edelgeartete, liebe Mädchen. „Fanny," rief er, „lassen Sie uns nicht so scheiden. Zwischen uns ist ja alles aus für alle Zeit, aber wenn einmal die Zeit kommt, in der Sie von jenem Knaben, in dem Sie jetzt einen Heros erblicken, geschieden werden, nicht durch den Tod, sondern durch seine jämmerliche Schwäche oder Ihre eigene Größe, dann gedenken Sie meiner wie eines Mannes, der vielleicht zu nüchtern war für den Flug Ihrer Phantasie, der Sie aber mehr liebt und um den Verlust Ihrer Liebe tiefer trauert, als alle Herbecks der Welt es je vermöchten."

Der Doktor wandte sich ab und verließ das Zimmer. Im Vorzimmer blieb er für einen Augenblick mit hochklopfendem Herzen stehen. Es war ja unmöglich, daß sie ihn so gehen ließ, sie mußte ihn ja zurückrufen, ihm wenigstens ein Wort des Abschiedes sagen, aber er horchte vergeblich, es blieb alles still und er schritt langsam hinaus auf die Straße. Er fühlte jetzt ganz, was er verloren hatte und er sagte sich, daß er zum Theil selbst daran schuld war. Er bangte aber jetzt nicht um die eigene Zukunft, sondern um die Fanny's, nicht sein Stolz litt, sondern sein Herz. Er trauerte nicht darüber, daß er Fanny nicht besitzen, sondern daß er sie nicht vor schwerstem Leid behüten konnte. Das große Leid, das ihn getroffen hatte, schien hell auf all den Flitter, auf den er so stolz gewesen war, und er erkannte, daß, wer die Liebe eines edlen Weibes

nicht demüthig als ein Gnadengeschenk Gottes hinnimmt, sie auch nicht verdient hat.

Als der Doktor gegangen war, barg Fanny ihr Gesicht in den Händen und saß lange still da. Die Entrüstung über die hochmüthige Art des jungen Doktors war dem natürlichen Bestreben, sich des eigenen Schuldbewußtseins zu erwehren, nur zu sehr zu Hilfe gekommen. Jetzt aber, wo er fort war, drangen seine letzten Worte tief in ihr Herz. Sie fühlte, daß seine Empfindung echt war, und die Hochachtung, die er ihr auch dann noch stets eingeflößt hatte, als sie erkannt zu haben glaubte, daß seine Nüchternheit ihrem höher gerichteten Geiste unerträglich sei, ließ sie den Werth derselben sehr wohl erkennen. Dazu kam die Unbestimmtheit ihres Verhältnisses mit Percy, den sie seit jenem Abend nicht wiedergesehen hatte, und die Erinnerung an jene Stunde, in der er gesagt hatte, er könne nicht wollen. Es war zweifellos, daß Frau Dora alles aufbieten würde, um eine Heirath Fanny's mit Percy zu hintertreiben, wie — wenn Percy auch in diesem Falle nicht wollen konnte? Der Gedanke an diese Möglichkeit machte Fanny schwindeln. Sie wies ihn aber von sich. „Nein, er liebt mich," sagte sie halblaut, „und er wird in dieser Liebe noch ganz andere Energie finden, als dazu gehört, eine Heirath, der sich doch nur ein Vorurtheil in den Weg stellt, durchzusetzen. Alle die reichen Kräfte, die in ihm schlummern, werden erwachen und ich werde die gewesen sein, die sie weckte."

* * *

Um dieselbe Stunde, in welcher zwischen Fanny und dem Doktor Eichner die Entscheidung fiel, saßen

auch der Generalkonsul und Frau Dora im Arbeitszimmer des ersteren in ernstem Gespräch beisammen. Der Generalkonsul hatte seiner Frau eben über Percy's Bitte berichtet und ihr mitgetheilt, in welcher Weise er dieselbe zu erfüllen dachte. „Ich bin über die Verhältnisse des englischen Eisenmarktes natürlich durch Hodge hinreichend unterrichtet, um nicht auf Percy angewiesen zu sein," schloß er, „aber ich werde bei dieser Gelegenheit immerhin ersehen können, ob er überhaupt das Zeug hat, um in Geschäften verwendet werden zu können. Es scheint ja diesmal, als ob er selbst einen ernsthaften Versuch machen will, und ich glaube, wir sollten ihn denselben anstellen lassen, wenn ich auch nicht verkenne, daß die weite Winterreise für einen so gebrechlichen jungen Menschen nicht ohne Gefahr ist."

Frau Dora hatte, während ihr Gemahl sprach, finster vor sich hingeblickt. Jetzt fragte sie: „Welches Motiv gibt er denn für diesen ungewohnten Arbeitsdrang an?"

„Entschuldige, liebe Frau, aber ich sagte Dir schon, daß er mich bat, ihn nicht nach dem Motiv zu fragen. Du hast das wol überhört."

„So? Nun, Du brauchst ihn auch nicht erst zu fragen," stieß Frau Dora zwischen den Zähnen hervor. „Ich kann Dir sagen, was der dumme, einfältige Junge, dieses Kind mit dem Schnurrbart will — er will eine zweite Auflage des Tüntzenbergschen Familienskandals herbeiführen."

Der Generalkonsul sah seine Frau erschreckt an. „Du meinst doch nicht etwa, daß er die Wegbauer heirathen will?" fragte er.

„Das fehlte auch noch," rief Frau Dora. „Das

nicht, aber er will Fanny Mohrbach heirathen, wir sollen die Gouvernante als Schwiegertochter ins Haus bekommen."

„Fanny Mohrbach? Aber die ist ja so gut wie Braut."

„Nun ja, das ist es eben. Da er auch so gut wie Bräutigam ist, so scheint der Schlingel zu glauben, daß sie ein gutes Paar abgeben würden. Wie gefällt Dir das?"

„Aber, liebe Frau," erwiderte der Generalkonsul ungläubig, „wie kannst Du annehmen, daß ein so verständiges, reifes Mädchen wie Fanny Mohrbach an — an — daß ein solches Mädchen sich auf solche Händel einlassen wird?"

Frau Dora erhob sich so jäh von dem Sopha, daß sie das Tischchen, vor dem sie gesessen hatten, umwarf. „Ich Närrin," rief sie mit funkelnden Augen, indem sie sich mit der Hand wider die Stirn schlug, „ich Närrin, daß ich dieser Freundschaft mit Ellen nicht gleich von vornherein ein Ende machte! Ich hätte mir doch sagen müssen, daß Ellen, statt den Bruder von Unbesonnenheiten zurückzuhalten, alles thun würde, um ihn in solche zu verstricken."

„Ich wüßte nicht, woraus Du auf eine Mitwissenschaft Ellens zu schließen berechtigt bist," sagte der Generalkonsul, der das Tischchen wieder aufgerichtet hatte.

„Ach, lehre Du mich sie kennen! Sie hat von jeher eine angeborene Neigung zu den unteren Volksklassen gehabt. Sie ist schuld an diesem ganzen Verhältniß und niemand anderes."

Der Generalkonsul wollte auffahren, aber er hielt

an sich. „Weißt Du denn bestimmt, daß ein solches Verhältniß überhaupt besteht?" fragte er. „Bisher handelt es sich doch nur um eine Vermuthung."

Frau Dora blickte ihren Gemahl zornflammend an. „Ich weiß wirklich nicht, warum Du mich noch so reizest," rief sie. „Kannst Du denn glauben, daß ein junger Mann in Percys Alter, von seinem Temperament, von seinen Gewohnheiten, von seinen Aussichten, ohne jeden Anlaß sich darum bemühen wird, seine Tage mit Erkundigungen über den Preis des Eisens zu verbringen? Es ist doch ganz zweifellos, daß es der intriganten, jungen Person gelungen ist, unter dem Deckmantel ihrer Brautschaft und ihres Gouvernantenthums diesen Goldfisch zu ködern. Aber ich will ihr das Spiel verderben! Sie und Ellen, sie sollen es beide mit mir zu thun bekommen und sie sollen an mich denken!"

„Laß doch Ellen aus dem Spiel, Dora," rief der Generalkonsul ungeduldig. „Was aber Percy anbetrifft, so frage ich nochmals, bist Du Deiner Sache ganz sicher?"

„Ja, ja, ja," stieß Frau Dora hervor, „ich sage es ja, ja, ja. Du bringst mich noch zur Verzweiflung mit Deinen Fragen. Ueberzeuge Dich doch selbst. Sage ihm, daß Du ihn nur gehen lassen willst, nachdem er sich mit Florentine definitiv und vor aller Welt verlobt hat, und Du wirst sehen, daß seine Arbeitslust sofort verlöschen wird. Der Junge ist von Sinnen, rein von Sinnen. Wo will er denn das Geld hernehmen, das er doch in solchen Unsummen verbraucht, wenn er nicht eine reiche Erbin heirathet? Wird ein so desillusionirter Mensch wie er durch die Liebe zu einem stillbeglückten

Familienvater werden, der am Sonntagmittag im Kreise „seiner Lieben" seinen Kalbsbraten ißt? Du glaubst mir nicht? Ueberzeuge Dich selbst, stelle die Bedingung."

Der Generalkonsul war aufgestanden und ging mit großen Schritten auf und ab. Wenn ich diese Bedingung stellte," sagte er endlich, „so würde sich aus der Aufnahme, die sie findet, doch nur ersehen lassen, ob Percy geneigt ist, zu der Verbindung mit Florentine zu schreiten."

„Aber wie kann man nur so etwas behaupten?" rief Frau Dora. „Ist denn Florentine buckelig, lahm und blind? Oder ist sie ein schönes, graziöses, charmantes Mädchen, aus reichem Hause, die für jeden jungen Mann, der nicht in die Netze einer Person wie die Mohrbach fiel, den Gewinn des großen Loses bedeutet?"

Der Generalkonsul war vor seiner Frau stehen geblieben und blickte ihr scharf ins Auge. „Dora," sagte er, „ob wir gut thun, wenn wir diese Heirath zu erzwingen versuchen? Wenn mich nicht alles täuscht, mag Percy Florentine nicht. Wird ihn da ihr Geld einmal glücklich machen? Es ist doch nicht ganz unmöglich, daß eine wirkliche, echte Liebe alle Kräfte, die etwa doch noch in dem jungen Manne schlummern, weckt. Fräulein Mohrbach ist ja durchaus arm, aber sie hat mir immer den Eindruck großer Tüchtigkeit und ungewöhnlicher Reife gemacht. Wenn er sie wirklich so liebt, daß seine Liebe ihm den Entschluß eingab, sich aus seiner Lethargie aufzuraffen, so brauchte ihre Armuth kein unüberwindliches Hinderniß zu sein. Du reichtest ja auch einem verhältnißmäßig armen Manne

die Hand, weil Du wußtest, wie sehr er Dich liebte und weil Du ihn für tüchtig hieltst."

„Herbeck," rief Frau Dora außer sich, „wie kannst Du Dich mit einer solchen Person vergleichen! Ich wußte, daß Du das vollste Vertrauen meines Onkels genossest, der Dich von Jugend auf kannte, und ich hatte gesehen, was Du aus der geringen Summe, die der Verstorbene Dir hinterließ, in wenigen Jahren gemacht hattest. Ich konnte, selbst wenn ich von Deiner treuen tiefen Liebe ganz absah, meine Hand ruhig in die Deinige legen, in voller Erkenntniß Deiner makellosen Ehrenhaftigkeit, Deiner Klugheit, Deines Geschickes. Was hat eine solche Eheschließung gemeinsam mit diesem Verhältniß, in welchem es den Künsten einer arglistigen Kokette gelungen ist, einem willensschwachen, jungen Menschen einzureden, daß er sie liebe und um ihretwillen die günstigsten Chancen in den Wind schlagen müsse?"

Der Generalkonsul war, während seine Frau sprach, noch um eine Schattirung bleicher geworden als gewöhnlich. Er stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch und blickte hinüber auf den Strom und die Brücke.

Frau Dora hatte für einen Augenblick inne gehalten, als ob sie eine Antwort erwartete. Als der Generalkonsul schwieg, fuhr sie fort: „Ich hoffe, daß es sich nur um einen flüchtigen Einfall von Dir handelte. Jedenfalls aber weiß ich eins: Die Mohrbach wird nie und unter keinen Umständen Percy's Frau und er soll darüber nicht in Zweifel bleiben."

Die Augen des Generalkonsuls blickten noch immer ins Weite. „Siehe zu, was Du thust, Dora," sagte er. „Siehe zu!"

„Das will ich," war die Antwort. „Ich übernehme die volle, ungetheilte Verantwortlichkeit. Ich werde selbst mit ihm sprechen und ich werde ihn wieder zurechtbringen. Damit Du aber weißt, was Du von dieser „wirklichen, echten" Liebe zu halten hast, will ich Dir etwas sagen."

Frau Dora erhob sich und flüsterte ihrem Manne ein paar Worte ins Ohr.

Der Generalkonsul fuhr zurück. „Ist das authentisch?" fragte er mit zuckenden Lippen. „Von wem hast Du das?"

„Von Jane."

„Dann bitte ich Dich, künftig wie bisher die Angelegenheiten des jungen Menschen ganz nach Deinem Gutdünken zu ordnen. Ich habe keinen Grund, für ihn einzutreten.

„Schön," erwiderte Frau Dora und verließ das Zimmer.

Nach einer Viertelstunde wurde der Generalkonsul zu Tisch gebeten.

Achtzehntes Kapitel.

Als Georg am folgenden Morgen ins Kontor trat, fragte ihn der erste der jungen Leute, an dessen Pult er vorüber mußte: „Haben Sie schon gehört, Herr Anrath?"

„Was denn?"

„Der junge Herbeck hat in der Nacht einen Blutsturz gehabt und ist todtkrank."

„Woher wissen Sie das?"

„Es ist ganz authentisch. Der Herr Generalkonsul ist übrigens schon in seinem Zimmer."

Georg eilte in das Zimmer des Generalkonsuls. „Es ist so," erwiderte dieser auf Georgs besorgte Frage kalt, und ging dann zu den Geschäften über. Seine Anordnungen waren so klar und verständlich wie immer, und sie nahmen, da es sich um wichtige Dinge handelte, Georgs Aufmerksamkeit ganz in Anspruch. Erst als er wieder an seinem Pult stand, fand er Zeit, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie wunderlich doch die Natur einen Mann organisirt haben mußte, den die

Möglichkeit, seinen einzigen Sohn zu verlieren, so gar nicht zu berühren schien, und mit tiefem Mitleid an Ellen zu denken. Georg wußte, wie Ellen an ihrem Bruder hing und sein Herz trieb ihn mit Allgewalt in ihre Nähe. Sobald die wichtigsten Geschäfte erledigt waren, eilte er hinauf.

Da Georg sich nicht direkt an Ellen wenden konnte, so beschloß er nach Fräulein Jabot zu fragen. Er hoffte, daß diese dann vielleicht Ellen herbeirufen würde.

„Wie geht es dem jungen Herrn?“ fragte er den ihm öffnenden Hans.

Hans zuckte die Achseln. „Schlecht,“ erwiderte er. Es sind drei Aerzte bei ihm, aber Gott allein weiß, ob sie dem jungen Herrn werden helfen können?“

„Könnte ich Fräulein Jabot einen Augenblick sprechen?“

„Das Fräulein ist heute Morgen abgereist. Ihr Schwager soll gestorben sein. Was weiß ich. Aber ich will sehen, ob Sie nicht vielleicht unser gnädiges Fräulein sprechen können.“

Hans ging davon und kehrte gleich darauf mit Ellen zurück. „Ach, Herr Anrath,“ schluchzte Ellen, „ist es nicht schrecklich! Mein armer Bruder!“

Georgs Herz war so von Theilnahme erfüllt, daß er kaum sprechen konnte. „Gott helfe Ihnen!“ sagte er mühsam.

„Ach ja, hier kann nur Gott helfen,“ erwiderte Ellen. „Ach, mein armer Bruder! Er war gerade in der letzten Zeit so frisch und so erfüllt von Plänen für die Zukunft. Nun ist alles hin.“

„Fräulein Herbeck,“ sagte Georg, „verzagen Sie

nicht. Ihr Bruder wird wieder gesunden und dann seine Pläne ausführen."

Ellen schüttelte den Kopf. „Ich glaube es nicht," erwiderte sie und weinte bitterlich. „Ach, Sie haben ja auch nur seine Außenseite gekannt," fuhr sie fort, „niemand hat ihn ganz gekannt, als ich allein. Aber ich weiß, daß Sie ihn trotzdem lieb hatten, Herr Anrath. Tausend Dank dafür."

Georg drückte Ellen die Hand und ging. Er fühlte, daß er jetzt weder trösten konnte noch trösten durfte.

Als er gegangen war, eilte Ellen zurück in die Zimmer des Bruders. Man ließ sie nicht in das Schlafzimmer, sie blieb daher in dem Raume, in welchem Percy sonst seine Gäste zu empfangen pflegte, und horchte ängstlich nach dem an das Schlafzimmer stoßenden Schreibzimmer, in dem sich die Aerzte leise beriethen. Die Wintersonne schien hell auf die Ritterrüstungen zu beiden Seiten des Kamins, und die Schwerter, Richtschwerte und Schilde, die als Wanddekoration angebracht waren, warfen ihre Strahlen in grellem Licht zurück auf den kostbaren Teppich und die schwellenden Sessel, die eingelegten Tische und das kunstvolle Schnitzwerk an den Thüren. Ellen mußte daran denken, wie der Mutter nichts gut und theuer genug gewesen war, um die Wohnung ihres Lieblings zu schmücken, und wie sie ihn doch selbst durch ihre harten Worte in den Tod getrieben hatte. Ellen hatte dem Gespräch nicht beigewohnt, sie hatte nur vernommen, wie beide in der Mutter Zimmer mit bei ihnen unerhörter Leidenschaftlichkeit miteinander sprachen. Dann war Percy herausgetreten und gleich darauf war der Blutsturz erfolgt.

Die Thüre ging auf und Onkel Arwdeil trat ein. „Meine liebe Ellen," flüsterte er, indem er auf den Fußspitzen auf Ellen zuschritt, „wie geht es? Sind die Eltern bei ihm?"

Ellen berichtete, daß die Mutter bei Percy sei, während die Aerzte eben in einer Konsultation begriffen wären.

„Wo ist Papa?"

„Im Kontor, Onkel."

Der Aelteste schüttelte den Kopf. „Wie kam denn das alles so?" fragte er. „Der Blutsturz trat gestern Abend ein?"

Ellen warf sich an die Brust des Onkels und weinte bitterlich. „Frage mich nicht, Onkel," rief sie, „sprich selbst mit Mama. Ach, mein lieber Percy!"

„Aber, liebes Kind," sagte der Aelteste, „Du überschätzest die Gefahr. Es ist ja garnicht möglich, daß die Dinge so ernst liegen könnten, wie Du glaubst. Percy muß nur endlich vernünftig sein und so bald er wieder reisefähig ist, nach Aegypten gehen. Hat der Blutsturz irgend einen besonderen Anlaß gehabt?"

Ellen nickte.

„So? Nun, was war es denn? Hat es Händel mit Papa gegeben?"

Ellen schüttelte den Kopf.

„Aber mit Mama?"

Ellen nickte wieder.

„So, so. Also mit Mama. Weißt Du, worum es sich handelte?"

„Ich glaube, es zu wissen," schluchzte Ellen.

„Glaubst Du, daß Mama mit ihm über die Liebschaft mit der Mohrbach sprach?"

Ellen richtete sich auf. „Liebster Onkel," rief sie, „es war keine Liebschaft. Percy hatte Fanny von ganzem Herzen lieb und er wollte sie heirathen.

Der Aelteste schüttelte den Kopf. „Aber, liebes Kind," rief er, „der Junge kann doch unmöglich im Ernst daran denken. Sie mag ja ein ganz liebes Mädchen sein, aber Percy würde ihrer in drei Wochen überdrüssig werden. Kannst Du denn glauben, daß er eine Frau brauchen könnte, die ohne jeden chic ist und keine Ahnung davon hat, wie man die Honneurs eines Hauses macht? Sieh Dich doch um, glaubst Du, daß die Tochter des alten Mohrbach in Räume wie in diese paßt?"

„Aber, lieber Onkel," rief Ellen heftig, „das war doch Percy's Sache. Wenn er glaubte, mit Fanny glücklich sein zu können, warum ließet Ihr ihn denn nicht gewähren? Percy war so glücklich, so voll guter Vorsätze, nun ist alles hin."

„Nun, nun, noch lebt er ja und wird gewiß auch leben bleiben. Was sagt denn Papa dazu?"

„Ach Gott, Onkel, ich weiß nicht, was Mama Papa über Percy gesagt haben muß, aber Papa ist ganz unbegreiflich. Es ist, als ob Percy ihn garnichts anginge."

„Nun, nun, Ellen, Du solltest nicht so von Deiner Mutter sprechen. Was sie thut, ist immer gut und klug. Und Papa wird auch seine Gründe für sein Verhalten haben. Daran zweifle ich nicht. So gute und kluge Menschen wie Deine Eltern, Ellen, die thun nichts, was nicht Hand und Fuß hat."

Der Eintritt der Aerzte unterbrach das Gespräch. Während Ellen sich an den Hausarzt wandte, und von ihm eine ausweichende Antwort erhielt, nahm der Aelteste

den Staatsrath Nipperdey bei Seite. „Wie steht es?“ fragte er.

Der Staatsrath zuckte die Achseln. „Er ist verloren,“ erwiderte er leise, „ich glaube nicht, daß er den Tag überlebt. Er hat schlechterdings nichts zuzusetzen.“

„Sprachen Sie mit der Mutter?“

„Ja, und ich habe ihr reinen Wein eingeschenkt, denn sie wird sich doch in das Unvermeidliche zu schicken haben.“

Der Aelteste trat mit zuckenden Lippen an das Fenster. „Die arme, arme Dora,“ dachte er. Dann wandte er sich zu Ellen. „Kind,“ sagte er, und seine großen, blauen Augen schwammen in Thränen, „Kind, gehe hinein und bitte Mama, für einen Augenblick herauszukommen. Sage ihr, ich könne nicht fortgehen, ohne ihr die Hand gedrückt zu haben.“

Ellen öffnete vorsichtig die Thüre und trat leise ein. Percy hatte das Gesicht der Wand zugekehrt und schien zu schlafen. Frau Dora saß auf einem Stuhl an seinem Bett, während die Diakonissin im Hintergrunde des Zimmers Platz genommen hatte. Als Ellen eintrat, erhob sich die Mutter jäh und eilte auf sie zu. „Was willst Du?“ stieß sie zwischen den Zähnen hervor. Ellen entledigte sich leise ihres Auftrages. Frau Dora schüttelte den Kopf. „Sage ihm, ich könne jetzt nicht kommen,“ sagte sie dann, „ich bin hier unentbehrlich. So, und nun geh, worauf wartest Du?“

„Mama,“ rief Percy mit schwacher Stimme.

Die Mutter flog auf ihn zu wie eine Ricke, die endlich die Stimme des lang vermißten Kälbchens vernimmt. „Was willst Du?“ fragte sie, indem sie sich über ihn beugte.

„Wer ist da?"

„Ich bin es, Percy, ich, Mama."

„Ich hörte Ellens Stimme. Ellen soll kommen."

Frau Dora richtete sich auf und winkte der Tochter mit unverhehltem Unmuth, näher zu treten. „Aber Du darfst nicht mit ihm sprechen, die Aerzte haben es streng verboten."

Percy hatte sich mit Hilfe der schell herbeieilenden Diakonissin umgewandt und blickte nun mit einem müden Lächeln in das sorgenvolle Gesichtchen seiner Schwester. „Setze Dich hier her, Kleine," flüsterte er und wies mit der Hand auf den Rand des Bettes.

„Aber Du darfst nicht sprechen," rief die Mutter.

Percy blickte immer noch auf die Schwester. „Laß sie hinausgehen," sagte er.

„Wen, Percy? Schwester Agathe?"

Percy runzelte ungeduldig die Stirn. „Nein sie," wiederholte er.

„Wen meinst Du, Percy?" fragte Ellen. „Hier ist niemand, außer Mama, Schwester Agathe und mir."

„Was willst Du, Percy?" fragte Frau Dora.

„Nichts will ich, nichts, nichts, nichts," rief Percy heftig. „Was soll ich wollen! Ich kann ja nichts wollen! Aber Du sollst hinausgehen! Ellen, Mama soll hinausgehen!"

Frau Dora erhob sich und stand einen Augenblick wie zweifelnd da. Sie hatte sich, seit Percy erkrankte, nicht umgekleidet, ihre sonst so tadellose Haarfrisur war in Unordnung, die zierlichen Krausen, die Hals und Arme umschlossen, waren zerknüllt.

Ellens scharfes Auge sah sie jetzt trotz der Schminke erbleichen.

„Percy!" rief Ellen voll Schrecken und Mitleid, „Du redest irre. Mama, bleibe nur, Percy redet irre."

Frau Dora hatte bisher noch geschwankt, aber Ellens Worte riefen ihren Stolz wach. „Willst Du Dich wieder einmal zwischen mich und ihn stellen?" rief sie der Tochter zürnend zu. Dann wandte sie sich um und verließ das Zimmer.

„Percy!" rief Ellen schluchzend, „warum hast Du ihr das angethan?"

Percy blickte mit verdrießlichem Gesicht vor sich nieder. „Schicke die andere auch fort," sagte er.

Die Diakonissin, ein langes, hageres Mädchen mit einem erstaunlich gleichmüthigen Gesichtsausdruck, erhob sich sofort und ging hinaus.

Als sie gegangen war, herrschte für eine Weile Schweigen im Zimmer. Ellen schluchzte leise in ihr Taschentuch hinein, Percy blickte mürrisch vor sich hin.

„Kleine," sagte er nach einer Weile.

Ellen ließ ihr Taschentuch sinken und beugte sich zu ihm hinab.

„Kleine," begann er wieder, und etwas wie ein Lächeln spielte um seinen Mund, „hast Du mich ein wenig lieb?"

Ellen ergriff seine Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Der Bruder ließ sie eine Weile gewähren. Dann entzog er ihr die Rechte und ließ sie leise über ihr Haar gleiten. „Die Komödie geht zu Ende," sagte er. „Sie war entsetzlich schal, der Held war jämmerlich. Es ist gut, daß der Vorhang fällt."

„Percy," flehte Ellen, „sprich nicht so, Du weißt, was Du uns allen warst, und so Gott will, wieder sein wirst."

„Euch allen! Du lieber Gott! Ich war Dir ein Geschöpf mehr, daß Du lieben konntest. Aber den andern! Wenn sie von meinem Tode hören, werden sie sagen: ein Taugenichts weniger. Und sie werden ganz recht haben. Wer nichts that, wird nicht entbehrt."

„Percy, Du weißt, wie sehr Mama Dich liebt!"

Percy schüttelte den Kopf. „Sie liebt nur sich," erwiderte er, „und hat immer nur sich geliebt. Ich war ihr nie mehr, als ein liebes Spielzeug. Wenn Papa mich geliebt und sich um mich bekümmert hätte, wäre ich ein anderer geworden."

„Soll ich Papa rufen, Percy?"

„Nein, Kleine, wozu? Er hat meinen Namen längst definitiv in seinem Hauptbuch ausgestrichen und er hat ganz recht daran gethan. Ich wünschte, er hätte einen Sohn gehabt, der seiner so würdig gewesen wäre, wie ich seiner Frau."

Sie schwiegen wieder ein Weile. Percy hatte die Augen geschlossen und Ellen, deren Blicke mit ängstlicher Spannung auf seinem Gesichte ruhten, sah wie die Gedanken in dem Kopf des Kranken kamen und gingen. Sie mußten meist trüber Art sein, denn seine Stirn zeigte düstere Falten.

„Kleine!"

„Nun, Percy?"

„Es ist doch schade! Diesmal hätte ich wollen können, aber nun versagt der mißhandelte Leib. Es ist ein moralisches Stück, Kleine, in dem das Laster seine richtige Strafe erhält. Die Zuschauer können befriedigt nach Hause gehen und ihren Thee mit viel Selbstgerechtigkeit versüßen. Es thut mir nur leid um das arme Kind, das so fest an mich glaubte. Die

arme, arme Fanny! Ich kenne sie, Ellen, sie wird die paar Stunden Glück mit einem einsamen Leben bezahlen. Und doch waren diese Stunden so schön, die schönsten meines Lebens. Sage ihr das, Kleine, und danke ihr dafür. Was wir für Morgenröthe hielten, war ja Abendlicht, aber nun weiß ich doch, wie dem zu Muthe ist, der freudig in die Zukunft blickt. Ach, daß ich das nicht wüßte! Ich habe diese Erkenntniß mit ihrem Lebensglück bezahlt. Wenn sie mich nicht kennen gelernt hätte, so wäre sie des Doktors Weib geworden und sie hätten Kinder gezeugt und wären glücklich gewesen."

Percy lag wieder eine Weile schweigend da. Dann bat er: „Richte mich einwenig auf. So Ich danke Dir, Ellen, daß Du mich immer so geliebt hast. Ich weiß, ich weiß, Dir ist das Lieben ein Bedürfniß wie anderen Leuten das Athmen, aber dieser Umstand kam doch immerhin mir zu gute. Du wirst mich nicht vergessen, auch wenn Du einmal sehr glücklich sein wirst?" —

„Gewiß nicht, Percy, aber sprich nicht, das Sprechen greift Dich an."

„Laß nur, Kleine! O daß ich mehr geliebt hätte! Ach, wer niemand liebte, der wird nicht vermißt."

Es trat wieder eine Pause ein. Dann spielte ein Lächeln um Percys Mund. „Wenn Du einmal mein Grab besuchst — sei nicht so sentimental, Kleine, Du wirst auch einmal sterben und vielleicht nicht so zur rechten Zeit wie ich — also wenn Du einmal mein Grab besuchst — ich meine später — Du verstehst mich schon — dann komme allein. Ich schätze ihn ja sehr, aber weißt Du — er ist so verzweifelt anständig und

brav. Ich kann diese Sorte Menschen nicht leiden, aber heirathe ihn deshalb immerhin. Diese Blüten duften nicht, aber sie setzen schließlich runde, rothbackige Früchte an, die dauerhaft sind und gut schmecken.

Percy schwieg und sein Gesicht nahm den Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit an. „O daß ich mehr geliebt hätte," rief er abermals. Dann verwirrten sich ihm die Gedanken. Es war, als ob er vor einem Gericht stand und sich wider die Ankläger vertheidigte. „Ich bin schuldig," flehte er, „ich gebe es zu — laßt mich, Ihr preßt mir die Brust zusammen. Ja, ich liebte niemand, aber sie haben mir schon als Kind das Herz verbrannt mit ihrem rothen Golde. Gebt mir nur Raum — Luft! Luft! Wie sollte der lieben können, der nie entsagen lernte! Und nie gehorchen! Ich klage sie nicht an, nein, aber wenn sie mir in allem den Willen ließ, so geschah es, weil sie mich nicht verdrießlich sehen wollte. Ich will sie ja lieben, ja, aber ich kann es nicht. Sie hat mich alles thun lassen, damit ich sie nur liebte, und nun kann ich sie doch nicht lieben. Was wollt Ihr? der Acker, der nie hat Früchte tragen müssen, ist hart geworden, hart wie Stein. Sie ist meine Mutter! Gewiß, gewiß, ich müßte sie lieben, aber ich trage ja statt des Herzens einen Stein in der Brust."

Percy sank zurück, und aus seiner Brust rangen sich seltsame, pfeifende, gurgelnde Töne empor. Ellen eilte in das Nebenzimmer, in dem Frau Dora auf einem Fauteuil niedergesunken war und schweigend vor sich hinstarrte, während Arwdeil ihr mit überströmenden Augen Trost zu spenden suchte.

Als Frau Dora Ellen eintreten sah, sprang sie

auf und flog an der Tochter vorüber an Percys Bett. „Mein Percy," jammerte sie, indem sie in die Kniee sank, „thue, was Du willst, heirathe, wen Du willst, die letzte Magd, die verachtetste Dirne, sei nur wieder mein Percy und nimm das schreckliche Wort zurück. Sage mir, daß Du mich noch liebst, und Du sollst Dein Leben lang thun können, was Du willst und haben, was ich habe. O, ich Närrin," jammerte sie, als sie sah, daß Percy sich nicht regte und nur von Zeit zu Zeit ein schauerliches Röcheln bewies, daß der Geist sich noch nicht vom Körper geschieden hatte, „o, ich Närrin, daß ich mir zum erstenmal einfallen ließ, Dir einen Wunsch abzuschlagen. Nun hast Du mir Deine Liebe entzogen."

Vergeblich mahnte Arwdeil zur Mäßigung, vergeblich machte der Arzt sein Recht geltend. Was irgend von Lieben und Leben in Frau Dora war, das klammerte sich in dieser Stunde an ihren sterbenden Liebling.

Als dem Generalkonsul gemeldet wurde, daß Percy im Sterben liege, befand sich Georg gerade bei ihm.

Der Generalkonsul erbleichte. „Mein armes Weib!" murmelte er. Er erhob sich schwerfällig und nahm Georgs Arm. „Kommen Sie," sagte er.

Als sie durch das Kontor schritten, folgte ihnen Marholt unaufgefordert.

Auf die Kunde, daß der junge Herr in den letzten Zügen liege, war das Gesinde herbeigeeilt und stand nun unbeweglich zwischen den altertümlichen, mit blankem Messing beschlagenen Kommoden und Schränken, die nach der Mode der Zeit das Zimmer füllten. Der Doktor und die Diakonissin standen etwas zurück, Ellen und Arwdeil dicht am Sterbebett. An diesem selbst kniete,

den Kopf in die Kissen gedrückt, Frau Dora und stieß in hastigem Gemurmel dumpfe, unverständliche Töne aus: Klagen, Betheuerungen, Gelöbnisse. Als Herbeck sie aufrichten wollte, stieß sie ihn zurück. So blieb er dicht neben ihr stehen.

Die Pausen zwischen den einzelnen Athemzügen wurden länger und länger. Ellen sank in die Kniee und sprach mit lauter, fester Stimme ein Vaterunser. Ob Percy es noch hörte? Als Ellen sich erhoben hatte, trat die Diakonissin näher und fuhr mit einem Tuch über Percys Stirn. —

Percy war todt.

Neunzehntes Kapitel.

Die Nachricht von Percys Tode verbreitete sich mit Windeseile unter dem Geschäftspersonal von Johann Christian Herbeck und erfüllte das, was man „die ganze Stadt" nennt. Im Kontor verließen die jungen Leute ihre Pulte und sammelten sich um diejenigen Herren, welche Percy seinerzeit öfters einer Unterhaltung zu würdigen pflegte. Hans Martin Grotebart setzte weitläufig auseinander, daß der junge Herr eine außerordentliche Gabe besessen habe, jedermann zu unterhalten. Er selbst erzähle, wie alle wüßten, nur höchst ungern aus seinem Seemannsleben, aber dem jungen Herrn gegenüber habe er eine Ausnahme machen müssen. „Bei solchem Winde," sagte er, „mußte auch ein Bording (Lichterfahrzeug) seine zwölf Knoten in der Stunde machen." Karl Alexander Bergmann rühmte Percys Kunstverständniß. Herbeck war noch ein junger Mann," meinte er, „aber er besaß einen bewunderungswürdig feinen Geschmack und er hatte die vorzüglichsten Schauspieler Europas gesehen.

Wenn er die Hände zusammenschlug, konnte das Publikum dreist klatschen." „Herbeck jun.," rief Gustav Adolf Jahn, „hatte zwar eine etwas ausschweifende Phantasie, aber er war der witzigste Kopf, der jemals von Zeit zu Zeit ein Kontor besuchte." —

In sehr verschiedener Weise äußerte sich der Schmerz über Percys Hinscheiden unter den Dienstboten. Cyprian betrank sich so sehr, daß er am Abend von sechs Männern nach Hause getragen werden mußte; Louis und Eduard setzten sich zusammen und sangen den ganzen Abend über Sterbelieder; Hans faßte einen grimmigen Haß gegen den Generalkonsul, weil dieser so garnicht um Percy zu trauern schien.

Wieder anders ging es auf der Straße zu. Die Droschkenkutscher, die an der nächsten Straßenecke hielten, traten zu einer Konferenz zusammen und faßten die einstimmige Resolution, „daß, seit Eduard Henrici seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht, kein junger Mann in Hansaburg so viel Geld in Droschken verfahren habe wie Percy Herbeck," und auch der Haufen von Proletariern, der sich vor dem Hause zusammengefunden hatte und nun die Thüre anstarrte, als ob der Todte sofort herausgebracht werden sollte, äußerte sich sehr sympathisch. „Er war ein feiner Jungherr!" sagte eine alte Frau, die sich ein blaues Taschentuch um den Kopf gebunden hatte, „wo er vorüber ging, wurden die graden Hände krumm." „Ja, und das Geld saß ihm so lose in der Tasche, wie einem Matrosen an Land," fügte ein alter Lastträger hinzu.

Die Nachricht von Percys Tode drang auch in die Börsenkonditorei. Der junge Voigt, der sich eines Geschäfts wegen für eine Weile entfernt hatte, brachte

die Kunde. „Percy Herbeck ist todt!“ sagte er mit ernstem Gesicht, „ein plötzlicher Blutsturz hat ihn vor einer halben Stunde getödtet.“

Ein Theil der Herren fuhr auf; Porochows Hängewangen erbleichten. „Todt, sagten Sie, wirklich todt?“ rief er. Es gab für ihn nichts Aufregenderes, als die Erwähnung eines Todesfalles. Die Thatsache, daß selbst reiche Menschen sterben müssen, war ihm immer unsäglich brutal erschienen. Lühr streckte die Beine noch weiter von sich als gewöhnlich und that einen tiefen Zug aus seiner Cigarrette. „Er war ein guter Junge,“ sagte er, und blickte dabei so gelangweilt zum Fenster hinaus, als wenn von dem Ausgange eines tüchtigen Trabers die Rede gewesen wäre. Westhoven ordnete sich mit beiden Händen den Scheitel am Hinterkopf. „Jetzt ist die Tochter die einzige Erbin,“ sagte er zu Bachmann, der neben ihm saß, „Hirdmann hat Glück, das muß man sagen.“

Bachmann schwieg eine Weile, dann fragte er halblaut: „Glauben Sie an diesen Blutsturz?“

„Wie so, was meinen Sie?“

„Nun, man hat verschiedene Arten von Blutsturz. Man kann darunter alles Mögliche verstehen.“

„Aber was sollte er dazu für eine Veranlassung gehabt haben?“

Bachmann zuckte die Achseln. „Darüber kann ich keine Auskunft ertheilen,“ erwiderte er, „aber ich weiß, daß er bis über die Ohren in Schulden steckte. Er war ein ganz unsinniger Verschwender, d. h. wohl verstanden, so weit seine Person in Frage kam.“

„Nun, ich denke, daß Sie oft genug Gelegenheit hatten, sich davon zu überzeugen, daß Herbeck auch für

andere Leute offene Hände hatte," rief der junge Voigt, der die letzten Worte gehört hatte.

„Sie meinen, daß Herbeck mir mitunter Geld geliehen hat? Gewiß, das that er, aber das darf mein objektives Urtheil nicht verwirren."

„Ich glaube, daß es Ihnen niemand verdenken würde, wenn Sie in diesem Falle etwas weniger objektiv urtheilten."

„Das scheint mir wirklich ganz meine Sache zu sein, lieber Voigt."

Der junge Voigt antwortete heftig, und es wäre zu einem richtigen Streit gekommen, wenn Lühr sich nicht ins Mittel gelegt hätte.

„Wißt Ihr, daß das Faß Xeres, von dem Ortmann soviel Wesen macht, angekommen ist?" fragte er. „Morgen soll Probe sein."

Und nun sprach man von dem Xeres.

Florentine Siebeneichen hatte schon am Morgen erfahren, daß Percy einen Blutsturz gehabt habe und todtkrank sei. Sie war sofort zu Frau Dora geeilt und hatte, als diese nicht zugänglich war, mit Ellen gesprochen. Dann brachte ein Diener von Zeit zu Zeit Nachricht, bis die Todeskunde kam. Florentine gebärdete sich, als ob sie ihr Liebstes verloren hätte. Einmal nahm sie an Frau Doras Schmerz und selbst an Percys Leiden soviel Antheil, als ihr kaltes und selbstsüchtiges Herz irgend erlaubte, sodann aber überlegte sie schnell, daß die Rolle einer verwitweten Braut ihr trefflich stehen mußte und daß sie auf diese Weise in Frau Doras Gunst nur noch steigen konnte, ein Umstand, der immerhin von Gewicht erschien. So verging sie denn in Thränen und ruhte nicht eher, als bis sie

es durchgesetzt hatte, daß die Eltern ihr erlaubten, auch äußerlich um den zu trauern, den sie von Kindheit an heiß geliebt zu haben behauptete.

Ganz unvorbereitet traf die Nachricht Fanny. Eine ihrer kleinen Schülerinnen brachte ihr in der Dämmerstunde eine verspätete Arbeit. „Wissen Sie schon, daß der junge Herbeck ganz plötzlich an einem Blutsturz gestorben ist?“ fragte sie.

„Wer?“ rief Fanny entsetzt.

„Der junge Herbeck, der Sohn des Generalkonsuls.“

Fanny sprang auf. „Woher weißt Du das, Kind?“ rief sie.

„Mama war ausgegangen und hatte es unterwegs gehört.“

Fanny eilte an dem sie verwundert anblickenden Kinde vorüber, fuhr in ihren Pelz und lief dann mehr, als sie ging, der Stadt zu. „War es möglich, war wirklich alles aus? Also er war nicht gekommen, weil er todtkrank, weil er ein Sterbender war und sie — sie hatte an ihm gezweifelt! Und nun war er todt! Sie konnte ihm ihre Schuld nicht eingestehen, sie konnte ihn nicht um Verzeihung bitten. Es fiel ihr nicht ein, daß sie vor der Welt noch nicht zu ihm gehörte, daß sie kein Anrecht darauf gehabt hatte, ihn pflegen zu dürfen, ihr war zu Muth, wie einer Braut, die ihre heiligste Pflicht versäumt hat. Er war krank, er starb und ich war fern von ihm! Wie einsam, wie verlassen muß er sich gefühlt haben!“

Bekannte, an denen Fanny vorübereilte, blieben stehen und blickten ihr verwundert nach. Sie wand sich, so schnell sie konnte, durch das Gedränge auf den Straßen und erreichte endlich das Haus des General-

konsuls. Die Thüre zum Vorzimmer stand offen, Marholt, der alle nöthigen Arrangements traf, als ob es gar nicht anders sein konnte, verhandelte dort mit einem schwarz gekleideten Manne wegen des Sarges. „Fräulein Mohrbach!“ rief er verwundert, als Fanny eintrat.

„Wo ist Ellen?“ fragte diese, ohne seinen Gruß zu erwidern.

Marholt überlegte schnell, daß Frau Dora in einem ohnmachtähnlichen Zustande lag und der Generalkonsul bei ihr war. Da sie niemand anders um sich duldete, so war Ellen in ihrem Zimmer. Wenn Marholt Fanny zu ihr führte, so konnte er sich Ellen verbinden, ohne sich bei Frau Dora zu schaden.

Die beiden jungen Mädchen sanken sich in die Arme. „Ach, daß Du nicht früher kommen konntest,“ schluchzte Ellen, „aber Mama hätte es nicht gelitten.“

„Kann ich ihn nicht sehen, Ellen?“ fragte Fanny. „O, wenn Du ein Herz im Leibe hast, so laß mich ihn sehen.“

Ellen blickte ängstlich um sich, aber sie schlug ihre Bedenken nieder und führte Fanny zu der Leiche des Bruders. Fanny blieb vor dem Bette stehen und blickte mit thränenlosem Auge auf den Todten. Es war, als ob der Tod alles, was sonst in diesem Antlitz unmännlich und schwächlich war, fortgewischt und nur, was edel und gut war, zurückgelassen hatte. Wie mit dem feinsten Pinsel gemalt, hoben sich die schwarzen Brauen von der bleichen Stirn ab, ein dem Lebenden fremder Zug von Festigkeit und Entschlossenheit lag auf den feinen Lippen.

„Ellen,“ sagte Fanny, „Du kanntest ihn wie Dich selbst, Du weißt, wie edel sein Herz trotz aller Ver-

irrungen schlug, wie sehr sich sein Geist nach einer seiner würdigen Thätigkeit sehnte. Was kann er dafür, daß ein unbarmherziges Geschick ihm den Lebensfaden zerschnitt, ehe er den rechten Weg fand. Ellen, wenn er noch lebte, würde er ihn gewiß gefunden haben."

„Gewiß, Fanny, gewiß. Und er beklagte es noch in seinen letzten Augenblicken, daß er Dich nicht früher kennen und lieben lernte."

„Sagte er das, Ellen? O, täusche mich nicht, sagte er das?"

„Gewiß, Fanny, und er sprach mit großer Liebe von Dir."

Fanny sank an der Seite des Todten nieder und ein Strom von Thränen erleichterte ihr das Herz. Dann richtete sie sich auf, beugte sich über ihn und fuhr mit der Hand leicht über seine Stirn. „Lebe wohl, Geliebter," sagte sie leise, „auch für uns wird es ein Wiedersehen geben. Du glaubtest nicht wollen zu können, aber Du hast doch gewollt und nur Dein Tod hat Dich verhindert, Dein Wollen auszuführen. Das rothe Gold hat Dir das Leben vergiftet, aber es hat Deine edle Seele nicht tödten können. Und diese Seele war mein, Ellen, mein in ihrem edelsten Fühlen und Wollen. Deine Liebe, mein Percy, warf einen reichen Strahl Licht in mein armseliges Dasein. Er währte nur kurze Zeit, aber er hat es für das ganze Leben erwärmt und er wird in meiner Erinnerung nie erlöschen. Habe Dank!"

Fanny beugte sich zu dem Todten herab und drückte einen Kuß auf seine Stirn. Dann richtete sie sich auf, umarmte Ellen noch einmal und verließ das Zimmer. Es war etwas wunderbar Pathetisches in

ihrem Wesen, etwas, was ganz abwich von unserer gewöhnlichen Weise und doch empfand Ellen es nicht als theatralisch. Der schwärmerische Zug, der das sonst so nüchterne und verständige Mädchen in diese Liebe getrieben hatte, hielt sie jetzt aufrecht und ließ sie den Tod des Geliebten wie eine Verklärung empfinden. Als sie an Marholt vorüberschritt, blickte er ihr erstaunt nach. „Was war das? Das Mädchen sah aus, als ob ihr ein Glück widerfahren sei."

Als Marholt alles, was vorläufig geschehen konnte, angeordnet hatte, suchte er seine Wohnung auf und ging mit großen Schritten auf und nieder. Ellen hatte, als sie am Sterbebett ihres Bruders niederkniete und ein Gebet sprach, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Marholt war mit Bewußtsein schlecht, er glaubte, daß ein kluger Mensch, der das Unglück hatte, von armen Eltern geboren zu sein, nicht anders als schlecht sein konnte, ja gewissermaßen sein durfte, aber er war deshalb nicht blind gegen Güte und Reinheit. Er wollte ja auch nur so lange schlecht sein, bis er hinreichend reich geworden war, um nach seinen verschwenderischen Neigungen leben zu können. Hatte er dieses Ziel erreicht, so wollte auch er das allgemeine Sittengesetz anerkennen. Das mußte ihm leichter fallen, wenn ein so reines und gütiges Geschöpf an seiner Seite stand wie Ellen. Ein abergläubisches Gefühl, der einzige Niederschlag des einst empfangenen Religionsunterrichtes, sagte ihm, daß er einmal der Fürbitte eines Engels bedürfen könnte und Ellen erschien ihm wie ein Engel. Und dann war sie jetzt die einzige Erbin des Generalkonsuls. Er wollte sie nicht um deswillen besitzen — er hoffte den Generalkonsul auch sonst in

seine Gewalt bringen zu können, aber auch das bekam, wenn sie sein Weib wurde, ein anderes Gesicht.

Marholt blieb stehen und lauschte. Nichts regte sich im Hause. Er zog seine Uhr und blickte auf den Sekundenzeiger. Wenn eine Minute verging, ohne daß jemand auf den Korridor trat, so sollte er Ellen gewinnen können.

Als dreißig Sekunden vergangen waren, hörte Marholt, wie die Thüre zu Georgs Wohnung aufging und dieser selbst hinaustrat und nach Frau Husar rief.

Marholt stampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden. „Verdammter Schleicher!“ zischte er zwischen den Zähnen hervor.

Er sann eine Weile nach. „Und wenn es nicht wäre,“ murmelte er, „ich brauchte deshalb nicht zu verzagen. Ich habe zwei Pfeile auf meinem Bogen! Wenn nicht das Mädchen, so doch das Geld.“ Und Marholt ging zu Hartwinkel hinüber.

Es währte eine Weile, bis auf Marholts Klopfen ein „Herein“ erfolgte. Marholt glaubte deutlich zu hören, daß im Zimmer Gold klirrte, als er aber eintrat, saß der alte Herr wie gewöhnlich in seinem Stuhl. Auf dem Tisch standen ein mäßig großes Kästchen aus starkem Blech und ein Döschen mit Putzpulver. Neben demselben lag ein alter Lederlappen. Der Deckel des Kästchens war aufgeschlagen, das Kästchen selbst war leer.

„Also der Percy ist wirklich todt,“ rief der alte Herr mit einem schadenfrohen Grinsen. „Wer hätte das gedacht! Ein so feiner und eleganter Herr und todt! Von Rechts wegen sollten doch nur Leute mit starken Backenknochen, gelben schwammigen Gesichtern und schwieligen Händen sterben dürfen! Hi—hi—hi!

Was wird die elegante Frau Dora dazu sagen, daß ihr feiner Percy nun daliegt wie eine todte Katze! Und all ihr Geld kann ihn nicht wieder lebendig machen! Aber kommen Sie, setzen Sie sich. Erzählen Sie mir, wie der große Mann starb. Mit welchem pikanten Einfall schied der geistreiche Percy Herbeck aus dem Leben? Welches waren seine letzten Worte? Verlangte er nach mehr Licht? Wie? Oder nach mehr Liebe?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Hartwinkel. Als ich dazu kam, röchelte er nur noch und sein Leben erlosch, ohne daß das Bewußtsein zurückgekehrt wäre."

„Was Sie sagen! Also er sollte wirklich gestorben sein, ohne sich noch im letzten Augenblick über jemand lustig gemacht zu haben? Nun, ich hoffe, daß er wenigstens noch testamentarisch verordnet hat, wie viel Tausende bei Gelegenheit seiner Bestattung zum Fenster hinausgeworfen werden sollen. Dieser Anblick würde seiner Mutter das Tröstlichste sein, was ihr widerfahren könnte. Sie würde sich noch im Tode eins wissen mit ihrem Kinde. Aber erzählen Sie mir alles im Detail. Wie benahm sich die elegante Frau? Sie hatte doch ohne Zweifel in ihrer Toilette der Situation Rechnung getragen, hi — hi — hi — noch nicht schwarz, aber auch nicht mehr hell, sondern grau. Wie?

Marholt erzählte nun, wie sich die letzten Augenblicke in Percys Sterbezimmer gestaltet hatten. Der Alte trommelte unterdessen mit beiden Händen auf dem Tisch und seine Blicke ruhten auf seinen Fingern. „Ja, die Ellen," sagte er, „das ist ein liebes Geschöpfchen! Der Percy hat es wahrhaftig nicht verdient, daß solch'

ein freundliches, gütiges Wesen neben ihm kniete. Ich kann mir denken, wie weich ihre Stimme geklungen hat, als sie betete! Es ist wirklich, als ob sie garnicht ihrer Mutter Kind wäre. Aber sagen Sie, wo war denn die Braut?"

„Sie meinen Fräulein Siebeneichen?"

„Natürlich."

„Sie war nicht zugegen, wol aber kam nach ein paar Stunden eine andere junge Dame." Und Marholt erzählte nun von Fannys Besuch.

Der Alte lachte nach seiner Art laut auf. „Na," rief er, „wenn alle Mädchen, denen der Selige den Kopf verdreht hat, sich erst noch von ihm verabschieden sollten, so wird die Frau Mutter gut thun, einen Dielenläufer bis in sein Zimmer legen zu lassen. Hi — hi — hi — wahrhaftig, sonst würden sie ihr eine Rinne in das Parkett treten. Aber geben Sie Acht, Marholt, wie jetzt die ‚Bräute' zu Tage kommen werden. Wie Pilze nach warmem Regen. Geben Sie Acht, Sie werden die Hälfte aller Mädchen Hansaburgs in schwarzen Kleidern sehen. Schwarz steht ja so einem rosigen Krätzchen prächtig und es giebt kein besseres Mittel, schnell eine lebende Gattin zu werden, als sich als ‚todte Braut' zu bekennen, zumal wenn der angebliche Bräutigam für den reichsten und elegantesten Taugenichts der Stadt galt. So etwas giebt haut goût."

Marholt spielte, wenn er in Gedanken war, gern mit einem Gegenstande. So wollte er auch jetzt mechanisch das Kästchen an sich heranziehen, um seinen Deckel auf- und niederzuschlagen, aber der Alte entzog es ihm rasch.

„Was wollen Sie?" rief er.

Marholt blickte ihn verwundert an. „Entschuldigen Sie," erwiderte er.

Der Alte klappte den Deckel des Kästchens zu und stellte es neben sich. „Sehen Sie es sich nur an," rief er kichernd, „es ist wirklich ein merkwürdiges Kästchen. Es ist ein werthvolles Stück, das einen hohen Liebhaberwerth hat. Es giebt Liebhaber, die für dieses Kästchen eine Million zahlen würden!"

Marholt blickte den Alten so durchdringend an, daß dieser die Augen senkte. „Ich scherzte natürlich nur," sagte er nach einem Augenblick und kicherte wieder vor sich hin, „Sie brauchen mich nicht so durchdringend anzusehen. Da, besehen Sie es nur, es ist ein ganz gewöhnliches Kästchen."

„O, bitte, ich habe nie daran gezweifelt."

„Nein, nein, besehen Sie es nur."

„Danke, danke, ich sehe, daß es ein ganz gewöhnliches Blechkästchen ist."

„Nun, nicht wahr? Aber erzählen Sie mir jetzt, wie sie Ehren-Percy unter die Erde bringen wollen."

Marholt erzählte nun, wie die Bestattung sich gestalten sollte, aber sein Blick schweifte mehr als einmal nach dem Kästchen hinüber. Das Kichern des Alten war so gezwungen gewesen — er hatte gewiß nicht gescherzt. Wer anders aber als der Generalkonsul konnte der Liebhaber sein, der bereit war, jeden Preis für das Kästchen zu zahlen?

Als Marholt gegangen war, begab sich der Alte mit dem Kästchen in sein Schlafzimmer und verschloß dasselbe in einen der beiden feuerfesten Geldschränke, die dort gegenüber seinem Bette standen. „Er kann

ja schlechterdings nichts damit anfangen," murmelte er, „aber es war immerhin einfältig, das zu sagen. Andererseits ist es doch auch wieder ein köstlicher Spaß, daß er sich jetzt so den Kopf darüber zerbrechen wird, was wol dahinter stecken mag."

Als Hartwinkel in das andere Zimmer zurückgekehrt war, hörte er, wie Georg seine Mutter bis zur Treppe geleitete und dann allein zurückkam. Er öffnete die Thüre und forderte Georg auf, einzutreten. So unangenehm diesem die Einladung auch war, so hielt er es doch für seine Pflicht, ihr Folge zu leisten.

Wenn Georg übrigens befürchtet hatte, daß Hartwinkel in hämischem Tone von Percy sprechen würde, so hatte er sich geirrt. Der Alte beschränkte sich darauf, sich von Georg erzählen zu lassen, wie alles hergegangen war, und er schien es in der Ordnung zu finden, daß der junge Mann bei diesem Anlaß einer gewissen Rührung nicht Herr werden konnte. Als er geendet hatte, fragte der Alte: „Warum verschwiegen Sie, daß Ellen im letzten Augenblick ein Gebet gesprochen hat?"

Georg erröthete über und über. „Woher wissen Sie das?" stammelte er verwirrt. Der Alte ließ die Gegenfrage unbeachtet. „Das war hübsch von ihr," sagte er. „Schade, daß der Gegenstand ihrer Liebe kein würdigerer war."

„Er war nicht so unwürdig, wie Sie glauben," erwiderte Georg eifrig. „Percy war ursprünglich eben so reich an Geist wie an Gemüth, wenn er auch infolge der ungünstigen Verhältnisse, unter denen er erwuchs, keinen rechten Gebrauch von seinen Gaben zu machen wußte."

Der Alte schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ellen ist jetzt die einzige Erbin. Ich gönne ihr das.“

Georg erhob sich schnell und reichte Hartwinkel die Hand. „Guten Abend,“ sagte er, „ich muß noch arbeiten.“

Der Alte blickte ihm lange nach. „Ein merkwürdig guter Junge,“ sagte er dann. „Schade, daß da gewiß nichts zu erben sein wird. Er könnte sonst einmal die Ellen heirathen und sich dann wirklich den Luxus erlauben, die Schulden seines Vaters zu bezahlen.“

Zwanzigstes Kapitel.

Die Bestattung Percys ging mit all dem Glanze von statten, den die Stellung des Hauses Johann Christian Herbeck verlangte. Während der Beisetzung im Dom sang die Liedertafel und am folgenden Tage folgte „ganz Hansaburg" dem Leichenzuge. Am Grabe sang ein Chor: „Wie sie so sanft ruhen" mit Posaunenbegleitung; der Geistliche sprach schöne, ergreifende Worte und Ellen und Florentine vergingen in Thränen. Dann stieg alles wieder in die Wagen und die Equipagen rollten in endlosem Zuge der Stadt zu.

Als alle seit einer guten Stunde fort waren und die Dunkelheit bereits hereinbrach, trat Fanny an den Grabhügel, unter dem Percy den letzten Schlaf schlief. Sie legte keinen Strauß zu den Kränzen, Blumenkissen und Bouquets, die in dichtem Haufen das Grab bedeckten, aber sie sprach ein heißes Gebet für die Seele des Mannes, der nicht wollen konnte. Dann kehrte sie festen Schrittes zur Stadt zurück. Percy hatte richtig

geurteilt: sie hat die wenigen Stunden vollen Glückes, die sie verleben durfte, mit einem einsamen Leben bezahlt.

Frau Dora war nicht auf dem Friedhof gewesen. Als der erste leidenschaftlichste Schmerz vorüber war, verfiel sie in eine tiefe Apathie. Wol ließ sie sich am Morgen von Jane nach alter Art herrichten, aber es geschah ohne jede Theilnahme ihrerseits. Sie saß viele Stunden des Tages in Percys Zimmer und blickte schweigend vor sich hin. Die Gegenwart von Ellen war ihr entschieden unangenehm und sie machte daraus kein Geheimniß; ihren Mann duldete sie wenigstens um sich, ebenso Arwdeil, der stundenlang schweigend neben ihr saß. Der einzige Mensch, dessen Umgang ihr sichtlich wohlthat, war Florentine, und diese kam denn auch täglich, sowol weil sie Frau Dora wirklich gut war, als auch weil das zu ihrer Rolle als Percys Braut gehörte.

Der Generalkonsul bewies in dieser Zeit, daß das Gefühl, welches ihn an seine Frau knüpfte, echt und tief war. Obgleich seine neue Unternehmung ihm weit mehr zu schaffen machte, als er vorausgesehen hatte, da sich der Uebertragung der Konzession ganz unerwartete Schwierigkeiten in den Weg stellten, so blieb er doch oft selbst am Tage stundenlang und fast immer den ganzen Abend über bei seiner finster vor sich hinbrütenden Frau und war nur darauf bedacht, jeden der wenigen sich etwa bietenden Anlässe zu benutzen, um sie zu unterhalten und zu zerstreuen. Unter diesen Umständen war es ihm von doppeltem Werth, in Georg eine ebenso umsichtige als pflichttreue Vertrauensperson zu haben, und ihr Verhältniß gestaltete sich immer freundschaftlicher und vertrauter.

Ellen, die die abwehrende Haltung der Mutter mit vielen Thränen beklagte, vergingen die Tage unendlich einsam. Und doch war sie nicht unglücklich, denn die Liebe zu Georg erfüllte sie mit einer Seligkeit, die sie sich oft genug zum Vorwurf machte. Sie schloß sich mehr und mehr an seine Mutter und Frau Anrath gewann auch ihrerseits das herzige Mädchen mehr und mehr lieb. Sie besaß ja alle Eigenschaften, um ihren Georg glücklich zu machen, und wenn ihr auch jedes Verständniß für die wirthschaftlichen Seiten des Lebens, für Geld und Geldeswerth abging, so kam das bei ihrer Eigenschaft als Erbin des Generalkonsuls kaum in Frage.

Die beiden Liebenden hatten kein Wort der Verständigung miteinander gesprochen, aber es hatten sich stillschweigend gewisse Gewohnheiten gebildet. An jedem Dienstag blieb Ellen ein wenig länger bei Frau Anrath und an jedem Dienstag kam Georg ein wenig früher aus dem Geschäft. Wenn er dann die Schimmel des Generalkonsuls vor der Hausthüre seiner Mutter halten sah, klopfte ihm das Herz zum Zerspringen und er flog die drei Treppen hinauf wie ein Vogel. Oben sprachen sie dann selten von der Herbeckschen Familie oder Percy, öfter von gleichgiltigen Dingen, und doch war diese kurze Stunde von unbeschreiblichem Reiz und beide warteten die ganze Woche über sehnsuchtsvoll auf sie.

War der Dienstag der große Tag des reichsten Glückes, so waren doch auch die anderen Tage nicht ganz arm. Es hatte sich auch hier eine Art Freimaurerei ausgebildet, indem Georg zu ganz bestimmten Stunden in das Kontor trat oder aus demselben ging. Da kam es denn oft vor, daß Ellen gerade in dem-

selben Augenblicke ausfuhr oder von einer Ausfahrt zurückkehrte. Sie sprachen bei diesen Gelegenheiten nie ein Wort miteinander, aber sie grüßten sich mit Augen und Herzen und gingen dann in den nächsten Stunden glückselig einher.

Sie waren beide zu ernste Naturen, um nur dem Augenblicke zu leben, aber die Zukunft erschien ihnen keineswegs aussichtslos. Georg nahm dem Generalkonsul gegenüber in keinem Stück die Stellung ein, auf welche sonst ein junger Mann seines Alters angewiesen war, und er konnte hoffen, daß das Verhältniß mit der Zeit immer intimer werden würde. Ellen ihrerseits theilte diese Hoffnung und sie glaubte umsomehr annehmen zu dürfen, daß auch die Mutter schließlich ihre Einwilligung geben würde, da sie nur zu gut wußte, wie gleichgiltig sie derselben war.

So verging der Winter und die Stürme und Regengüsse des Vorfrühlings traten an die Stelle von Frost und Schnee. Die Eisdecke auf dem Flusse wurde grauer und grauer, die Eisbrecher brachen tiefe Rinnen in das Eis und eines Tages setzte sich die ganze Masse in Bewegung und zog langsam dem Meere zu. Dort trieben die Schollen sich noch eine Weile als Störenfriede umher, schließlich aber wurden sie wieder zu dem Wasser, aus dem sie geworden waren, und eines Tages kam erst ein Dampfer und dann ein zweiter und dritter keuchend und zischend den Strom hinauf und legte sich an den Quai. Damit war denn die Schiffahrt eröffnet und das Getriebe der Handelsstadt wieder in den rechten Gang gesetzt.

Georg war am Abend noch auf einen der Dampfer gegangen, um über die Eisverhältnisse nähere Auskunft

zu erhalten. Der Telegraph hatte nämlich gemeldet, daß unter den mehr als vierzig Dampfern, die vor dem Eise kreuzten, auch mehrere für Johann Christian Herbeck bestimmte waren, es erschien daher wünschenswerth, möglichst direkte Nachrichten zu erhalten. Als er zurückkehrte, blies ihm ein kalter Ostwind entgegen. „Ein rechtes Erkältungswetter," dachte er und hüllte sich fröstelnd fester in seinen Pelz.

Zu Hause bat ihn Frau Husar, doch gleich zu Hartwinkel zu kommen. „Herr Hartwinkel ist krank," sagte sie.

Georg legte schnell den Pelz ab und ging dann zu Hartwinkel hinüber. Der alte Herr lag, wie seine leuchtenden Augen und sein stark geröthetes Gesicht bewiesen, in heftigem Fieber, aber er war bei voller Besinnung.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie herbitten ließ," sagte er, „aber ich habe ein dringendes Verlangen nach Gesellschaft. Wenn man gesund ist, ist man glücklich, einsam sein zu können, aber Krankheit bringt ja in jeder Beziehung herunter. Wollen Sie dem Rechnung tragen und mir ein Stündchen schenken?"

„Gewiß, Herr Hartwinkel, aber dann müssen Sie mir auch gestatten, mich einwenig als Krankenpfleger zu geriren. Also zunächst: darf ich nicht nach einem Arzte schicken?"

Der Alte fuhr auf. „Nur ja nicht," schrie er. „Wofür halten Sie mich? Wer sich in meinem Alter noch von einem Arzte sagen lassen muß, was er zu thun hat, der verdient nicht gesund zu werden."

„Wolan, dann wenden Sie wenigstens die nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln an. Gestatten Sie mir,

daß ich Frau Husar rufe und Ihnen ein weniger zerrissenes Hemd reichen lasse. Erlauben Sie mir ferner, Sie mit einer Decke zuzudecken, die etwas wärmer hält als die Ihrige."

Der Alte warf einen Blick auf die klaffenden Risse in seinem nichts weniger als sauberen Hemde und auf die alte abgeschabte Decke, welche den unteren Theil seines Körpers einhüllte. „Das thut nichts," sagte er, „denn ich bin es nicht besser gewohnt, und da ich in jedem Augenblicke ein neues Hemd und eine warme Decke bezahlen könnte, so entbehre ich nichts. Mein armer Vater hatte es seinerzeit schlechter. Als er starb, war sein Hemd nicht besser als das meinige, und eine Decke hatte er, glaube ich, garnicht."

„Ihr Herr Vater war arm?"

„Ja, er hinterließ schlechterdings nichts als mich. Er war ein unpraktischer Idealist, der, statt sich um sein Geschäft zu bekümmern, vom Morgen bis zum Abend Bücher las. Hätte sein Vater Kredit genug gehabt, um Schulden hinterlassen zu können und hätte er selbst irgend etwas Namhaftes verdient, so würde er sein Geld gewiß dazu verwandt haben, diese Schulden zu bezahlen; da das alles aber nicht der Fall war, so starb er wenigstens in Lumpen und ließ sich auf Kosten der Gemeinde begraben. Aber sagen Sie doch — wann werden denn endlich die Aktien von Dubno-Lipinsk aufgelegt werden? Ich brenne natürlich darauf, meine gesammte Habe in diesem sicheren Papiere anzulegen."

Sie unterhielten sich nun noch eine Weile. Dann schickte Hartwinkel Georg fort. „Sie sind ein lieber junger Mann," erwiderte er auf dessen Anerbieten, bei ihm zu wachen, „aber was zu viel ist, ist zu viel.

Wenn Sie morgen Abend wieder auf ein Stündchen vorkommen wollen, soll es mir recht sein, aber die Nacht über dürfen Sie nicht hier bleiben. Ich bin zwar ein verhärteter Egoist, aber es würde mich trotzdem um mein bißchen Schlaf bringen, wenn ich ansehen müßte, wie Ihre jungen Augen mit ihm kämpfen."

Da der folgende Tag ein Dienstag war, so erzählte Georg seiner Mutter und Ellen von der Erkrankung Hartwinkels. „Der alte Mann ist ja nichts weniger als sympathisch," sagte er, „aber man kann es doch nicht ohne Mitleid ansehen, wie einsam und verlassen er daliegt."

Georg bemühte sich am Abend, den Alten, so gut wie er konnte, zu unterhalten, und ging auch am Morgen noch, ehe er sich ins Kontor begab, auf ein Viertelstündchen zu ihm. Er fand, daß der alte Herr sehr übel aussah und bat noch einmal, einen Arzt rufen zu dürfen, aber Hartwinkel wollte nichts davon wissen. „Wer alte Uhren noch zum Uhrmacher schickt, verschwendet nur sein Geld," sagte er, „man muß sie gehen lassen, wie sie eben gehen, und sie dann zum alten Eisen werfen."

Als Georg gegangen war, lag der Alte still da und seine Gedanken folgten dem Scheidenden. „Ein merkwürdig guter Junge," dachte er. „Was hat er davon, sich so um mich alten stacheligen Igel zu kümmern! Wie mag ihn übrigens der Andere beneiden! Hi — hi — hi."

Auf dem Stuhle neben dem Bette stand eine Glocke. Der Alte schellte und Frau Husar erschien. „Erzählen Sie mir noch einmal, was er sagte," hieß es.

„Er sagte: ‚Sagen Sie dem alten Herrn, ich wäre ganz außer mir, ihn nicht pflegen zu können.‘“

„Hi — hi — hi — es ist gut, Frau Husar, Sie können gehen — hi — hi — hi — außer sich? Ja, das glaube ich. Bis in mein Schlafzimmer dringen — meinen Geldschrank sehen — wenigstens von außen — hi—hi—hi. Ich muß ihn einmal hereinlassen — aber nein, lieber nicht, der schwarzäugige, junge Bursche ist stark, und an einem Entschluß würde es ihm nöthigenfalls auch nicht fehlen. Es ist ja im Grunde einerlei, ob dies alte Ding von selbst stehen bleibt oder ob einer es an die Wand wirft, aber ersteres ist doch sanfter.“

Der Alte richtete sich einwenig auf, stützte sich auf den Ellenbogen und blickte vor sich hin. „Sie ist lange genug gegangen,“ dachte er, „und wie oft habe ich das Ende herbeigewünscht, aber nun, da sie in jedem Augenblick still stehen kann, faßt mich doch etwas wie Angst. Wie, wenn es nicht ganz zu Ende ginge? Wenn meine Seele unsterblich wäre? Pah, was ist meine Seele? Seele ist Geist, der Geist ist aber mit dem Körper eins. Er ist nicht da, ehe der Leib des Kindes da ist und er wächst mit diesem zugleich, nimmt ab mit diesem zugleich, er muß daher auch mit ihm zugleich erlöschen. Wenn der Leib krank wird, verwirrt sich der Geist; wenn ein bestimmter Theil des Körpers verletzt wird, wird ein ebenso bestimmter Theil des Geistes gelähmt. Wie soll der Geist da etwas anderes sein, als ein Theil des Körpers, wenn auch ein unsichtbarer. Nein, ich werde nicht fortdauern, gewiß nicht. Was ich erlebt habe, habe ich erlebt, ein- für allemal. Was habe ich erlebt? Wie öde ist mein Leben gewesen! Und doch — ich habe auch gelebt! Es war doch schön, so ein

Goldstück zum anderen legen zu können und dann ein Papier zum anderen!"

Der Alte beugte sich vor, zog einen seiner Pantoffel an sich heran und entnahm ihm einen kleinen Schlüssel. Dann raffte er sich mühsam auf, hüllte sich in seinen Schlafrock und schleppte sich erst zur Thüre, die er verschloß, und dann an den einen der Geldschränke. Er öffnete ihn und fuhr mit seinen gelben, verschrumpften Händen von einem Packet Papiere zum anderen. „Meine lieben Papierchen," murmelte er halblaut, „in euch habe ich, was immer ein Menschenherz begehren kann. Hier liegt eine schöne Villa und hier ein Landgut und hier ein Marstall und hier alles, was Luxus heißt. Mit diesem Packet könnte jemand als reicher Mann im eigenen Schiff um die Erde reisen und mit jenem könnte ich einen Krankenpalast errichten. Wie würden sie vor mir kopfschlagen, wenn ich euch auf den Markt brächte, wie würden sie sich geehrt fühlen, wenn ich ihr Haus beträte! In allen Kirchen würden sie jetzt für das Leben „unseres ausgezeichneten Mitbürgers Hartwinkel" beten! Was fangen sie nicht schon alles mit Herbeck an und wie hohl ist doch seine ganze Herrlichkeit gegen die meinige. Ja, das könnte ich alles haben, aber eben deshalb entbehre ich es nicht. Mein armer Vater, der kein neues Hemd bezahlen konnte, mag schwer darunter gelitten haben, daß das seinige zerrissen war, während es mir gerade recht ist. Nein, ich wäre nicht glücklicher geworden, wenn ich dieselbe Rolle wie Herbeck gespielt hätte. Ihm ist das Gold nur Mittel zum Zweck, mir ist es Selbstzweck. Ich habe also mehr davon. Ich beneide ihn nur um eins — um die Ellen. Es muß schön sein, von einem so lieben Geschöpfchen geliebt

zu werden. Es müßte auch schön sein, von ihm gepflegt zu werden."

Frau Husar klopfte an die Thüre. Der Alte schloß die sich durchaus geräuschlos bewegende Thüre des Geldschrankes, drehte den Schlüssel der Zimmerthüre um und schlüpfte in sein Bett. Dann rief er: „Herein!"

Frau Husar trat ein. „Das gnädige Fräulein will zum Herrn," sagte sie leise. „Sie hat einen Korb in der Hand. Soll ich sie einlassen?"

„Wer ist da?" fragte der Alte.

„Das gnädige Fräulein von unten, das Fräulein vom gnädigen Herrn Generalkonsul."

Der Alte starrte Frau Husar einen Augenblick zerstreut an. Dann sagte er: „Bitten Sie das Fräulein, einzutreten."

Ellen betrat das Zimmer nicht ohne Schüchternheit. Hartwinkel war in ihren Kinderjahren oft unten gewesen, aber er war seitdem immer seltener und seltener gekommen und endlich seit Percys Rückkehr fast ganz ausgeblieben. Er war gegen Ellen immer sehr freundlich gewesen, aber sein scharfes, verneinendes Wesen hatte sie ebenso zurückgestoßen wie der Umstand, daß Hartwinkel von ihrer Mutter und von Percy geradezu gehaßt wurde. Trotzdem hatte ihr durch die Theilnahme des Geliebten noch verstärktes Mitleid jetzt über alle diese Empfindungen gesiegt.

„Darf ich eintreten?" fragte Ellen zaudernd.

„O bitte, Ihr Besuch kann mich nur erfreuen; bitte, setzen Sie sich. Sie müssen freilich vorlieb nehmen."

Ellen setzte sich auf einen der Stühle mit zerrissenem Strohsitz und blickte verwirrt vor sich nieder. „Herr Hartwinkel," sagte sie, „ich hörte, daß Sie krank

seien, und da glaubte ich — da dachte ich, daß Sie doch so sehr einsam seien, und daß ich Sie vielleicht etwas zerstreuen, Ihnen vielleicht etwas vorlesen könnte."

Der Alte blickte das junge Mädchen freundlich an. „Und was wollten Sie mir denn vorlesen?" fragte er.

„O, was Sie wollen, Herr Hartwinkel."

„Haben Sie nicht etwas mitgebracht?"

„Allerdings, aber ich weiß nicht, ob es Ihnen so recht ist. Ich dachte mir, daß Sie vielleicht, da Sie doch krank sind, etwas aus dem Neuen Testament anhören wollten, oder wenn das nicht, so vielleicht eine lustige Geschichte von Dickens."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ich danke Ihnen, meine liebe Ellen," sagte er, „aber ich lese überhaupt nicht. Eine mir einigermaßen nahestehende Person ist durch zu viel Lesen zu Grunde gegangen, daher habe ich einen Abscheu gegen alle Bücher, gegen die lustigen ebensowol wie gegen die ernsten, obgleich ich zugebe, daß erstere immerhin verständiger sein müssen."

„Nun, dann komme ich vielleicht wenigstens mit meinen Orangen besser an," sagte Ellen. „Ich hoffe, daß Sie Orangen essen dürfen?"

„Nein, nein, ich danke Ihnen auch für die Orangen, sie würden mir, fürchte ich, schmecken wie das Heu der Katze. Aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir einwenig von Ihrem Leben erzählen wollten. Es ist wol jetzt recht einsam unten? Wie?"

„Gewiß," erwiderte Ellen, „der Zustand, in dem sich Mama seit Percys Tode befindet, ist ein überaus betrübender. Mein Bruder war ihr ja, wie Sie wissen, alles."

„Ja, ja, so war es. Und Ihr Papa ist jetzt wol auch sehr in Anspruch genommen?"

„Ja, wenn auch weniger durch das Geschäft, als durch die Sorge um und für Mama."

„Es ist ein Glück, daß Ihr Papa jetzt an Herrn Anrath einen so tüchtigen Gehilfen hat. Nicht wahr?"

„O gewiß."

Ellen fühlte, wie die Blicke des Alten prüfend auf ihr ruhten und das Blut stieg ihr heiß in die Wangen. „Herr Hartwinkel," sagte sie, indem sie aufstand, „darf ich Sie nicht einwenig zudecken? Ich sehe, daß Ihre Wäsche etwas defekt ist und auch Ihre Decke scheint mir nichts weniger als warm zu sein."

„O bitte, meine liebe Ellen, lassen Sie das nur, ich bin es nicht anders gewohnt. Wollen Sie mir einen rechten Gefallen thun, so erzählen Sie mir, wie es in der Stadt hergeht oder was Ihnen sonst einfällt. Da die Vermählung von August Peters mit seiner Cousine für mich eben so wichtig ist wie die größte politische Aktion, so wird es Ihnen an einem Thema nicht fehlen. Ich bin recht müde und werde daher die Augen schließen, aber glauben Sie deshalb nicht, daß ich schlafe. Ich höre alles."

Ellen erzählte nun, was ihr eben einfiel, von Verlobungen, von einem Todesfall, von ein oder dem anderen Ereigniß, das gerade in der Stadt von sich reden machte.

Der Alte lag still in seinem Bett und hatte die Augen nur soweit offen, um Ellen noch beobachten zu können. Sie war nicht eigentlich hübsch und ein Orientale hätte mit ihr nichts anzufangen gewußt, aber ein deutscher Beobachter vergaß über dem Eindruck von

Reinheit und Güte, den das ganze Antlitz machte, daß die Stirn viel zu hoch war und daß der Mund jedes sinnlichen Reizes entbehrte. Dazu hatte sie wundervolles Haar, und aus ihren braunen Augen sprach eine Güte, die man wie physische Wärme empfand.

„Was für ein liebes Geschöpfchen," dachte Hartwinkel. „Ich glaube, sie wäre im Stande, auch an meinem Sterbebette allen Ernstes ein Gebet zu sprechen. Und sie hat nicht einen Zug von der Familie im Gesicht, weder von ihm noch von ihr. Wenn der Anrath sie einmal heirathen sollte, könnte es wirklich eine gute Race Kinder geben, und ich bin überzeugt, daß der Junge sie auch noch wird besitzen wollen, wenn sie einmal nichts haben wird. Glück hat er doch, der Herbeck, und um dieses Mädchens willen könnte es mir fast leid thun, daß ihn seine Herrschsucht und sein Weib rettungslos ins Verderben reißen werden."

Ellen war mit ihrem Vorrath an Nachrichten zu Ende und suchte vergeblich, sich auf noch etwas zu besinnen, das den alten Herrn möglicherweise interessiren konnte. Hartwinkel schlug die Augen auf. „Ich danke Ihnen herzlich, meine liebe Ellen," sagte er, „aber gehen Sie jetzt. Ich bin doch sehr müde und will schlafen. Wenn Sie morgen wieder kämen, würde ich mich sehr freuen."

Als Ellen die Treppe hinabstieg, begegnete sie Florentine. „Wo kommst du her?" fragte diese, und Ellen erzählte ihr, wo sie gewesen war.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Als Georg am folgenden Tage von der Börse zurückkam, mußte er sofort in das Privatzimmer des Generalkonsuls. Sobald er eingetreten war, ergriff der Generalkonsul ein auf dem Tische liegendes Telegramm und reichte es Georg. „Was bedeutet das?“ fragte er.

Das Telegramm kam von Robertson und lautete: „Wolf, Stern & Co. geben Dubno-Lipinsk zu 75 ab. Wie hängt das zusammen?“

„Das ist ein Börsenmanöver!“ rief Georg, „es kann nichts anderes sein. Jean Leroy wird doch nicht“— er sprach den Satz nicht aus.

„Ich halte es für unmöglich. Wir haben ihnen die drei Millionen nur unter der Bedingung zu 70 gegeben, daß sie den Kurs von 95 festhalten, und sie sind gut. Da sie uns auch als gut kennen, so läßt sich schlechterdings nicht denken, was sie veranlaßt haben sollte, ihr Versprechen nicht zu halten. Nicht wahr?“

„Ohne Zweifel. Es handelt sich um ein Börsenmanöver. Wenn Robertson alles, was am Markt ist,

behält, wird der Spaß Wolf, Stern & Co. theuer zu stehen kommen."

Der Generalkonsul lächelte. „Ich hätte ihnen ein so plumpes Manöver gar nicht zugetraut," sagte er.

Er ergriff ein Formular und schrieb: „Reines Börsenmanöver. Erstaunlich ungeschickt. Johann Christian Herbeck."

Der Generalkonsul übergab das Papier Georg und setzte sich dann wieder an seine Arbeit. Aber so sicher er auch seiner Sache zu sein glaubte, so war er doch unruhiger, als er sich selbst gestehen mochte. Bisher war alles gut gegangen, sollte der Wein jetzt noch verschüttet werden, da er den Becher an die Lippen setzte? Es durfte, es konnte nicht sein.

Und doch steigerte sich seine Unruhe, als am folgenden Tage ein neues Telegramm einlief: „Gestern alles behalten, heute wieder große Summe am Markt. Sind Sie Ihrer Sache ganz sicher? Wenn ja, kaufe ich wieder alles. Robertson."

„Es kann nur ein Börsenmanöver sein," sagte der Generalkonsul zu Georg, „aber reisen Sie jedenfalls mit dem heutigen Abendzuge nach Petersburg. Wir müssen der Sache auf den Grund kommen. Jean Leroy kann nicht weiter verkauft haben. Telegraphiren Sie an Robertson: „Unserer Sache ganz sicher, alles kaufen."

Damit stand der Generalkonsul auf und begab sich zu seiner Frau. Er fand sie heute zum ersten Male etwas zugänglicher als gewöhnlich. Sie hatte sich von Florentine die englischen illustrirten Zeitungen bringen lassen und blätterte nun in ihnen. Der Generalkonsul nahm neben ihr Platz und sagte, indem er auf den

Sonnenstrahl wies, der in breitem Streifen ins Zimmer fiel: „Der Frühling macht endlich Ernst und im Garten blühen Veilchen und Krokus. Wenn es Dir recht ist, Dora, so ziehen wir in der nächsten Woche aufs Land."

Frau Dora überschattete ihr Gesicht mit der Hand. „Aufs Land?" fragte sie zerstreut. „Ja, ja," fügte sie dann hinzu, „es ist mir ganz recht. Nur fort von hier."

„Nicht wahr?" rief Florentine und ergriff Frau Doras Hand. „Sie sollten mit Ihrem Herrn Gemahl und Ellen auf Reisen gehen. Das würde Sie zerstreuen und aufheitern."

„Was meinst Du dazu, Dora?" fragte der Generalkonsul freundlich. „Ich könnte Dich jetzt freilich nicht begleiten."

Frau Dora schüttelte den Kopf. „Vielleicht später," erwiderte sie. „Jetzt fühle ich mich noch zu angegriffen."

Florentine hielt das Thema fest und schilderte in lebhaften Worten, wie sehr die Betrachtung der Kunstschätze Italiens geeignet sei, ein gebrochenes Gemüth wieder aufzurichten. Sie sprach nicht ohne eigennützige Hintergedanken, sie hoffte, Frau Dora würde sie mitnehmen.

Der Generalkonsul hörte ihr eine Weile zu. Dann fragte er Ellen, ob sie ihn begleiten wolle. „Ich fahre aufs Höfchen," sagte er.

Ellen erklärte sich bereit und bald saßen Beide im Wagen. Sie fuhren erst zu der Stelle des Quais, an welcher mehrere Dampfer für Johann Christian Herbeck Schienen löschten und schlugen dann die Richtung zur Brücke ein.

„Siehst Du, Ellen," sagte der Generalkonsul, „diese Schienen werden nun bald gelegt werden und mit ihrer Hilfe wird der Damm entstehen, der die übrigen tragen wird, bis der eiserne Strang zwei wichtige Knotenpunkte verbindet. Auf ihnen werden dann endlose Züge das Getreide, das im Lande der südrussischen Steppen wuchs, und das Holz, welches von den Wäldern Lithauens und Polens gewonnen wurde, den Schiffen zuführen, die es nach England und Belgien bringen. Viele Tausende von Menschen werden dadurch reichlichen Verdienst finden, den Ackerbauern hier, den Fabrikarbeitern dort wird geholfen werden. Das alles würde nicht geschehen ohne meine Einsicht und Energie. Das ist ein erhebender Gedanke."

Ellen drückte dem Vater zärtlich die Hand. „Gewiß, Papachen," sagte sie, „gewiß."

„Ich will nicht leugnen," fuhr der Generalkonsul fort, „daß mich auch ein selbstsüchtiges Motiv leitet. Es giebt für einen thatkräftigen Mann keine größere Lust als zu wissen, daß Viele sich nach seinem Willen richten, als seine Werkzeuge thätig sind. Auf meinen Wink werden jetzt Tausende zusammenströmen, werden englische Arbeiter am Schmelzofen und Amboß stehen, werden große Dampfer das Meer durchfurchen, werden die Bauern Weißrußlands die fleißigen Spaten schwingen. Fabrikanten, Kaufleute, Techniker, eine Welt von Menschen wird ausführen, was ich ersonnen. O das ist schön, Ellen! Das rothe Gold ist an sich werthlos, aber als Schlüssel zu Einfluß und Macht wirft es einen Schein, der das Herz des Besitzers höher schlagen macht."

Sie schwiegen eine Weile. Dann fragte Ellen: „Sind diese Unternehmungen sehr gewinnbringend?"

„Ja, Ellen, und sie müssen es um so mehr sein, je länger man in diesem Zweige thätig ist, je mehr man sich Techniker und sonstige Hilfskräfte herangezogen hat, je genauer man mit allen Bezugsquellen bekannt geworden ist. Ich betrachte Dubno-Lipinsk nur als Steigbügel, von dem aus ich mich in den Sattel schwingen will. Der eigentliche Ritt soll erst später beginnen. Ach, daß ich einen Sohn hätte, der mir zur Seite stehen, das von mir Begonnene später fortführen könnte!"

Ellen schwieg, aber sie streichelte mitleidig die Hand des Vaters, die sie in der Linken hielt.

„Ich hatte ja seinen Namen längst in meinem Hauptbuch ausgestrichen," fuhr der Generalkonsul fort, „aber als er todt war, da wachte doch die Erinnerung an die Zeit wieder auf, in der ich ihn noch voll Jubel auf meinen Armen hielt."

„Papa," sagte Ellen innig, „wenn Gott Percy am Leben gelassen hätte, so wäre er gewiß ein anderer geworden. Die Liebe zu Fanny war echt und sie hätte ihm den Antrieb gegeben, nach dem er selbst oft heißes Verlangen trug."

Der Mund des Generalkonsuls verzog sich verächtlich. „Bleibe bei Deinem Glauben, Kind," erwiderte er, „aber nach dem, was mir Deine Mutter sagte, kann ich an diese Liebe nicht glauben."

„Was war es, Papa, kannst Du es mir nicht sagen?"

„Nein, Kind, aber es muß doch arg gewesen sein, wenn es selbst Deine Mutter antrieb, ihrem Liebling zum ersten Mal ein energisches ‚Nein' entgegenzusetzen.

Du weißt ja selbst, wie ihre übergroße Liebe nicht wenig dazu beitrug, ihn zu verderben."

„Papa, konntest Du dem nicht wehren?"

„Nein, Ellen. Ich habe Deiner Mutter gegenüber keinen Willen. Du wirst nie erfahren, warum dem so ist. Nie. Nur das Eine magst Du wissen, ich habe ihr eine Schuld abzutragen, die so groß ist, daß auch die schwersten Opfer meinerseits, daß die Reichthümer Englands sie nie decken könnten. Sie weiß nichts davon, aber mich wird das Gefühl dieser Schuld nie verlassen."

Sie schwiegen eine Weile. Dann sagte Ellen: „Nichts beweist mir mehr, daß Percy wirklich im Begriff war, ein anderer zu werden, als die Achtung, mit der er von Dir sprach." Und Ellen wiederholte Percys Worte.

„Sagte er das wirklich?" rief der Generalkonsul. „O, daß er mir früher diese Achtung bezeigt hätte, daß ich hätte an seine Sinnesänderung glauben können! Es wäre alles anders gekommen!"

Sie hielten vor der Villa. Der Gärtner kam ihnen entgegen und sie ertheilten, während sie im Garten auf und nieder gingen, ihre Befehle. Die Sonne schien warm, im Park steckten die Veilchen die Köpfchen aus dem Rasen, im Garten blühten Krokus und Narzisse.

Als sie wieder im Wagen saßen, sagte der Generalkonsul: „Es freut mich, daß Du Dich des alten Hartwinkel so annimmst und ich danke Dir dafür. Er ist Deines Lobes voll."

„Warst Du bei ihm?"

„Ja. Er scheint recht krank zu sein, aber er

weigert sich in seiner eigensinnigen Weise, einen Arzt zu nehmen."

* * *

Als Ellen sich eben verabschiedet hatte, um sich dem Vater anzuschließen, fuhr Florentine auf, als wenn sie ihr nacheilen wollte, setzte sich aber wieder.

„Was wollten Sie, Florentine?" fragte Frau Dora, welche die Bewegung bemerkt hatte.

„Ach, es war nichts, ich wollte nur fragen, wie es Hartwinkel geht."

„Warum? Ist er krank?"

„Ja, er soll recht krank sein."

„Und wie soll Ellen nähere Auskunft ertheilen können?"

„Ich begegnete ihr vor ein paar Tagen, als sie von ihm kam. Sie erzählte mir, daß sie den Alten pflege."

„Wie?" rief Frau Dora mit ihrer alten Heftigkeit, „Ellen pflegt unseren Feind?"

„Aber ich bitte Sie, liebe Frau Dora, Sie können doch den alten Mann unmöglich Ihrer Feindschaft würdigen?"

„Doch, doch," rief Frau Dora. „Er ist mein Feind und er war meines Percy Feind. O, ich kann Ihnen nicht sagen, Florentine, wie sehr ich diesen Mann hasse. Wir waren kaum verlobt, als er, der bei meinem Onkel Kassirer gewesen war, sich mir wie ein Gleichgestellter, nein, wie ein zur Familie Gehöriger, näherte. Ich wies seine Unverschämtheit in einer Weise zurück, die jeden anderen für alle Zeit abgeschreckt haben würde. Er aber that nicht nur, als ob nichts vorgefallen wäre, nein, er wagte es sogar mich zum Gegenstand seines kaum verdeckten Spottes

zu machen. Ich beklagte mich bei Herbeck, aber dieser erklärte mir rund heraus, Hartwinkel sei sein Freund und ich müsse mich wohl oder übel mit ihm abfinden. Seitdem kam dieses abscheuliche Geschöpf, dieses freche Ungethüm, diese schmutzige Bestie, so oft er wollte, in unser Haus, war frech gegen mich, roh gegen Herbeck, unverschämt gegen meinen Percy, der ihn seinerseits von klein auf nicht leiden konnte, und doch gelang es mir nicht, ihn aus unserem Hause zu verdrängen. Und nun pflegt Ellen dieses Unsal! Aber er ist ja mein Feind, er war meines Percy Feind, — Grund genug für Ellen, sich ihm zu nähern."

„Sie folgt wol mehr ihrer übergroßen Herzensgüte, als irgend einer anderen Erwägung."

Frau Dora stampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden. „Vertheidigen Sie sie nicht, Florentine," rief sie zornig. „Aber ich sehe, ich muß mich zusammennehmen und die Augen wieder aufmachen, sonst geht ja alles darunter und darüber."

„Frau Dora," sagte Florentine, „würden Sie etwas dagegen haben, wenn einmal aus dem jungen Anrath und Ellen ein Paar würde?"

Frau Dora fuhr erst zurück und beugte sich dann weit vor. „Wie kommen Sie darauf, Florentine, um des Himmels willen, wie kommen Sie darauf?"

„Erschrecken Sie nicht, liebe Frau Dora, es ist gewiß nichts vorgefallen, aber es fiel mir auf, daß Ellen jetzt so oft seine Mutter besucht und ich dachte mir, es würde Ihnen lieb sein, darum zu wissen. Man kann ein unerwünschtes Verhältniß natürlich im Keime viel eher ersticken als später."

„Gewiß, gewiß, Florentine, Sie haben ganz recht gethan. So, so, nun wir werden ja sehen."

Frau Dora blickte mit gerunzelter Stirn finster zu Boden. Florentine, die keineswegs infolge irgend welcher Erwägungen gesprochen hatte, sondern nur weil ihr ihre Beobachtung eben gerade durch den Kopf gegangen war, bedauerte ihre Aeußerung jetzt nicht wenig und war lebhaft bemüht, sie abzuschwächen, aber Frau Dora blieb in ihrem finsteren Brüten und Florentine mußte sie in dem peinlichen Gefühl verlassen, Frau Dora und Ellen, die sie in ihrer Weise doch liebte, einen schlechten Dienst erwiesen zu haben.

Frau Dora zog sich, sobald sie allein war, in ihr Boudoir zurück. Sie war ganz außer sich bei dem Gedanken, daß Ellen nur dem Triebe ihres Herzens sollte folgen können, während sie ihren Percy um den Preis seines Lebens verhindert hatte, ein Gleiches zu thun. „Nein," murmelte sie langsam, „und tausendmal nein. Ich habe mein Theuerstes hergegeben, um eine Mesalliance in meiner Familie zu verhindern und ich werde auch jetzt lieber mein letztes Kind opfern, ehe ich ihm gestatte, eine dienende Person zu heirathen. Das Leben kann mich brechen, aber nicht beugen. Ich kann zu Grunde gehen, aber ich werde bis zuletzt mir und meinem Hause die uns gebührende Stellung in der Gesellschaft bewahren. Aber sehen wir erst, wie die Dinge liegen."

Frau Dora schellte. „Jane," sagte sie dann, „schicke sofort hinunter und laß Marholt sagen, daß ich ihn sprechen will. Dann nimmst Du im grünen Zimmer Platz. Sollten der gnädige Herr und das gnädige

Fräulein zu mir wollen, so sagst Du, ich hätte Kopfweh und ließe bitten, mich nicht zu stören."

Marholt war von Kindheit auf an die äußerste Selbstbeherrschung gewöhnt, aber es wurde ihm doch schwer, seine Freude zu verbergen, als er Frau Doras Aufforderung erhielt. War doch seit mehreren Tagen sein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet gewesen, auf irgend welche Weise zu Frau Dora gelangen zu können. In wenigen Minuten stand er vor ihr.

„Herr Marholt," sagte Frau Dora hart und trocken, „ich wünsche von Ihnen zu wissen, ob eine Annäherung zwischen meiner Tochter und Herrn Anrath stattgefunden hat."

Die Frage kam so unerwartet, und die Fragestellung widersprach so ganz Frau Doras Gewohnheiten, daß Marholt verwirrt die Augen zu Boden schlug. „Wie meinen Sie das?" stotterte er.

„Machen Sie keine Umstände. Sie verstehen mich sehr gut. Ja oder nein?"

Marholt hatte sich gefaßt. „Ja," erwiderte er.

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus dem in der letzten Zeit so überaus intim gewordenen Verkehr des gnädigen Fräulein mit Anraths Mutter; aus der Thatsache, daß das gnädige Fräulein dort oft mit ihm zusammentrifft; aus dem Umstand endlich, daß Beide jetzt abwechselnd den alten Hartwinkel pflegen. Ich werde von letzterem nicht zugelassen."

„Es ist gut. Sie können gehen."

Marholt fuhr zurück. Sein Stolz bäumte sich dagegen auf, sich so behandeln zu lassen, aber auf der anderen Seite verhieß das entschlossene, ja brutale

Auftreten der Dame das Beste. Er verbeugte sich und ging.

„Deine Stunde hat geschlagen, Anrath," dachte er, als er sich wieder ins Kontor begab, „und bist Du erst aus dem Hause, so wird auch die meinige schlagen."

Frau Dora suchte Jane auf. „Sobald der gnädige Herr zurück ist, sagte sie, „bitte ihn, sofort zu mir zu kommen."

Als der Generalkonsul das Zimmer seiner Frau betrat, erhob sie sich und ging ihm entgegen. „Herbeck," sagte sie kurz, „Anrath muß sofort aus dem Geschäft und aus dem Hause."

Der Generalkonsul fuhr zurück. „Warum?" fragte er.

„Er hat es gewagt, mit Ellen ein Liebesverhältniß anzuknüpfen."

„Das ist nicht wahr, Dora, das ist gewiß nicht wahr."

„Es ist wahr. Ich bürge Dir dafür. Aber überzeuge Dich selbst."

Frau Dora öffnete die Thüre und schickte Jane nach Ellen. „Ellen," sagte sie, als diese eintrat, „liebst Du Anrath oder nicht? Sprich, antworte auf der Stelle."

Ellen war bis in den Tod erschreckt. Sie starrte die Mutter einen Augenblick sprachlos an, dann flüchtete sie sich an die Brust des Vaters.

„Mach keine unnütze Scene," rief Frau Dora, „sondern gib der Wahrheit die Ehre. Ich, Deine Mutter, frage Dich, liebst Du Anrath oder nicht? Antworte. Hörst Du? Du sollst antworten!"

„Erlaube," sagte der Generalkonsul und hielt seine Hand wie zum Schutze der Tochter der Frau entgegen. „Du hast Deine Frage falsch gestellt. Nicht darum handelt es sich, ob Ellen Herrn Anrath liebt, sondern darum, ob sie ein Liebesverhältniß mit ihm unterhalten hat. Rede, mein Kind, sage Deiner Mutter, daß weder Dir noch ihm der Vorwurf gemacht werden darf, ein solches Verhältniß ohne unser Wissen unterhalten zu haben. Irre ich mich?"

Ellen schluchzte laut. „Nein," rief sie, „nein."

„Siehst Du wol," rief der Generalkonsul, zu seiner Frau gewandt.

Frau Doras Blick ruhte finster auf den Beiden. „Das sind Spiegelfechtereien," sagte sie. „Was kommt es darauf an, ob ihr Verhältniß ein mehr oder weniger ausgesprochenes war. Frage sie, ob sie ihn liebt oder nicht?"

Der Generalkonsul küßte seine Tochter auf den Scheitel. „Meine liebe Ellen," sagte er, „ich glaube, es wäre gut, wenn Du uns jetzt allein ließest."

Der Generalkonsul führte Ellen, indem er sie fest umschlungen hielt, in das Nebenzimmer, küßte sie dort noch einmal und kehrte dann zu seiner Frau zurück, die ihn nach wie vor in der Mitte des Zimmers erwartete. Beider Augen suchten sich und hafteten fest auf einander.

„Ich wundere mich nicht, daß Ellen Herrn Anrath lieb gewonnen hat," begann der Generalkonsul, „und ich bedaure es auch nicht. Ich habe an dem ebenso liebenswürdigen als tüchtigen Manne einen trefflichen Gehilfen gefunden und ich zweifele nicht daran, daß wir auch einen trefflichen Sohn in ihm finden werden."

„Das wird nie geschehen," erwiderte Frau Dora. „Ich habe meinen Percy lieber in den Tod getrieben, ehe ich duldete, daß er ein Mädchen heirathete, das sich sein Brot durch Unterricht erwarb und ich werde eher selbst sterben, ehe ich dulde, daß meine Tochter einen Kommis heirathet. Unterbrich mich nicht, laß mich zu Ende reden. Ich weiß sehr wohl, daß Du trotzdem die Heirath zugeben kannst. Gut, aber höre meinen wohlerwogenen Entschluß. Ich habe geduldet, daß Du viele Jahre lang ein mir unerträgliches Geschöpf in meinem Hause ein- und ausgehen ließest; ich habe ertragen, daß Du meinen armen Sohn sein Leben lang erst mit Abneigung, dann mit offener Verachtung behandeltest. Es wurde mir schwer, das zu ertragen und meine Liebe zu Dir litt darunter, aber ich konnte es, denn es verletzte meine Ehre nicht. Jetzt aber handelt es sich um diese. Wenn Du nicht noch heute Abend Anrath entläßt, so verlasse ich noch in dieser Nacht Dein Haus. Wähle zwischen mir und dem Kinde, das ich Dir geboren habe. Du kennst mich hinreichend, Herbeck, um zu wissen, daß ich meinen Entschluß ausführen werde. Wähle."

Damit wandte Frau Dora sich um und ging in ihr Schlafzimmer, dessen Thüre sie hinter sich verriegelte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Herbeck blickte seiner Frau lange nach, dann wandte er sich um und begab sich in sein Arbeitszimmer. Sein herrisches, stolzes Temperament war empört über den Zwang, der ihm angethan werden sollte, seine Liebe zu Ellen, sein Gerechtigkeitsgefühl, seine Klugheit lehnten sich auf gegen das Verlangen, das seine Frau an ihn gestellt hatte. Frau Dora behauptete, seinetwegen viel Schweres ertragen zu haben. Das mochte sein, aber war es ihm denn anders ergangen? Hatte er nicht ruhig ansehen müssen, wie sie ihm den einzigen Sohn, den Erben, verdarb? Wie sie ihrerseits Ellen mit unverhehlter Abneigung in allem zurückstellte? Sollte er jetzt zulassen, daß Ellen auf ihren Lebenswunsch Verzicht leisten mußte, nur um eines thörichten fremdländischen Vorurtheils willen? Sollte er aus gleichem Grunde Anrath aus seinem Hause stoßen wie einen Missethäter, ihn, den er so lieb gewonnen, an dem er einen so trefflichen Mitarbeiter gefunden hatte? Sollte er sich endlich das alles abringen lassen, nicht durch die sanften

Bitten seines Weibes, sondern durch eine kurze harte Drohung?

Der Gedanke war so unerträglich, daß Herbeck emporschnellte wie eine Feder und in ruheloser Hast das Zimmer durchmaß. „Wenn sie mich noch liebte, wie früher," dachte er, „so hätte sie diese Forderung nicht stellen, sie wenigstens nicht in solcher Weise stellen können. Ja, wenn sie mich noch liebte! Habe ich denn nicht schon lange gefühlt, wie die Liebe, die sie in den ersten Jahren unserer Ehe für mich empfand, mehr und mehr erkaltete? Und doch habe ich, um sie zu besitzen, mein ganzes Lebensglück zerstört. Ja — mein ganzes Lebensglück! Hat mich das Gefühl meiner Schuld je auch nur für einen Augenblick verlassen? Hat es sich nicht mit kaltem Grinsen zwischen mich und sie gestellt, als ich sie im bräutlichen Schmucke umarmen wollte? Hat mich sein starrer Blick aus hohlen Augen nicht fortgeschreckt, wenn ich mit meinen Kleinen spielte? Hörte ich nicht sein boshaftes Kichern, wenn die anderen beim reichen Mahle mein Glück priesen? Habe ich nicht um seinetwillen dulden müssen, daß ein unsinniger Luxus das mühsam Erworbene immer wieder in alle Winde zerstreute! Habe ich nicht um dieser Schuld willen ruhig ansehen müssen, wie eine thörichte Mutterliebe meinen Sohn zu einem haltlosen Wüstling machte? Alle die Arbeit, alle die Unruhe und Angst haben jene unselige Stunde nicht wieder gut gemacht und sie, um derentwillen ich damals der Versuchung unterlag, will mich jetzt verlassen, wenn ich nicht mein letztes Glück zerstöre."

Es klopfte an die Thüre. Der Generalkonsul wollte: „Herein!" rufen, aber er brachte keinen Ton

hervor. Erst als zum zweiten Male geklopft wurde, fand er die Stimme wieder.

Es waren Marholt und Hans, der die Lampe, die er gereinigt hatte, hereinbrachte. „Herr Generalkonsul," sagte Marholt, „es kam soeben dieses Telegramm."

Der Generalkonsul öffnete das Telegramm. Es lautete: „Ihre Anfrage nicht verstanden. Wir bitten, sie deutlicher zu wiederholen. Jean Leroy."

Der Generalkonsul erbebte. „Sie haben mich betrogen," dachte er und ein furchtbarer Zorn stieg in ihm auf.

Hans wollte unterdessen die Lampe auf den Tisch stellen, verfuhr aber, weil er auf den Generalkonsul blickte, so ungeschickt, daß er mit dem Aermel ein auf Elfenbein gemaltes Bildchen von Frau Dora herabwarf. Der Generalkonsul fuhr auf ihn zu und schlug ihm mit der flachen Hand ins Gesicht. „Wirst Du wol vorsichtiger sein!" schrie er.

Hans wurde kreidebleich und maß seinen Herrn mit funkelnden Augen, aber er hielt an sich und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

„Kann ich Ihnen noch irgendwie dienen, Herr Generalkonsul?" fragte Marholt.

„Nein, ich danke Ihnen."

Marholt verließ das Zimmer. Als er Hans eingeholt hatte, blieb er stehen. „Das ist der Lohn für langjährige Dienste," sagte er.

Hans schüttelte drohend die geballte Faust gegen den Generalkonsul hin. „Du sollst mir diesen Schlag theuer bezahlen," knirschte er.

Herbeck nahm unterdessen seine Wanderung wieder

auf. Er schämte sich seiner rohen That und er fuhr mit der Hand über den Aermel, als ob er sie reinigen müsse. Er dachte dabei nicht an Hans, sondern an sich. Den Diener glaubte er, der die unteren Volksklassen noch mehr verachtete als die oberen, mit einem Schmerzensgeld abfinden zu können, aber die Vorstellung, daß er sich hatte hinreißen lassen, zuzuschlagen wie ein roher Landjunker, war widerwärtig.

War Herbeck schon bisher halb und halb entschlossen, nachzugeben, so mußte die Nachricht, die er eben empfangen hatte, jedem Zaudern ein Ende machen. Hatte Jean Leroy, offenbar selbst aus Noth, die Aktien weiter gegeben, ohne ihn davon zu unterrichten, so waren große Summen verloren. Dann konnten nur seine persönliche Energie, sein persönlicher Kredit verhindern, daß Robertsons Hintermänner stutzig wurden, weitere Einzahlungen verweigerten und das ganze Unternehmen zusammenbrach. Damit aber stand seine ganze Habe, Frau Doras ganzes Vermögen auf dem Spiel. Dem Generalkonsul flog der Gedanke durch den Kopf, sich an Hartwinkel zu wenden, aber er verwarf ihn sofort. „Nein," sagte er, „er würde es doch nicht thun. Spießgesellen lieben sich nicht, sie hassen sich. Und das ist gut so. Was würde sonst aus den ehrlichen Leuten werden? Nein, das Unerträgliche muß ertragen, der bittere Trank, den die Schuld einschenkte, bis auf die Neige geleert werden. Arme Ellen! Armer Anrath!"

Herbeck schellte. „Bitten Sie Herrn Anrath, womöglich sofort zu mir zu kommen," befahl er.

Nach ein paar Augenblicken trat Georg ein. „Ist eine Antwort von Jean Leroy da?" fragte er.

„Ja, eine ausweichende. Ich fürchte, daß sie mich verrathen haben. Aber einerlei — es war nicht das, was ich mit Ihnen besprechen wollte. Bitte, setzen Sie sich."

Georg erschrak. „Was sollte diese Einleitung?"

„Herr Anrath," begann der Generalkonsul, „Sie wissen, daß ich Sie hochschätze und Ihnen unbedingt vertraue. Eben deshalb richte ich offen die Frage an Sie: lieben Sie meine Tochter?"

Georg war sehr bleich geworden. „Ja," sagte er.

„Wohl. Man hat mir das gesagt. Ich meinestheils würde niemand lieber meinen Sohn nennen als Sie, aber Ellens Mutter will nichts davon wissen. Sie werden nach den Motiven fragen, die meine Frau leiten. Sie hat keine angegeben, aber sie hat sich so energisch ausgesprochen, daß ich jede Hoffnung aufgeben muß, sie umstimmen zu können. Sie werden einsehen, daß Sie unter diesen Umständen nicht in unserem Geschäft bleiben können. Ich werde natürlich alles thun, um Sie anderweitig möglichst glänzend zu placiren und ich werde Sie sehr vermissen, Herr Anrath, sehr. Gedenken Sie meiner nicht mit Groll. Ich habe meiner Frau gegenüber keinen Willen, ich darf ihr gegenüber keinen haben."

„Herr Generalkonsul," erwiderte Georg mit bebenden Lippen, „es liegt mir fern, von Ihrer Tochter zu verlangen, daß sie mir gegen den Willen der Mutter die Hand reicht, aber es liegt mir ebenso fern, deshalb auf diese Hand zu verzichten. Wir sind jung, Herr Generalkonsul, und wir können warten. Es wird mir gelingen, die Vorurtheile Ihrer Frau Gemahlin zu entwaffnen, und auch sie wird mir dann ihre Tochter

nicht verweigern. Ich verlasse natürlich sofort Ihr Geschäft und Ihr Haus, aber ich richte zwei Bitten an Sie, die Sie mir nicht abschlagen werden. Sagen Sie Ihrer Tochter, daß die Verhältnisse uns wol trennen, aber daß sie nimmermehr an der Festigkeit der Gefühle rütteln können, die ich für sie empfinde und lassen Sie mich heute noch für Sie nach Petersburg reisen."

Beide erhoben sich. Als sie sich die Hand schüttelten, schimmerte in Beider Augen eine Thräne. Dann schieden sie, ohne noch ein Wort zu wechseln.

Herbeck sank für einen Augenblick erschöpft in seinen Stuhl. Dann richtete er sich auf und ging mit festen Schritten zu Ellen hinüber. Er führte die Tochter in sein Zimmer und ließ die bitterlich Weinende, nachdem sie auf dem Sopha Platz genommen hatten, ihr Haupt an seiner Brust bergen.

„Mein liebes Kind," begann er, „ich sagte Dir heute Vormittag, daß ich Deiner Mutter gegenüber nicht frei dastehe, daß ich ihr gegenüber in einer Schuld bin, die ich nie und unter keinen Umständen abtragen kann. Erinnerst Du Dich dessen?"

Ellen nickte und Herbeck fuhr fort: „Deine Mutter sagte mir heute, daß sie unter keinen Umständen in eine Verbindung mit Anrath willigen würde. Mehr als das, sie erklärte mir rund heraus, daß, wenn Anrath nicht noch heute aus dem Geschäft entlassen würde, sie mein Haus noch in dieser Nacht verlassen müsse."

Ellen fuhr auf. „Vater," rief sie, „was habe ich gethan, daß Mama mich so behandelt? Warum hat sie mich von Kindheit auf zurückgesetzt und unfreundlich

behandelt, warum thut sie, als ob mir jede Schlechtigkeit zuzutrauen wäre? Was hat Anrath gethan, daß sie es wagen kann, seiner Werbung so zu begegnen?"

Herbeck zog die Erregte sanft an sich „Meine liebe Ellen," sagte er, „ich weiß es nicht, aber höre mich weiter. Selbst wenn ich alles, was einst geschehen ist, vergessen wollte, so könnte ich jetzt doch nicht zulassen, daß Deine Mutter sich von mir trennt. Urtheile selbst. Von den vierundzwanzig Millionen in Aktien von Dubno-Lipinsk hatte ich noch sechs Millionen zu begeben. Das mir befreundete Handelshaus Jean Leroy in Antwerpen nahm mir drei Millionen ab. Es erhielt sie zu 70, während Robertson seine Aktien mit 85 nahm und sie zu 95 auflegte. Diesen Kurs zu halten, hatten sich auch die Antwerpener verpflichtet. Trotzdem wurden in Petersburg Aktien zu 75 auf den Markt gebracht.

„Robertson fragte an, wie das zusammenhänge, und ich telegraphirte ihm, daß nur ein Börsenmanöver zu Grunde liegen könne. Infolge dessen kaufte er alles, was am Platze war, auf. Dasselbe wiederholte sich ohne Zweifel heute. Auf meine Anfrage bei Jean Leroy erhielt ich eine ausweichende Antwort, aber ich bin jetzt überzeugt, daß sie ihr Versprechen nicht gehalten haben. Das kann aber nur geschehen sein, weil sie selbst nicht feststehen. Du siehst – alles ist ins Schwanken gerathen. Große Verluste sind in sicherer Aussicht, aber noch kann alles gut werden, wenn mein Personalkredit intakt bleibt. Verläßt mich jetzt Deine Mutter, so bricht alles zusammen und ein großer Bankrott verschlingt unsere gesammte Habe. Ich scheue ihn nicht um meinetwillen, Ellen — ich würde mich schon wieder aufraffen — auch nicht um Deinetwillen —

Du würdest ihn ertragen — wol aber scheue ich ihn um Deiner Mutter willen. Sie darf nicht um ihr Vermögen kommen, sie darf nicht arm werden. Ich opfere ihr mein Selbstgefühl — Ellen, opfere Du ihr Deine Liebe. Sie sei, wie sie sei, sie ist mein Weib und Deine Mutter."

„Wohl," erwiderte Ellen, indem sie sich aufrichtete und den Vater voll ansah, „ich sehe ein, daß Du nicht anders handeln kannst, ich nicht anders handeln darf. Aber ich gebe Anrath deshalb nicht auf. Ich werde ihn meiden, aber sein Bild wird deshalb nicht aus meinem Herzen schwinden, und ich werde nicht ruhen, ehe Mama ihre Einwilligung gegeben hat."

„Recht so, mein Kind," sagte der Generalkonsul, und ein flüchtiges Lächeln flog über seine Lippen. „Anrath denkt ebenso."

Er erzählte nun der Tochter, was Georg gesagt hatte und diese Worte erfüllten Ellen trotz alles Wehes mit einer wunderbaren Zuversicht.

„Es wird noch alles gut werden," sagte sie, und lächelte dem Vater unter Thränen zu. „O, ganz gewiß."

* * *

Als Georg das Zimmer Herbecks verließ, war er wie betäubt. Nie vorher war er seiner Hoffnungen so froh geworden wie gerade in den letzten Tagen, die Mittheilungen des Generalkonsuls hatten ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Er zweifelte keinen Augenblick an Ellen, aber das Glück, das ihm eben noch in greifbarer Nähe vorschwebte, war nun in weite Ferne gerückt.

Georg eilte seine Mutter aufzusuchen, und schüttete ihr sein volles Herz aus. Frau Anrath war mehr

empört als betrübt. „Die thörichte und hochmüthige Frau," rief sie, „sie will Dich nicht, weil Du nicht reich bist. Aber sie soll sich vorsehen! Es gibt eine Gerechtigkeit im Himmel, und irre ich nicht, so ist der Gott, der die Hochmüthigen erniedrigt und die Demüthigen erhöht, eben im Begriff, sie seine schwere Hand fühlen zu lassen."

„Mutter," rief Georg, „ich bitte Dich, sprich nicht so."

„Nein, nein, Georg," erwiderte die Mutter, „was wahr ist, muß wahr bleiben. Sieh mich nicht so an, ich billige Dein Verfahren und ich bin stolz darauf, aber Du mußt mir erlauben, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Jetzt bist Du ihr zu gering, aber es könnte die Zeit kommen, und vielleicht ist sie schon vor der Thüre, in der eine Verbindung mit ihrer Tochter Deinerseits wie eine Herablassung aufgefaßt werden könnte."

Georg sprang auf. „Mutter," rief er, das kann ich nicht anhören."

Frau Anrath lenkte ein. Bleib nur sitzen, lieber Georg," sagte sie, „ich will Ellen nicht zu nahe treten, und ich weiß sehr wohl, daß es Dir immer zur Ehre gereichen wird, daß das liebe Mädchen Dich so treu liebt, aber Du darfst doch auch andererseits nicht verlangen, daß ich es Frau Herbeck ruhig durchgehen lasse, daß sie Dich verschmäht. Und wer sind denn die Herbecks? Er ist eines armen Landmessers allerdings reich gewordener Sohn und sie ist gar eine Fremde. Nein, Georg, da waren Deine Vorfahren denn doch ganz andere Leute. In Gold kann man ja freilich Ehre nicht umsetzen, aber sie gilt doch auch etwas in

der Welt und Ellen wird sich nicht zu schämen haben, wenn sie einmal statt Ellen Herbeck Ellen Anrath heißt."

„Ach, mein Mütterchen," sagte Georg, „Du weißt nicht, wie schwer die Verhältnisse Herbecks auf mir lasten. Ich fürchte, der theuere Mann geht unendlich schweren Tagen entgegen. Ist es da nicht entsetzlich, daß ich ihm nicht einmal werde zur Seite stehen können!"

„Mein armer Georg. Also Du siehst die Dinge wirklich so schwarz an? Mit seinem Wohlstande würde auch für uns ein schöner Traum zerstört sein.

Georg blickte schweigend vor sich nieder und antwortete nicht. Die Mutter streichelte mitleidig seine Hand und fuhr fort: „Laß den Kopf nicht hängen, Georg. Es war ja schön, sich vorzustellen, daß wir unser Ziel auf so einfache Weise in so ungeahntem Maße erreichen könnten, aber vergiß nicht, daß wir, als wir es uns steckten, nichts anderes erwarteten, als es uns mühsam und schrittweise erkämpfen zu müssen. Wir sind ja jetzt nur wieder da, wo zu sein wir früher erwarteten, und es ist ja im Grunde auch schöner, sich Wohlstand und Ansehen bei seinen Mitbürgern zu erarbeiten, als sie zu erheirathen. Ueberdies hat sich jetzt noch ein schöner Preis zu den übrigen am Ziele winkenden gesellt: unsere liebe Ellen. Es wird ja dem prächtigen Mädchen nicht leicht fallen, sich an die bürgerliche Enge zu gewöhnen, aber es wird ihr gelingen. Halte den Kopf hoch, Georg, Du wirst einmal nicht nur Deines Vaters Schulden bezahlen können, sondern auch ein wohlhabender Mann werden und Dich auf den Rathsstuhl setzen, von dem nur Unglück, nicht eigene Schuld Deine beiden letzten Vorfahren verdrängte."

„Mein Mütterchen," erwiderte Georg, dem die munteren Worte das Herz sichtlich erleichterten, „wir wollen nicht wünschen, wohlhabend zu werden um der Ehre willen, die das Geld verleiht, sondern weil es uns befähigt, unseren Lieben hilfreich zur Seite zu stehen."

„Recht so, Georg," rief die Mutter und umarmte den Sohn. „So," rief sie dann, „und nun wollen wir in Deine Wohnung gehen und Dein Kofferchen packen. Alles Uebrige findet sich, wenn Du aus Petersburg zurück bist."

Als sie in Georgs Zimmer getreten waren, sagte dieser: „Ich will noch auf einen Augenblick zu Hartwinkel hinüber. Ich muß ihm doch sagen, daß ich verreise und" — hier konnte Georg einen schweren Seufzer nicht unterdrücken — „daß ich künftig nicht mehr zu Johann Christian Herbeck gehören werde."

„Ich komme, um Abschied zu nehmen," sagte Georg, nachdem er neben dem Bette Hartwinkels Platz genommen hatte. Es thut mir herzlich leid, Sie gerade in diesen Tagen verlassen zu müssen, aber ich muß in wichtigen Geschäften nach Petersburg."

Der Alte grinste schadenfroh. „Fangen die Schwierigkeiten schon an?" fragte er. „Ja, ja, es ist doch gar zu fatal, daß so ein Baum nicht in den Himmel wachsen kann! hi—hi—hi! Höchst fatal. Aber es ist doch immer so. Entweder wird er hohl oder ein tüchtiger Sturm wirft ihn um oder es legt ihm einer eine Axt an die Wurzel. Sehen sie sich nur vor, lieber junger Mann. Man muß, wenn solche Bäume fallen, nicht gerade in nächster Nähe sein."

„Herr Hartwinkel," sagte Georg, ohne die Stichel-

reden des Alten zu beachten, „ich werde, wenn ich zurückkehre, nicht mehr zu Johann Christian Herbeck gehören. Ich bin entlassen."

Der Alte richtete sich kerzengerade in seinem Bette auf. „Entlassen?" fragte er.

„Ja, entlassen. Ich kann Ihnen nicht sagen, warum, aber es ist so."

Hartwinkel ließ sich damit nicht abspeisen. Er drang energisch in Georg und Georgs Herz war voll. So erzählte er denn dem Alten, nachdem derselbe die tiefste Verschwiegenheit gelobt hatte, wie die Dinge lagen.

„So, so," sagte Hartwinkel, als Georg geendet hatte, „also meine theuere Freundin steckt dahinter. Natürlich, wann geschah je in diesem Hause etwas Thörichtes oder Schlechtes, ohne daß sie die weißen Hände mit im Spiel gehabt hätte? Dem Herbeck gönne ich es von Herzen, daß er sich nun so demüthigen muß. Es mag ihm sauer genug werden, aber wer nicht hören will, muß fühlen. Wie gesagt, ihm gönne ich es, aber Sie und Ellen sollen nicht darunter leiden. Reisen Sie nur ganz ruhig. Wenn Sie zurückkommen, werden Sie finden, daß sich hier Manches zu Ihren Gunsten verändert hat."

Die Worte des Alten machten Georg unruhig. Es that ihm jetzt leid, daß er ihm alles erzählt hatte, aber es ließ sich nicht mehr ändern.

„Herr Hartwinkel," sagte er, „Sie wissen, wie theuer mir der Generalkonsul ist, Sie werden um meinetwillen nichts thun, was ihn verletzen könnte."

Hartwinkel blickte mit funkelnden Augen vor sich hin. „Nein, nein," meinte er, „reisen Sie ganz ruhig.

Aber noch eins. Es könnte sein, daß der Mechanismus, den man Hartwinkel nennt, stehen bleibt, ehe ich etwas für Sie thun kann. In diesem Falle werden Sie in der vorderen Einbanddecke des Jahrganges 1843 der Börsen- und Handelszeitung — merken Sie wohl, des Jahrganges 1843 — ein Papier finden, daß Ihnen Freund Herbeck ganz in die Hände liefern wird. Sie sehen aus dieser Mittheilung, wie sehr ich Ihnen vertraue. Sie werden von ihr keinen Gebrauch machen, so lange ich lebe und Sie werden den Band verbrennen, wenn Sie vor meinem Tode durch meine Hilfe zum Ziel kommen sollten."

„Herr Hartwinkel," rief Georg, ich werde von dem Generalkonsul nie etwas zu erzwingen suchen, was er mir nicht freiwillig gibt."

Hartwinkel lachte. „Wie Sie wollen, mein lieber junger Mann," sagte er. „Hoffentlich werden sie das auch nicht nöthig haben. Sie sehen jedenfalls, daß ich mich Ihnen für Ihre uneigennützige Pflege dankbar bezeigen will."

Georg drang in Hartwinkel, ihm zu sagen, worum es sich handelte, aber dieser wies statt aller Antwort auf die Uhr. „Sie werden gut thun, sich zu beeilen. Der Zug geht in einer halben Stunde."

Er hatte recht und Georg mußte scheiden. Sein Herz war jetzt noch schwerer, als da er kam.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Um die Mittagsstunde des folgenden Tages wurde Ellen herausgerufen. Frau Husar wolle sie sprechen, hieß es. „Gnädiges Fräulein," sagte Frau Husar, sobald sie vor Ellen stand, „Herr Hartwinkel läßt das gnädige Fräulein dringend bitten, sogleich zu ihm zu kommen."

Ellen schwankte einen Augenblick, aber sie dachte daran, daß Georg sie auf die einsame Lage des Alten aufmerksam gemacht hatte und an diesen selbst. So gab sie der Aufforderung Folge.

Vor Hartwinkels Thüre fand Ellen Hans, der ein Kleidungsstück putzte. Da er sich krank gemeldet hatte, so blieb Ellen stehen und fragte ihn, wie es ihm gehe. „Ich danke, gnädiges Fräulein," erwiderte Hans, „besser, aber das Kreuz thut mir noch so weh, daß ich nicht recht gehen kann."

Hartwinkel sah erbärmlich aus, aber seine klugen, listig blickenden Augen sahen Ellen noch so scharf an, daß sie in Erinnerung an die Thränen, die sie die Nacht über vergossen hatte, erschrak. Es war ihr, als

ob der Alte die Erlebnisse des vorhergehenden Tages auf ihrem Gesicht lesen müsse wie in einem Buche.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," begann der Alte. „Sie haben mir dadurch einen großen Gefallen erwiesen und ich werde Sie überdies nicht mehr lange plagen."

„Fühlen Sie sich so krank, Herr Hartwinkel?" fragte Ellen mitleidig.

„Ja, liebe Ellen, und eben deshalb bin ich im Begriff, meine letzten Anordnungen zu treffen. Dabei sollen Sie mir helfen."

„Ich, Herr Hartwinkel? Wie könnte ich das?"

„Das werden Sie gleich erfahren. Reichen Sie mir, bitte, den Schuh dort, nein, den rechten. So, danke. Hier sind, wie Sie sehen, zwei Schlüssel. Es sind die Schlüssel zu den beiden Geldschränken und in diesen ist meine gesammte Habe enthalten. Meine Bitte geht nun dahin, daß Sie, liebe Ellen, diese Schlüssel an sich nehmen und sie nach meinem Tode persönlich dem Advokaten Marsmann einhändigen. Wollen Sie das thun?"

„Gewiß, Herr Hartwinkel, aber soll ich nicht lieber Papa rufen?"

„Nein, nein. Es liegt mir daran, daß Sie die Schlüssel aufbewahren. Darf ich Sie ferner bitten, Niemand, auch Ihrem Papa nicht davon zu erzählen, daß ich Ihnen die Schlüssel gab?"

„Aber bester Herr Hartwinkel, warum soll ich —"

„Einerlei. Thun Sie mir den Gefallen. Ich kann dann ruhiger sterben. Reichen Sie mir Ihre Hand. So, ich danke Ihnen. Nun noch eins. Hier ist ein Brief an Herrn Anrath. Wollen Sie mir versprechen,

auch ihn nach meinem Tode persönlich an seine Adresse zu übermitteln?"

Ellen erröthete über und über. „Das kann ich nicht, Herr Hartwinkel," erwiderte sie.

„Nicht? nun gut, dann geben Sie ihn auch Marsmann, der mein Testament gemacht hat und in Allem Bescheid weiß. Der Brief enthält übrigens Erfreuliches. So, nun wäre ich fertig."

„Herr Hartwinkel," fragte Ellen zögernd, „Sie gestatteten uns nicht, einen Arzt holen zu lassen, dürfen wir Ihnen nicht wenigstens einen Prediger zuführen?"

Hartwinkel lachte. „Sie sind ein liebes Mädchen," erwiderte er, „aber ich wüßte nicht, was der Schwarzrock mit mir anfangen sollte. Ein solcher ist entweder ein Einfaltspinsel oder ein Heuchler. In beiden Fällen bin ich für ihn zu klug."

„Herr Hartwinkel," sagte Ellen, „wenn Sie wirklich glauben, in wenigen Tagen vor Gott zu stehen, ist es Ihnen da nicht ein Bedürfniß, sich mit ihm zu versöhnen?"

„Und wie sollte das geschehen?"

„Durch den festen Glauben, daß unser Heiland Jesus Christus für unsere Sünden gestorben ist."

Hartwinkel schüttelte den Kopf. „Wie kann ein Anderer unsere Schuld durch seinen Tod sühnen?" fragte er. „Was würde man von einem menschlichen Richter halten, der es duldete, daß ein Unschuldiger sich für den Schuldigen hinrichten ließe? Und das soll nun gar Gott gethan haben? Und ein Gott soll für unsere Sünde gestorben sein! Als ob ein Gott sterben könnte! Und dann — weshalb sollte er es gethan haben? Um unserer Schuld willen. Was ist denn unsere Schuld?

Als ob nicht Alles, was wir thun, einfach geschehen müßte! Wie kann da von Schuld die Rede sein? Haben wir unsere Anlagen selbst wählen können? Nein, sie wachsen mit uns auf, und wir folgten ihrem Gebot, wenn wir anders klug waren. Ich habe von Kindheit an nur das Gold geliebt, und ich habe es genommen, wo und wie ich konnte. Schuld! Trägt der Taubstumme Schuld daran, daß er ohne Gehör auf die Welt kam? Warum soll ich denn schuldig sein, weil ich keine andere Liebe als die zum rothen Golde kannte?"

Ellen starrte den Alten mit großen Augen an und ein kaltes Grauen ergriff sie, als sie den Sterbenden so sprechen hörte. Hartwinkel bemerkte das wohl und er lenkte ein. „Ich habe Sie erschreckt, liebe Ellen," sagte er, „das thut mir leid, ich hatte das nicht beabsichtigt. Geben Sie mir die Hand — so — wie Ihre Hand kalt ist! Empfangen Sie nochmals meinen herzlichen Dank. Seien Sie nur ruhig, wir sehen uns gewiß noch wieder."

Ellen reichte Hartwinkel die Hand, aber es kostete ihr die größte Ueberwindung. Es war ihr, als ob das schlechtweg Böse an sie herangetreten sei und ein Gefühl, gemischt aus Widerwillen und Furcht, schnürte ihr die Kehle zu.

Der Alte blickte lange auf die Thüre, die sich hinter ihr geschlossen hatte. „Da geht sie fort," dachte er, „mit Schrecken und Widerwillen im Herzen und in ihm mag es nicht viel anders aussehen. Und das sind die beiden einzigen Menschen, denen ich je etwas Gutes erwiesen habe! Aber wozu daran denken! Die Natur hat mich eben nicht geschaffen, um zu lieben und geliebt

zu werden! Es wäre ja schön gewesen, wenn sie einmal meiner freundlich gedacht hätten und ihren Kindern gern von mir erzählt haben würden! Pah, was hätte ich davon! Ich werde dann längst wieder Erde sein und was wird der dumme Baum, der aus den Stoffen erwächst, die jetzt meinen Leib bilden, davon wissen, was ich einst wünschte!"

Der Alte schellte und Frau Husar erschien. Hartwinkel zog einen Brief unter dem Kopfkissen hervor und übergab ihn ihr. „Geben Sie diesen Brief dem Generalkonsul," sagte er.

Als Frau Husar auf den Korridor trat, fragte Hans: „Wohin?"

„Hans," sagte Frau Husar, „Sie könnten mir einmal einen Gefallen thun. Ich mag den alten Herrn nicht allein lassen. Tragen Sie den Brief hier hinunter."

„Geben Sie her."

Hans nahm den Brief, steckte ihn in die Tasche und machte sich auf den Weg. Frau Husar blieb stehen und hörte ihn die Treppen hinabsteigen. Sie wartete noch eine Weile und kehrte dann zu Hartwinkel zurück.

„Haben Sie den Brief abgegeben?" fragte dieser.

„Ja."

„Selbst?"

„Ja."

„Wo?"

„Im Kontor."

„Es ist gut, Frau Husar."

* * *

Hans begab sich ins Kontor, aber er suchte nicht den Generalkonsul auf, sondern Marholt. „Herr Marholt," sagte er leise, „ich habe etwas."

Marholt legte die Feder weg und begab sich, gefolgt von Hans, in seine Wohnung. Er verschloß, als sie eingetreten waren, die Thüre und wandte sich dann, das Gesicht nach Osten gekehrt, zu Hans. „Was haben Sie?“ fragte er. Er hatte Mühe, das Zittern seines Körpers zu verbergen.

Hans zog den Brief aus der Tasche. „Einen Brief von ihm an den gnädigen Herrn,“ erwiderte er.

Marholt griff nach dem Schreiben, aber Hans zog es zurück. „Was bekomme ich dafür?“ fragte er.

„Das kann ich Ihnen noch nicht sagen, Hans, aber wenn es so ist, wie ich glaube, so sollen Sie so viel Geld haben, daß Sie sich eine Schenke kaufen und Ihr Leben lang wie ein Herr leben können.“

Hans reichte das Schreiben hin und Marholt ergriff es hastig. Die Adresse war mit zitternder Hand geschrieben, man sah, daß das Fieber sie geführt hatte. Marholt ging an sein Bureau und entnahm demselben ein haarscharfes Federmesser. Er fuhr mit ihm an der unteren Seite des Couverts hin und besah dasselbe dann sorgfältig. Der Schnitt war durchaus scharf und gleichmäßig. Nun zog er den Brief heraus und las ihn. Derselbe lautete:

„Mein lieber Herbeck!

Dieses ist der erste Brief, den Sie von mir erhalten und ohne Zweifel auch der letzte. Klug wie Sie sind, werden Sie schon daraus entnehmen, daß derselbe einen besonderen Anlaß hat.

Sie wissen, daß ich die Liebe der Menschen weder je gesucht, noch dieselbe empfangen habe. Das war mir auch ganz recht. Trotzdem hat es mich gerührt, daß zwei junge Menschen sich meiner während meiner

letzten Krankheit auf ganz uneigennützige Weise annahmen. Diese beiden jungen Menschen waren Anrath und Ihre Tochter Ellen.

Nun höre ich, daß die Beiden sich lieb haben, daß unsere gemeinsame Freundin aber gegen diese Partie ist und daß Sie als gehorsamer Ehemann infolge dessen auch bereit sind, das, was Ihre Tochter für ihr Glück hält zu zerstören.

Das sollten Sie aber nicht thun und zwar aus folgendem Grunde nicht. Wie Sie wissen, bin ich im Besitz eines Papieres, das mir eine gewisse Macht über Sie einräumt. Nun habe ich Ihnen zwar geschworen, von demselben keinen Gebrauch zu machen, so lange Sie die Verpflichtungen, die Sie mir gegenüber eingegangen sind, halten, und dasselbe nicht weiter zu geben, allein das hat mich nicht verhindern können, Jemand zu sagen, wo er es nach meinem Tode finden wird. Dieser Jemand ist Anrath. Erschrecken Sie nicht, man wird es unter meinen Papieren nicht finden, es wird, obgleich es in meinem Zimmer ist, überhaupt von Niemand gefunden werden, als von dem einen Anrath, dem ich gesagt habe, wo es verborgen ist. Anrath, der Sie liebt und Ihre Tochter heirathen will, wird keinen Mißbrauch damit treiben, aber Sie werden doch gut thun, ihm seinen Willen zu lassen. Sollte sich in diesem Anlaß unsere gemeinsame Freundin von Ihnen trennen, so wäre das ohne Zweifel das größte Glück, das Ihnen widerfahren könnte. Wenn Sie damals meinen Rath befolgt und auf diese kostbare Perle verzichtet hätten, so wären Sie jetzt ebenso reich wie glücklich.

Noch eins. Sie brauchen nicht zu fürchten, daß

der Abzug Ihrer würdigen Gattin Sie pekuniär ruiniren würde. Da ich mich doch einmal von meinem lieben Golde trennen muß, — was mir herzlich schwer wird — so habe ich es Anrath vermacht. Er wird also in der Lage und gewiß auch willens sein, den schwankenden Bau zu stützen.

Leben Sie wohl, lieber Herbeck, und machen Sie sich keine Sorge wegen jener Mondnacht. Wir wären Thoren gewesen, wenn wir damals nicht gehandelt hätten, wie wir gehandelt haben. Wir liebten beide das Gold und hatten doch keins. Ein unerhört günstiger Zufall bot es uns dar und wir nahmen es. Wir sind dann Beide unserem Temperament gefolgt: Sie riefen ein Etablissement nach dem andern ins Leben und herrschten über Tausende, ich fügte ein Werthpapier zum andern und erfreute mich an ihm. So sind wir Beide glücklich geworden.

Ich erwähne das, weil es mir zu beweisen scheint, daß es gut war, daß ich den Zaghaften mit mir fortriß.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau. Sagen Sie ihr, daß es mir zu hoher Genugthuung gereicht, mit der Vorstellung aus dem Leben gehen zu können, daß sie nun doch dieses Haus wird verlassen müssen.

Johannes Hartwinkel."

„Was schreibt er?" fragte Hans, der Marholt, während derselbe las, mit funkelnden Augen angestarrt hatte.

Marholt zog sein Taschentuch und fuhr sich damit über die Stirn. „Hans," sagte er, „wir müssen, sobald der Alte todt ist, sein Zimmer durchsuchen können."

Hans schüttelte den Kopf. „Das thue ich nicht,"

erwiderte er. „Und dann: er wird die Schlüssel gewiß nicht bei sich haben! Vielleicht hat er sie heute morgen dem Advokaten oder einem der beiden anderen Herren mitgegeben."

„Was glauben Sie?" rief Marholt herrisch, „wofür halten Sie mich? Meinen Sie, daß ich ein Dieb bin? Nein, Hans, sein Geld will ich nicht, sondern nur ein Papier. Nehmen Sie die Husar bei Seite und sagen Sie ihr, daß wir sie reichlich belohnen wollen, wenn sie uns gestattet, sobald der Alte todt ist, nach einem Papier zu suchen. Sie soll bei uns bleiben, und soll sich selbst überzeugen, daß wir nichts haben wollen, als einen Bogen Papier. Sagen Sie ihr, daß dieses Papier für keinen anderen Menschen Werth hat, als für mich, daß mir aber allerdings alles daran liegt, in seinen Besitz zu gelangen."

„Was ist das für ein Papier?"

„Hans," erwiderte Marholt, und der Blick seiner dunkeln Augen haftete fest auf den Augen seines Kumpanen, „wenn ich dieses Papier finde, so muß der Generalkonsul thun, was ich will. Wenn ich zu ihm sage: ziehen Sie eine Treppe tiefer, ich will in Ihrer Wohnung wohnen, so muß er das thun. Wenn ich spreche: lassen Sie anspannen, so muß er in den Stall schicken. Brauche ich Geld, so muß er es mir schaffen."

„Gut," sagte Hans, „und wo ist dieses Papier?"

„Das weiß ich noch nicht, ich weiß nur, daß es in seinem Zimmer versteckt ist. Aber wir werden es finden, Hans. Nicht wahr, wir werden es finden? Sorgen Sie nur dafür, daß die Husar uns ruft, sobald er todt ist und uns gestattet, nach dem Papier zu suchen."

„Ich will es versuchen."

Hans begab sich in Hartwinkels Wohnung und winkte Frau Husar herauszukommen. „Frau Husar," sagte er, sobald sie zu ihm auf den Korridor getreten war, „wollen Sie ein hübsches Stück Geld verdienen?"

Frau Husar blickte Hans eine Weile aus ihren starren, unbeweglichen Augen an, dann sagte sie: „Warum nicht?"

„Nun, nicht wahr? Sie sollen auch nichts Schlechtes thun. Der Alte ist im Sterben? Nicht?"

Frau Husar nickte.

„Er wird sich morgen nicht mehr die Zähne putzen?"

Frau Husar schüttelte den Kopf.

„Gut, also der Alte besitzt ein Papier, das Herrn Marholt sehr schaden kann. Herr Marholt hat Angst, daß man dieses Papier nicht etwa findet. Verstehen Sie?"

„Nun?"

„Da wünscht er natürlich, dieses Papier zu finden, ehe die Herrschaft hinzukommt. Sie sollen selbst dabei bleiben und sich überzeugen, daß er nichts anderes nimmt, als das eine Papier. Wollen Sie ihm das erlauben? Er bietet viel Geld dafür."

„Wie viel?"

„Wie viel wollen Sie?"

„Wie viel will er geben?"

„Sehr viel. Fünfzig Rubel."

Frau Husar schüttelte den Kopf.

„Fünfundsiebzig. Wie?"

„Hundert."

„Gut. Also, sobald er todt ist, rufen Sie uns?"

Frau Husar nickte und begab sich wieder zu Hartwinkel, der bereits ohne Bewußtsein war und sichtlich seiner Auflösung entgegenging. Frau Husar nahm auf dem Stuhl, auf welchem Ellen gesessen hatte, Platz und blickte nachdenklich auf den Sterbenden. „Ich kann es ihnen erlauben," dachte sie, „denn wenn er nicht wollte, daß man es findet, so können sie lange suchen. Hundert Rubel findet man nicht auf der Straße, und ob er mir wirklich tausend Rubel hinterlassen hat, wie er sagte, ist doch noch sehr die Frage. Was das wol für ein Papier sein mag! Vermuthlich ein Schuldschein. Na, den wird er bezahlen müssen, er möge suchen, so lange er wolle."

Dann wandten Frau Husars Gedanken sich wieder Hartwinkel zu. „Es war doch eine gute Stelle," dachte sie, „und mir hat der alte Geizhals manchen Rubel zu verdienen gegeben. Auch wenn das mit dem Testament Schwindel ist, werde ich doch nicht mehr zu dienen brauchen. Gott mache ihm das Ende leicht"

Der Todeskampf währte lange, und es war eine Stunde nach Mitternacht vergangen, als Frau Husar zu Marholt eintrat. „Ist er todt?" fragte dieser.

Frau Husar nickte. „Aber nur das Papier," sagte sie, „und nicht länger suchen, als bis zwei Uhr."

„Gut, gut," rief Marholt, indem er sich der Stiefel entledigte. „Kommen Sie, Hans. Gehen Sie voran, Frau Husar."

Frau Husar rührte sich nicht. „Wo ist das Geld?" fragte sie.

Marholt zog seine Brieftasche und übergab der

Frau das Verlangte. Dann begaben sie sich alle drei auf den Spitzen schleichend in Hartwinkels Wohnung.

Frau Husar hatte dem Todten die Augen zugedrückt und ihm die Hände über die Brust gefaltet, aber sein Mund war zu dem für ihn so charakteristischen, sarkastischen Lächeln verzogen. „Es ist, als ob er sich über uns lustig macht," mußte Marholt unwillkürlich denken, als er ihn einen Augenblick betrachtete.

Die Beiden, die in den langen Stunden des Wartens Zeit gehabt hatten, sich über ihr Vorgehen zu verständigen, verfuhren wie geübte Einbrecher. Sie ließen an allen Fenstern die Rouleaux herab, zündeten die mitgebrachten Lichter an und begannen dann ihre Nachforschungen im Schlafzimmer. Sie sahen erst hinter und unter den Geldschränken nach, durchsuchten den Waschtisch und hoben das Bett von seiner Stelle. Jedes der wenigen Kleidungsstücke wurde dann befühlt, jedes Stück Wäsche, es fand sich nichts. Dann hoben sie — wobei Frau Husar darauf hielt, daß mit aller Schonung verfahren wurde, den Todten aus dem Bett und durchsuchten dasselbe auf das Sorgfältigste. Aber vergeblich wurde der Rahmen herausgehoben, vergeblich wurden der Strohsack, das Kissen aufgeschnitten und durchwühlt, das Papier ließ sich nicht finden.

Frau Husar, die das Licht hielt, blickte mit kaum verhehltem Spott auf die bleichen Gesichter und die funkelnden Augen der Männer, aber sie schwieg.

Die Beiden hielten endlich mit dem Suchen inne. „Hier ist es nicht," sagte Marholt. Beide brachten nun mit Hilfe Frau Husars das Bett wieder in Ordnung und hoben dann den Todten hinein. Hans, der am Fußende stand, blickte zu Marholt hinüber. Das

Licht fiel hell auf sein bleiches Gesicht mit den funkelnden Augen und der zitternden Unterlippe. „Was für ein widerwärtiges Gesicht," dachte Hans. „Wer weiß, ob er mich nicht betrügt und es sich nur um ein Papier handelt, das ihm schaden könnte. Was nun?" fragte er.

„Das andere Zimmer."

Sie begaben sich dorthin und durchsuchten den spärlichen Hausrath und die lange Reihe der verschiedenen Jahrgänge der Börsen- und Handelszeitung. Vergeblich. Das dritte Zimmer, das Hartwinkel nicht benutzt hatte, enthielt nur ein paar alte Stühle. Jetzt wurden die Wände betrachtet und die Tapete geprüft. Nirgends zeigte sich ein Anhaltspunkt. Ebenso wenig im Parkett.

Als die Uhr zwei schlug, hatte Frau Husar die Beiden fortschicken wollen, aber Marholt war so lange in sie gedrungen, bis sie noch eine Stunde zugab. Aber auch diese war vergangen, ohne daß sich das Gesuchte gefunden hätte und Frau Husar drängte zum Aufbruch.

„Frau Husar," sagte Marholt, „ich zweifle nicht daran, daß es im Stuhl ist. Sagen Sie, er habe ihn Ihnen geschenkt und schaffen Sie ihn zu sich hinüber. Trennen Sie dann alles auf und bringen Sie mir Bescheid."

„Ob es nicht doch im Geldschrank ist?" fragte Hans.

„Nein, nein, Hans, er schreibt ausdrücklich, daß man es nicht finden wird, dort aber würde es Jeder finden. Wir müssen warten, Hans. Wir müssen morgen Abend wieder suchen, bis wir das Papier finden."

„Hans," sagte Frau Husar, geht jetzt zu Bett.

Nach einer halben Stunde rufe ich Euch und Ihr holt dann den gnädigen Herrn."

Sie trennten sich. Nach einer halben Stunde eilte Hans mit zerwühltem Haar und halb angekleidet hinunter und meldete dem Generalkonsul, der wach im Bette lag, daß Hartwinkel in der Nacht gestorben sei. Frau Husar sei durch das lange Wachen ermattet eingeschlafen. Als sie erwachte, sei Hartwinkel todt gewesen. —

Herbeck kleidete sich schnell an und eilte in Hartwinkels Wohnung, wo Frau Husar die Aussage des Dieners bestätigte. Herbeck nahm auf dem Stuhl vor dem Bette Platz und blickte lange in das starre Antlitz des Todten. Er hatte nicht gefürchtet, daß Hartwinkels Krankheit einen tödtlichen Ausgang nehmen würde, er hätte sonst noch eine Frage, noch eine Bitte an ihn gerichtet. Es war ja nicht wahrscheinlich, aber doch auch nicht ganz unmöglich, daß er der letzteren Folge geleistet hätte. Nun war er todt, ohne daß Herbeck wußte, wo er die Kette gelassen, an der er ihn alle die Jahre hindurch nach seinem Willen geleitet hatte. Wie, wenn er sein Wort nicht gehalten hatte, wenn sich jenes Papier jetzt unter seinem Nachlaß in einem der Schränke dort fand! Herbeck sträubte sich das Haar vor Entsetzen. Er konnte, er durfte das nicht überleben. O, wenn er nur Gewißheit gehabt hätte, ob eine Entdeckung drohte und ihr hätte zuvor kommen können. So aber hing ja nur das alte Schwert über ihm, das ihm ohnehin jede Lebensfreude verbittert hatte, und es war nicht gewiß, daß das Haar, an welchem es schwebte, gerade jetzt rei en würde, wenn es gleich in jedem Augenblicke geschehen konnte.

Aber es war nicht nur Furcht, was Herbeck bis ins Mark erzittern machte. Es war der Anblick des zürnenden Gottes der Gerechtigkeit, der ihn aufs tiefste erschütterte. An einem Todtenbette hatte er einem Sterbenden die Treue gebrochen, an einem Todtenbette durchlebte er jetzt alle Qualen, die je ein Menschenherz durchzitterten. Hartwinkel konnte auch ihm die Treue nicht gehalten haben, er durfte es nicht. So verlangte es die ewige Gerechtigkeit: „Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, und was der Mensch säet, das wird er ernten." Um des rothen Goldes und seines Weibes willen hatte Herbeck einst seine arge That verübt, das rothe Gold und sein Weib waren sein und seiner Kinder Unglück geworden. Dem Todten brach er die Treue, der todte Spießgeselle hielt ihm nun das Wort nicht. Das war alles so in der Ordnung. „Ehrlosigkeit verjährt nicht," hatte der Baron Müller damals gesagt. „Wäre dem nicht so, was würde dann aus der Ehrlichkeit der Männer und der Tugend der Frauen werden?" Was der Baron wol sagen würde, wenn er erfahren sollte, daß auch Herbeck einmal ehrlos handelte? Er würde ihn verachten und das von Rechts wegen. Und so war der stolze Herbeck, der die Menschen so sehr verachtet hatte, nun selbst verächtlich und eben diese Menschen konnten und mußten ihn verachten. Aber was gingen ihn die Menschen an, wenn Gott und sein Weib ihm verziehen hatten. Vor diesen wollte er sich demüthigen. Nein, nicht nur vor ihnen. Er wollte auch sonst demüthig sein in seinem Herzen.

Herbeck blickte jetzt ohne Haß auf die Leiche des Mannes, der an seinem Theil all' das Elend über ihn

gebracht hatte. „Er war nicht weniger unglücklich als ich," dachte er. „Ihm hatte das rothe Gold das Herz im Leibe verbrannt, und er starb einen bösen, unbußfertigen Tod. Gott sei seiner Seele gnädig. Wozu die Schuld auf ihn wälzen. Ohne meine Begehrlichkeit hätte er mich vergeblich versucht. Ich aber will zu Dora gehen und ihr alles sagen."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Herbeck erhob sich, aber er blieb erst stehen und setzte sich dann wieder. „Nein," dachte er, „keine Uebereilung. Wenn ich jetzt zu ihr gehe, bricht alles zusammen und sie verliert ihr ganzes Vermögen. Sie darf aber nicht arm werden, sie kann nicht arm werden. Es ist ja nicht unmöglich, daß Hartwinkel das Papier vernichtete. Unser ganzer Wohlstand wankt, nur ich kann ihn retten und dann erst Dora alles sagen und meinen Frieden mit Gott machen. Ich muß noch länger bangen und beben, das bin ich Dora, das bin ich meiner Schuld schuldig."

So sann Herbeck, während der Todte sarkastisch lächelte und Frau Husar bewegungslos in der Thüre stand. Erst als die Morgendämmerung hereinbrach und laute Zurufe auf dem Quai den Tag verkündeten, erhob er sich. Er ließ Marholt wecken und ihn bitten, alles Nöthige wahrzunehmen. Marholt hatte das ja, als Percy starb, so umsichtig und verständig gethan. Dann begab sich Herbeck in sein Zimmer und versank in dumpfes Brüten, aus dem ihn erst Ellen weckte, die

in Hut und Mantel zu ihm trat. „Mein lieber Papa," sagte sie mitleidig, „ich kann mir denken, wie nahe Dir Hartwinkels Tod gehen muß. Ich weiß, wie sehr Du ihn liebtest."

Herbeck schauderte. Selbst zwischen Ellen und ihn hatten sich seine Schuld und ihre schreckliche Tochter, die Lüge geschoben. Er antwortete nicht.

„Papa," begann Ellen wieder, „wir verleben jetzt schwere Tage, aber sie werden gewiß vorübergehen. Sei nicht traurig, mein Herzenspapa, Du weißt ja, was Du mir und so vielen Menschen bist."

Herbeck zog Ellen mit einer wilden Bewegung an sich, so daß sie erschrocken zusammenfuhr, zog seinen Arm aber sogleich wieder zurück und sagte mit fester Stimme: „Wundere Dich nicht, mein Kind, über mein thörichtes Wesen. Sorge und Noth erheben sich von allen Seiten wider mich und ich weiß noch nicht, wie ich ihnen wehren soll."

Ellen dachte an die Antwerpener Schwierigkeiten. Sie küßte dem Vater Stirn und Hände, und ging dann, das Versprechen, daß sie Hartwinkel gegeben hatte, auszuführen. Erst als sie zurückgekehrt war, erzählte sie dem Vater, der nicht ins Kontor gegangen, sondern in seinem Arbeitszimmer geblieben war, woher sie kam. Er nahm die Nachricht scheinbar gleichmüthig auf, aber es bestärkte ihn nur noch in seinem Verdacht, daß Hartwinkel gerade Ellen die Schlüssel anvertraut hatte, mit deren Hilfe die Schande des Vaters offenbar werden konnte.

Nach einiger Zeit kamen der Rechtsanwalt und ein Notar und die Schränke wurden in Gegenwart Herbecks, den man als Zeugen erbeten hatte, versiegelt

Als Herbeck, nachdem die Herren sich entfernt hatten in sein Zimmer zurückgekehrt war, fand er auf seinem Tische zwei Depeschen und einen Brief, dessen Adresse von Marholts Hand herrührte. Er öffnete erst die Depeschen. Sie kamen von Jean Leroy, beziehentlich von Georg und meldeten übereinstimmend, daß das Antwerpener Haus die Aktien allerdings weiter begeben hatte. Georg meldete zugleich, daß nur die Gegenwart des Generalkonsuls in Petersburg das Schlimmste verhüten könne. „Zu Ihrer Person allgemein größtes Vertrauen."

Herbeck richtete sich auf wie ein Schlachtroß, an dessen Ohr der Schall der Trompete dringt. Was auch Hartwinkels Schränke enthalten mochten, bis zur Testamentseröffnung hatte er noch Zeit und diese konnte erst nach sechs Wochen vor sich gehen. Jetzt fort mit aller Furcht, dachte er, möge es kommen wie es wolle, jetzt heißt es ein furchtloses Gesicht zeigen.

Unwillkürlich öffnete er auch Marholts Brief. Irgend eine thörichte Lappalie dachte er. Als er die Anrede las, stutzte er. Sie lautete: „Mein Herr!"

„Mein Herr!" schrieb Marholt, „Ihr verstorbener Freund und stiller Kompagnon hat mich in gewisser Hinsicht zu seinem Erben ernannt, indem er mir ein Papier übergab, das Sie ohne Zweifel respektiren werden. Sie werden nicht verlangen, daß ich mich deutlicher ausdrücke, ich will Sie aber immerhin an eine gewisse Mondscheinnacht und an ein Kästchen erinnern, das für den echten Liebhaber einen unberechenbaren Werth hat.

Fürchten Sie übrigens nicht, daß ich Sie bei der Zusammenkunft, um die ich Sie ersuche, von diesen

Dingen unterhalten werde. Wir wollen sie als bekannt voraussetzen. Fürchten Sie ferner nicht, daß meine Forderungen unerschwingliche sein werden. Sie sind bescheiden und wir werden uns bald über sie verständigen. Ich bin nur darin dringend, daß ich mit Bestimmtheit erwarte, daß wir uns noch heute einigen und zwar vor Mitternacht. Es liegt das ohne Zweifel in hohem Grade (!!!) in Ihrem Interesse. Ihr ergebener Marholt."

Herbeck neigte sein Haupt. Er hatte sein Todesurtheil erhalten. Aber es war ihm unmöglich, seine Vollstreckung zu erwarten. Würde man das unselige Papier im Nachlaß Hartwinkels gefunden haben, so wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, den schuldigen Nacken dem Beil darzubieten, aber jetzt unter den Händen des habgierigen, hämischen Buben zu sterben — das war unerträglich. Er hatte Marholt längst durchschaut, aber er hatte ihn trotzdem behalten. Was that es dem kalten Menschenverächter, wenn sein Werkzeug als Mensch schlecht war, ihn interessirte nur, ob es als Werkzeug seine Pflicht that. Nun aber war er in Marholts Händen.

Herbeck richtete sich auf. „Wohlan," murmelte er, „ich falle, aber nicht durch Deine elende Hand, sondern durch meine eigene."

Er griff zur Feder und schrieb mit ruhiger, fester Hand an seine Frau. Er wollte dann auch an Ellen schreiben, er konnte es aber nicht. Er that nun den Brief an Frau Dora in ein Couvert, adressirte es und legte es in ein Fach seines Schreibtisches, dessen Schlüssel er im Schloß ließ. Dann rief er Hans, befahl, daß sein Pferd gesattelt würde und begab sich, nachdem er sich

zum Ausritt angekleidet hatte, in die Familienräume. Er suchte erst Frau Dora auf und nahm neben ihr Platz.

„Willst Du bei diesem Sturm ausreiten?" fragte Frau Dora.

„Ja, Dora," erwiderte Herbeck. „Ich habe Kopfweh und will etwas frische Luft schöpfen."

„Sei nur vorsichtig, Herbeck," war die Antwort, „Du mußt krank sein, Du siehst entsetzlich aus. Willst Du nicht lieber fahren? Es könnte Dir etwas zustoßen."

„Wäre Dir das sehr schmerzlich, Dora?"

„Wie Du fragen kannst, Herbeck! Bin ich nicht Deine Frau?"

„Dora," sagte Herbeck, indem er seinen Arm um die Taille seiner Frau legte, ich habe in dieser Nacht viel an die Vergangenheit denken müssen. Es war doch schön in den ersten Jahren."

„Gewiß, Herbeck."

„Also auch Du findest das?"

„Was hast Du nur, Herbeck? Wie soll ich mich nicht gern der Zeit erinnern, da wir, jung, hübsch und reich, wie wir waren, das Leben in vollen Zügen genossen? Auch ich gedenke gern jener schönen Zeit, aber wie kommst Du gerade heute darauf, Dich ihrer zu erinnern?"

„Der Tod Hartwinkels hat mich an vieles erinnert."

Frau Dora hatte bisher mit einer gewissen Weichheit gesprochen, aber der Name Hartwinkels scheuchte sie fort. „Gott sei Dank, daß das abscheuliche Geschöpf todt ist," rief sie, sich aufrichtend. „Wenn mich etwas Dir entfremdete, so war es der Umstand, daß Du,

ein vollkommener Gentleman, dieses Ungethüm, diese schmutzige Kröte um Dich duldetest und mich zwangst, es auch zu thun."

„Dora, Hartwinkel ist todt!" sagte Herbeck begütigend.

„Todt oder lebendig, das gilt mir gleich," rief Frau Dora, „ich sehe nicht ein, warum ich über den Todten milder urtheilen soll, als über den Lebenden."

Herbeck erhob sich schnell. „Lebe wohl," sagte er und wollte Frau Dora auf die Stirn küssen, aber sie reichte ihm den Mund. „Nun, er wird jedenfalls nicht mehr zwischen uns stehen," rief sie, so will ich denn auch nicht mehr von ihm sprechen. Ist mir doch, als wenn mit seinem Tode eine Schranke gefallen wäre, die uns lange, lange nicht erlaubte, den alten Ton wiederzufinden."

Herbeck umarmte seine Frau und begab sich zu Ellen. Sie wollte nichts davon wissen, daß er allein ausritt, und beschwor ihn, sie mitzunehmen oder mit ihr zusammen spazieren zu fahren, aber er wies das zurück. „Es ist sehr stürmisch," sagte er, „Du könntest Dir schaden." Dann umarmte er die Tochter, blickte ihr tief in die sich mit Thränen füllenden Augen und fragte innig: „Liebst Du mich denn auch noch nach all dem Leid, das ich Dir zufügen mußte?"

„Gewiß, Papa," rief Ellen, „Du, mein liebster bester Papa, wie sollte ich Dich nicht lieben!"

Herbeck verschloß ihr den Mund mit einem Kuß und ging dann schnell. Ellen flog ans Fenster und sah, wie er unten seinen hochbeinigen Braunen bestieg. Sie klopfte ans Fenster und er winkte und nickte freundlich herauf. Dann sah sie ihn langsam, im Schritt, über

die Brücke reiten, bis Reiter und Roß im fernen Gewühl verschwanden. Sie war voll Unruhe und Sorge. Wie gern wäre sie bei ihm gewesen!

So fand sie die Mutter. „Ellen," fragte Frau Dora, „fandst Du nicht auch, daß Papa heute sehr elend aussieht? Ich bin in Sorge um ihn."

„Ich auch, Mama. Papa ist gewiß nicht wohl."

„Nun, er kehrt wol bald zurück. Komm, Ellen, setze Dich zu mir, laß uns einwenig plaudern."

Es war zum erstenmal seit Percys Tode, daß Frau Dora Ellen zu sich rief, und das Herz des jungen Mädchen klopfte freudig. Sie holte sich ihre Stickerei und nahm neben der Mutter Platz.

So mochten ein paar Stunden vergangen sein, als Frau Dora ein an den Generalkonsul adressirtes Telegramm gebracht wurde, das als sehr dringend bezeichnet war. Frau Dora öffnete es. Es kam von dem Bevollmächtigten der Firma in Lipinsk und lautete:

„Die Herren sehr dringend. Soll ich unter bekannten Bedingungen noch heute abschließen? Antwort sofort erforderlich. Marnowski."

„Ellen," sagte Frau Dora, „geh in Papas Zimmer und hole mir ein Formular. Man bittet von Lipinsk aus um eine sofortige Antwort. Da es sich um wichtige Dinge handelt, so will ich antworten, daß Herbeck nicht zu Hause sei, daß er aber in einer Stunde selbst antworten würde. Oder sollen wir warten? Papa kann in jedem Augenblick zurückkehren."

„Nein, Mama, telegraphire doch für alle Fälle. Ich bin im Augenblick wieder hier."

„Ellen eilte in das Zimmer des Vaters, aber obgleich sonst immer eine Anzahl Formulare auf seinem

Schreibtische lagen, konnte sie heute keins finden. Da gewahrte sie, daß ein Schlüssel im Schloß geblieben war und zog unwillkürlich das Fach auf. In demselben lag ein an die Mutter adressirter Brief, der offenbar vom Vater geschrieben war. Bei seinem Anblick fuhr Ellen ein Gedanke durch den Kopf, der ihr das Blut erstarren machte. In einem Augenblick kombinirte sie den Brief mit den Verlegenheiten des Vaters und seinem ungewöhnlich weichen Wesen, und ihre Annahme wurde fast zur Gewißheit. Sie ergriff den Brief und eilte zur Mutter. „Mama," rief sie, „lies diesen Brief. Um Gotteswillen, schnell, schnell."

Frau Dora erbleichte. Auch ihr sagte eine Ahnung, was in dem Brief stehen konnte. Mit zitternder Hand riß sie das Couvert auseinander und durchflog den Brief. Er lautete:

„Meine liebe Dora!

Wenn Du diesen Brief empfängst, steht meine Seele vor dem ewigen Richter und empfängt den verdienten Lohn für eine That, die, wie ich sehr wohl weiß, durch ein Leben in Unruhe und einen schmählichen Tod von eigener Hand nicht gebüßt wurde. Aber ich will lieber in die Hand Gottes als in die Hände von Menschen fallen.

Es ist Dir bekannt, welchen Eindruck Du, sobald Du das Haus Deines Onkels betratst, auf mich machtest. Du erwecktest eine Leidenschaft in mir, die selbst die vielen Jahre der Entfremdung, die selbst Dein neuliches Verhalten nicht zu ersticken vermochten. Ich will Dir nichts verhehlen. Meine Leidenschaft galt fast in demselben Grade den Schätzen, die Dir einst zufallen mußten, wie Deiner Person. Ich fühlte, daß ich Großes

leisten konnte, wenn ich über große Mittel verfügen durfte, aber ich war arm. Nur ein kleines Kapital konnte mir zu den beiden Dingen verhelfen, nach denen meine Seele verlangte, zu Dir und zu Reichtum.

Du weißt, daß Dein Onkel in den letzten Jahren an dem Wahne litt, er könne verarmen. In seiner Todesstunde vertraute er Hartwinkel und mir an, daß er 10000 Pfund Sterling in englischen Papieren in einem Kästchen neben der großen Silberpappel vergraben habe. Als er todt war, drang Hartwinkel in mich, diese Summe zu unterschlagen. Wir wußten damals noch nicht, daß der Verstorbene uns in seinem Testament bedacht hatte, und ich redete mir ein, daß ich Dir diese Summe später mit Zinseszinsen bezahlen könne. Die Versuchung war übermächtig und ich erlag ihr.

Am Vorabend unserer Hochzeit kam Hartwinkel zu mir und erklärte mir, ich müsse mich verpflichten, ihm künftig, solange er lebte, ein Viertel meiner Nettoeinnahmen auszuzahlen. Ich versprach ihm das, aber er verlangte, daß ich ihm einen Revers ausstellen solle, in welchem ich mich schuldig bekannte, dann und dann, da und da in Gemeinschaft mit ihm das und das gethan zu haben. Er schwur mir, daß er diesen Revers unter keinen Umständen einem Andern zeigen oder gar übergeben würde. Er drohte mir für den Fall der Weigerung, Dir alles zu erzählen. Ich wußte sehr wohl, daß Du damit für mich verloren warst, daß Du Deine Hand nie einem Manne gegeben haben würdest, wider den die wenn auch nicht erwiesene Anklage auf Unterschlagung erhoben war. So gab ich nach.

Du weißt nun, warum ich mich Dir gegenüber

wehrlos fühlte und Dir auch dann nicht in den Weg trat, wenn ich sehr wohl erkannte, daß Dein Handeln unrichtig war und auch für Dich verhängnißvoll werden mußte. Ich ließ Dich Percy verwöhnen, ich duldete Deinen maßlosen Luxus, ich gab Dir noch in den letzten Tagen in Bezug auf unser letztes Kind nach.

Du siehst jetzt ein, warum ich auch in meinen geschäftlichen Unternehmungen ins Grenzenlose schweifen mußte. Die ungeheuren Summen, die unser Haus und Percy brauchten, mußten beschafft werden und ein Viertel aller Einnahmen floß in Hartwinkels Tasche. Endlich hoffte ich im Eisenbahnbau ein Feld gefunden zu haben, dessen Erträgnisse meinen Bedürfnissen entsprechen würden. Da traf mich ein schwerer Unfall, von dem Dir Ellen erzählen wird. Ihn hätte ich überwinden können, aber Hartwinkel hat sein Wort nicht gehalten. Soeben erhielt ich von Marholt einen Brief, in dem er mir anzeigt, daß er im Besitze jenes Papieres sei. Der Ton des Briefes sagt mir, was ich zu erwarten habe. Der Sklave eines Hartwinkel zu sein, war hart, der Sklave eines Marholt zu werden ist unerträglich.

Lebewohl, Dora! Es zerreißt mir das Herz, daß Du nun doch das Brot, wenn nicht der Armuth, so doch der Dürftigkeit wirst essen müssen, aber ich kann es nicht verhindern. Telegraphire an Anrath. Er weiß um alles, und ich weiß, daß er Euch trotz alles Vorgefallenen nicht verlassen wird. Wenn Dir mein Andenken auch nur einwenig lieb ist, so wirst Du seiner Verbindung mit Ellen nicht mehr im Wege stehen. Sei unserer Ellen eine gütige Mutter. Nie gab es ein liebevolleres Geschöpf als sie. Lebewohl! Ihr werdet

meine Leiche am Strande finden. Anrath und Arwdeil werden Dir die letzte Sorge um sie abnehmen. Lebewohl!"

Als Frau Dora den Brief durchflogen hatte, stieß sie einen gellenden Schrei aus und sank dann ohnmächtig zusammen. Ellen rief Jane herbei und las dann auch ihrerseits den Brief. Jetzt, in der Stunde der Noth, zeigte sie, daß sie auch nach ihrem Charakter ihres Vaters Tochter war, ja Jane, die sie mit Verwunderung betrachtete, erschien es, als ob selbst ihr geisterbleiches Gesicht eine gewisse Aehnlichkeit mit den Zügen Herbecks zeige. Ellen blieb äußerlich ruhig und handelte mit der höchsten Besonnenheit. Sie telegraphirte an Anrath, er möge sofort kommen, schickte zu Arwdeil und ließ so schnell wie möglich ihr Pferd satteln. Dann kleidete sie sich wunderbar schnell um und kehrte zur Mutter zurück. „Mama," fragte sie, sobald die Mutter wieder zum Bewußtsein gelangt war, „darf ich ihm sagen, daß Du ihm verzeihst?"

„O Gott — ich ihm verzeihen! Eile, Ellen, um des Himmels willen, eile!"

Ellen flog die Treppe hinunter und bestieg ihr Pferd. „Soll ich nicht mitreiten?" fragte der Reitknecht.

„Nein," erwiderte Ellen, und ritt schnell davon. Ihr Pferd war edles englisches Vollblut, sie wußte, was sie ihm zumuthen konnte. Sie ritt in scharfem Trab über die Brücke, die von den vom Sturm heraugepeitschten Wellen durchnäßt war und durch die Vorstadt. Erst als sie den hohen Damm erreicht hatte, bog sie sich über den Sattel vor, dem Winde entgegen und ließ ihr Thier in Galopp übergehen. So sprengte sie die einsame Straße entlang. Sobald sie den Saum

des Waldes erreicht hatte, ritt sie in schärfstem Trab, dann wieder im Galopp, so konnte sie hoffen, daß ihr das Thier, das gegen den heftigen Sturm aufkommen mußte, nicht versagen würde. Kein Mensch begegnete ihr, kein Hund bellte hinter ihrem Pferde her, nur der Sturm draußen und die Angst in ihrem Herzen waren ihre Begleiter.

Endlich war die Fähre erreicht. „Haben Sie meinen Vater übergesetzt?" fragte Ellen.

„Ja, gnädiges Fräulein."

„Wann?"

„Vor etwa zwei Stunden."

Die Leute gingen an die Arbeit, aber es währte lange, bis sie die Fähre wider den Sturm ans andere Ufer brachten. Ellen war abgestiegen und hatte den Sattelgurt gelockert. Jetzt zog sie ihn mit Hilfe des Fährmanns wieder fest und schwang sich aufs Pferd.

Wieder ging es im Galopp durch den im Sturme brausenden Föhrenwald und durch die lange Reihe der Villen, deren Thüren und Fenster meist noch vom Winter her mit Brettern verschlagen waren. Endlich war die Herbeckſche Villa erreicht. Auf dem Hofe hielt der Braune des Generalkonsuls. Der Gärtner stand neben ihm und blickte Ellen durch die hereinbrechende Dämmerung verwundert entgegen. Der Sturm hatte ihr den Schleier zerfetzt, ihr Kleid trug die Spuren des schnellen Rittes, ihr Roß war über und über mit Schaum bedeckt.

„Wo ist mein Vater?" fragte Ellen, sobald sie hart vor dem Manne hielt.

„Der Herr Generalkonsul ist ans Meer gegangen,"

erwiderte der Gärtner, indem er mit der Rechten die Mütze festhielt, die ihm der Wind entführen wollte.

„In welcher Richtung?"

„Dorthin." Der Mann wies mit der Hand nach Osten.

Ellen wandte ihr Pferd um und schlug die Richtung zum Meere ein.

„Das gnädige Fräulein kann am Strande nicht reiten," schrie der Gärtner hinter ihr her, „das Meer reicht bis zur Düne!"

Ellen hörte ihn nicht mehr. Ein Peitschenhieb und das Pferd sprengte im Galopp durch den tiefen Sand des Hohlweges dem Meere zu.

Wo war der Vater? Das vom Nordost herangepeitschte Meer hatte den breiten Strand, auf dem im Sommer die Badehütten standen und am Abend fröhliche Menschen beim Klange der Musik lustwandelten, bedeckt und seine Wellen brachen sich brandend fast am Fuße der Düne. Wo war der Vater? Wo sollte sie ihn suchen? Von welcher Düne blickte er hinab in das empörte Element — wenn sein Auge sich noch nicht für immer geschlossen hatte! Brüllend brauste der nasse Sturm über das in tausend grünen Wasserhügeln wogende Meer und brausend überstürzten sich die schaumgekrönten Wellen in der weißen Brandung. Ellen fühlte, wie die Kraft und mit ihr Muth und Besonnenheit sie verließen. Da blitzte fern im Osten das Licht des Leuchtthurmes auf und Ellen wußte, wo ihr Vater sein mußte. Sie wandte ihr Pferd und sprengte in rasender Eile die Straße zurück, die sie gekommen war. Wie Schatten flogen die Häuser zu beiden Seiten des Weges

an ihr vorüber, ein Badeort nach dem anderen blieb hinter ihr zurück, jetzt war sie im dunkeln, einsamen Walde. Da endlich tauchte wieder ein Haus auf und noch eins. Endlich das letzte und links führte ein Weg in die Dünen. Noch ein paar unbarmherzige Peitschenschläge und vor ihr lag wieder das Meer, über dem sich der Horizont noch wie eine hellgraue Wolke abhob.

Ellen glitt aus dem Sattel, warf sich die Schleppe des Kleides über den Arm und eilte in schräger Richtung über die Düne.

Sie hatte richtig geahnt. Dort, wo der Fluß mit einem todten Arm zum erstenmal ins Meer mündete, an der einsamsten Stelle des ganzen Strandes, stand auf halber Höhe der Düne, das Gesicht dem Leuchtthurm zugewandt, Herbeck. Er dachte an die schönen Abende, an denen er hier mit Ellen gehalten hatte, und ihr Bild hielt immer wieder die Waffe in seiner Rechten nieder, sobald er sie erheben wollte. Ein immerwährender Kampf hatte ihn während des langen Ganges erschüttert, der Kampf zwischen der Reue und zwischen seinem stolzen, herrischen Sinne. Wohl fühlte er, daß er zu seiner Schuld noch neue, größere fügte, wenn er sich jetzt den Folgen seiner That eigenmächtig entzog, und doch konnte er sich nicht fügen in das Unvermeidliche, den Gedanken nicht ertragen, vor seinem Weibe, vor der Welt vielleicht als ein entlarvter Verbrecher dazustehen. Ja, wenn Ellen ihm zur Seite gestanden hätte, dann, ja dann vielleicht!

Wie ein Blitzstrahl traf es ihn, als seiner Tochter Arme ihn jetzt umfingen, sprachlos, bewegungslos starrte er sie an, duldete er, daß sie ihm die Waffe

aus der Hand wand und sie in den Sand fallen ließ. „Komm, Vater," sagte Ellen und nahm seinen Arm, „komm, mein lieber, lieber Vater."

Ihre Stimme klang ruhig und noch weicher als sonst. Herbeck stützte sich schwer auf ihren Arm und Beide stiegen langsam die Düne hinauf.

„Wir wollen einen Wagen zu finden suchen," sagte Ellen, „der Weg ist weit."

Sie hielten an dem nächsten Bauernhause und Ellen miethete einen Wagen. „Mein Vater ist erkrankt," sagte sie.

Herbeck sprach, während der Wagen hergerichtet wurde, kein Wort. Erst als sie unterwegs waren, fragte er Ellen, die ihn zärtlich umschlungen hielt: „Fandest Du meinen Brief?"

„Ja, lieber Vater, und ich brachte ihn meiner Mutter. Sie schickte mich zu Dir."

Der Kutscher hatte eine Laterne mitgenommen und ihr Licht warf einen zitternden Schein auf die im Winde sich beugenden Föhren. Der Sturm fuhr sausend einher und sein Brausen mischte sich mit dem Brüllen des Meeres. Die Beiden, die in der Stadt aufgewachsen waren, hatten nie eine solche Fahrt gemacht, und doch wünschten sie, trotz des elenden Fuhrwerkes, in dem sie sich befanden, und ungeachtet des Wüthens der Elemente um sie her, daß sie kein Ende genommen hätte. Ging doch von Ellens Herzen genug Liebe aus, um sie und den Vater in Glanz und Wärme zu hüllen.

In der Villa fanden sie Frau Dora und Arwdeil vor. Frau Dora umarmte ihren Mann und dann ihre Tochter. Dann zog Arwdeil Ellen mit sich fort in ein

anderes Zimmer. „Ellen," sagte er, „sei ruhig, mein Kind, es wird noch alles gut werden. Ich danke Dir, daß Du nach mir schicktest. O Gott, daß Deine Eltern das erleben mußten! Aber sei ruhig, es wird nichts geschehen. Wir werden dem Schufte schon das Maul stopfen."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Frau Husar hatte, noch ehe die Gerichtspersonen kamen, Hartwinkels Stuhl zu sich hinübergeschafft und Marholt und Hans durchsuchten ihn auf das sorgfältigste. Aber sie überzeugten sich nur, daß das Papier in dem Stuhle nicht enthalten war.

„Frau Husar," sagte Marholt, indem er sich mit dem Taschentuch über die schweißbedeckte Stirn fuhr, „was meinen Sie — wo kann er es versteckt haben?"

Frau Husars starrer Blick haftete fest auf Marholts zitternder Unterlippe. „Das weiß ich nicht," erwiderte sie mit offenbarem Hohn, „aber jedenfalls nicht dort, wo man es suchen kann." —

Marholt zog sich den Rock, den er während des Suchens abgelegt hatte, wieder an. „Sie mögen recht haben," sagte er. „Es liegt mir übrigens nicht so alle Welt viel daran, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß es mir unangenehm wäre, wenn das Papier in andere Hände fiele. Ich danke Ihnen, Frau Husar. Guten Morgen."

Damit ging er und Hans folgte ihm mit einem Gesicht, wie ein Hühnerhund, dessen Herr die Flinte, die er bereits ergriffen hatte, wieder an die Wand hing.

„Was nun?" fragte Hans, sobald sie wieder in Marholts Wohnung waren.

Marholt ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Ein Gedanke von unerhörter Keckheit war in ihm aufgestiegen. Wie, wenn er an den Generalkonsul schrieb, als ob er das Papier in Händen hatte? Konnte er nicht mit Sicherheit annehmen, daß der Generalkonsul sich im Gespräch noch mehr verrathen würde? Kam Georg dann zurück, so hatte er vielleicht schon genug erfahren, um den Generalkonsul auch seinerseits in den Händen zu haben.

„Was nun?" fragte Hans wiederum.

„Hans," erwiderte Marholt, „was läßt sich vor der Hand thun, als daß wir die Nacht abwarten und dann Tapete und Parkett noch einmal untersuchen?"

„Aber da wird Ludwig oder Eduard bei der Leiche wachen."

„Nun dann warten wir, bis die Reihe an Sie kommt oder bis der Alte begraben ist. Gehen Sie, sobald es möglich ist, wieder hinüber, und suchen Sie, so gut es geht. Ich muß ins Kontor."

Damit ging Marholt und Hans blickte ihm finster nach. „Du hast mich betrogen," dachte er, „und das soll Dir nicht ungestraft hingehen. Warte nur! Ich kenne Leute, die es interessiren wird, zu erfahren, wie Du die vorige Nacht verbracht hast!"

Marholts Natur war die eines Spielers, kein Wunder daher, daß ihn der einmal gefaßte Gedanke nicht losließ. So wenig er sich auch ein Bild von

der That machen konnte, die Herbeck von Hartwinkel abhängig machte, so glaubte er doch genug zu wissen, um dem ersteren gegenüber die Rolle des Mitwissenden durchführen zu können. Aber auch jetzt machte er seinen Entschluß von dem Ausfalle eines jener Zufälle abhängig, die seine Handlungen wesentlich bestimmten. War der erste Wagen, der an seinem Fenster vorüberfuhr, zweispännig, so konnte er das Wagestück unternehmen.

In athemloser Spannung hörte er einen Lastwagen näher kommen. Jetzt wurde ein Pferdekopf sichtbar, jetzt der zweite. Marholt schrieb den Brief und schickte ihn durch einen der jungen Leute hinauf.

Die wenigen Minuten, die derselbe fortblieb, erschienen Marholt wie eine Ewigkeit. „Der Herr Generalkonsul war oben beim alten Hartwinkel," meldete der junge Mann, „die Herren vom Gericht sind da. Ich habe den Brief auf den Schreibtisch gelegt. Aber wie sehen Sie aus, Herr Marholt, ist Ihnen nicht wohl?"

„O nein, ich danke Ihnen, es hat nichts auf sich."

Marholt setzte sich. Jetzt, wo der Brief abgeschickt war, lösten sich ihm die Kniee vor Angst. Wie, wenn der Generalkonsul ihn einfach fragte, was das alles heißen sollte? Aber das war ja nicht möglich, der Hartwinkelsche Brief mußte ja einen Hintergrund haben.

Marholt erklärte, er sei unwohl und begab sich in seine Wohnung. Dort öffnete er die Thüre ein wenig und lauschte. Er hörte, wie die Herren aus Hartwinkels Zimmer traten und die Treppen hinabstiegen. Er eilte ans Fenster und sah die Fremden

fortgehen. Jetzt mußte der Generalkonsul den Brief finden, ihn lesen.

Marholt erwartete in jedem Augenblick gerufen zu werden. Er war in Schweiß gebadet. Aber nichts regte sich im Hause. Kein Wunder übrigens. Der Generalkonsul überlegte vermuthlich, was er thun sollte.

Marholt stellte sich ans Fenster und wartete. Die Zeit verging ihm wie eine Ewigkeit, und Bilder und Gedanken lösten sich in ihm ab wie im Hirn eines Fieberkranken. Bald stand der Generalkonsul in der ganzen kalten Würde, die ihm eigen war, vor ihm und jagte ihn als einen Wahnsinnigen einfach fort, bald sah er ihn als einen gebrochenen Mann, der sich vor Marholt beugte, wie ein Rohr vor dem Winde. Jetzt schritt er, Marholt, als Sohn des Hauses herrisch durch Frau Doras elegante Räume oder bewirthete amüsante Gesellen im Speisezimmer mit den seltensten alten Weinen, während er sich gleich darauf als flüchtiger Habenichts auf dem Deck eines englischen Dampfers sah.

Marholt fuhr zusammen, als er gewahr wurde, daß das Reitpferd des Generalkonsuls vorgeführt wurde und dieser selbst gleich darauf aus der Thüre trat und es bestieg. Er war ein Thor gewesen, der Generalkonsul hatte den Brief aus irgend einem Grunde noch garnicht gelesen. Wie hätte er sonst Ellen so freundlich zunicken und dann so ruhig, im Schritt, spazieren reiten können? Und wie vornehm Reiter und Roß aussahen. Wie die Leute auf der Straße den Ersteren grüßten. „Wartet nur," dachte Marholt, „Ihr werdet mich noch viel demüthiger grüßen. Aber daran liegt mir nichts, wenn ich sein Geld habe und alles, was dafür zu haben ist!"

Wieder verging Stunde auf Stunde. Marholt blieb am Fenster, um den Generalkonsul zurückkehren zu sehen, aber er wartete vergeblich. Dann sah er Ellen davon reiten. Was hatte es zu bedeuten, daß das junge Mädchen allein ausritt und noch dazu bei solchem Wetter! Das paßte schlecht zu ihrem sonstigen Wesen und Marholt nahm sich vor, ihr Aehnliches künftig nicht zu erlauben. Nein, sie sollte sein sanfter Engel sein. Aber nun, heute mochte sie vielleicht von dem Vater auf dem Höfchen erwartet werden.

Ellens Schleier war in der Ferne des anderen Ufers verschwunden, und Marholt erblickte nichts als die Brücke, die dem Ufer zu, wo Schiffe an ihr geladen und gelöscht wurden, von Lastwagen und Trägern wimmelte, während in der Mitte die sturmgepeitschten Wellen fast über sie fortrollten und ihren Gischt weit über sie hinschleuderten.

Bald darauf sah Marholt Cyprian vorfahren. Frau Dora und der Aelteste stiegen ein und der Wagen eilte ebenfalls im schnellsten Trabe der Brücke zu und über diese hin.

Marholt ahnte, was vorging und erschrak. Er erschrak nicht nur, weil seine Beute ihm zu entgehen schien, sondern auch, weil ihm nichts ferner gelegen hatte, als den Generalkonsul in den Tod zu treiben. In jedem Falle brach mit ihm sein Plan zusammen wie ein Kartenhaus.

Als Marholt so dastand mit zitternder Unterlippe und mit schlotternden Gliedern, wurde Hans, der zu ihm getreten war und ihn beobachtete, wieder von der alten Verachtung ergriffen, die er früher gegen den Sohn des Gärtners im deutschen Rock gehegt

hatte. Er spie vor ihm aus, wandte sich um und ging davon. Er war jetzt fest davon überzeugt, daß das Papier, welches er gesucht hatte, nur Marholt schaden konnte, und daß dieser ihn von Grund aus hintergangen hatte. „Nein," dachte er, „ich hätte dem Herrn, der sich um meines Herrn Tod so garnicht grämte, und mich ins Gesicht schlug, gern eins versetzt, aber daß ich diesem Kerl glauben konnte — Pfui!"

Marholt war wie betäubt. Eine unerträgliche Angst ergriff ihn. Er nahm seinen Hut und eilte, sich einen Paß ins Ausland zu besorgen. Erst als ihm dieser für den folgenden Morgen, an dem, wie er wußte, ein Dampfer nach Hull abging, versprochen worden war, kehrte sein Muth einigermaßen zurück. Aber seine Phantasie ließ ihn nicht los. Wie wenn der Generalkonsul sich eben im Höfchen erschossen hatte und die Seinigen deshalb dorthin geeilt waren! Und er hatte ihn in den Tod getrieben! Und noch dazu, ohne sich selbst dadurch zu nützen! Wenn man nun seinen Brief bei der Leiche fand, ihn zur Rechenschaft zog!

Marholt eilte auf die Brücke und irrte dort umher, bis er den Wagen Herbecks an sich vorüber fahren sah. So sehr er sich auch anstrengte, so hatte er, da derselbe geschlossen war, nicht sehen können, ob sich der Generalkonsul in ihm befand. Wie ein Verbrecher schlich er sich endlich ins Haus. „Ist der gnädige Herr zurück?" fragte er Cyprian, der im Hofe mit dem Ziegenbock spielte, der sonst bei den Pferden im Stalle hauste.

„Ja," erwiderte Cyprian.

Es war, als ob dies eine Wörtchen alles ausgelöscht hätte, was während der letzten Stunden in

Marholt vorgegangen war. Er richtete sich auf, stieg mit festen Schritten die Treppe hinauf und klopfte an Hans' Thüre. „Gehen Sie hinunter," sagte er, „und sagen Sie dem Generalkonsul, daß, falls er mich zu sprechen wünscht, ich zu seiner Verfügung stehe."

Hans blickte ihn von oben bis unten an. „Gehen Sie selbst!" schrie er und schlug Marholt die Thüre vor der Nase zu.

Marholt biß die Zähne aufeinander, aber er begab sich in die Herbecksche Küche und wiederholte dort einem der Diener seinen Auftrag.

Eine unsinnige Wuth hatte sich seiner bemächtigt. Der Generalkonsul sollte ihm für die eben verlebten Stunden büßen.

Der Diener kam nach einiger Zeit zurück. „Der gnädige Herr lassen sagen, daß sie Herrn Marholt morgen würden rufen lassen," meldete er.

„Also morgen! Nun, habe ich ihn erst so weit, so soll er an mich denken," dachte Marholt.

* * *

Die Familie war, als Marholts Meldung eintraf, im Zimmer Herbecks versammelt und der Bescheid wurde von Arwdeil ertheilt. Herbeck hatte schon unterwegs verlangt, daß Anraths Rückkehr abgewartet werden sollte. „Ich werde Anrath alles sagen und er wird ein Mittel finden, mich aus den Händen dieses Menschen zu befreien. Ich kann auf mich nicht rechnen, es ist, als ob die Sehnen meiner Energie durchschnitten wären, aber ich weiß, daß er helfen kann und helfen wird. Der Bube aber wird ja selbst einsehen, daß, seit Du mir verziehen hast, seine Waffe ihre größte Schärfe verloren hat. Aber wie dem auch

sei, ich werde in dieser Nacht nach langen, langen Jahren zum erstenmal wieder ruhig schlafen."

Herbeck wurde von Arwdeil und Hans zu Bett gebracht. Als das geschehen war, folgte Hans dem Aeltesten ins Nebenzimmer. „Herr," sagte er hier, „ich habe sehr schlecht gehandelt, aber ich bin von einem noch Schlechteren verführt worden." Und er erzählte dem hoch Aufhorchenden, wie alles gekommen war.

„Hans," rief Arwdeil, „weißt Du ganz bestimmt, daß er das Papier nicht gefunden hat? Wenn das wahr ist, so sollst Du von mir so viel haben, wie er Dir je versprochen hat. Und nun gehe hinauf und sorge dafür, daß er das Zimmer nicht wieder betritt."

Arwdeil kehrte zu den Frauen zurück und erzählte ihnen das eben Vernommene. Es klang ja unglaublich, aber die Möglichkeit, daß es sich so verhielt, war nicht ausgeschlossen. Konnte der Brief Hartwinkels an Herbeck, den Marholt unterschlug, ihm nicht die Details geboten haben, die er in seinem Briefe erwähnte?

In dieser Nacht schlief nur Herbeck, die übrigen hielt die Aufregung wach. Stand ihnen allen doch noch ein qualvoller Tag bevor, denn Georg konnte voraussichtlich vor dem Nachmittag nicht eintreffen.

Und doch trat er schon um die zehnte Stunde des folgenden Tages in das Zimmer Herbecks. Als er Frau Dora gewahr wurde, fuhr er zurück, aber sie trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand. „Herr Anrath," sagte sie, „ich habe Ihnen sehr unrecht gethan, verzeihen Sie mir."

„Gnädige Frau," erwiderte er, „ich habe nicht mehr gethan, als meine Pflicht war und ich war sehr

glücklich, daß Ihr Herr Gemahl mir gestattete, ihm noch einen letzten Dienst zu erweisen."

„Herr Anrath," sagte Frau Dora, „nochmals verzeihen Sie mir. Wie Sie sehen werden, rechnen wir noch auf andere Dienste von Ihnen. Aber sagen Sie mir, wie Sie es möglich machten, jetzt schon hier zu sein? Sie können Ellens Telegramm doch erst gestern Abend erhalten haben?"

Georg erröthete über und über. „Ich habe es garnicht erhalten, gnädige Frau," erwiderte er. „Ich habe Petersburg schon gestern Vormittag verlassen. Gnädige Frau," fuhr er dann fort, „es war ein anderes Telegramm, das mich zurückrief, es war die seltsame Kunde, das ich Hartwinkels Erbe geworden bin. Der Advokat theilte sie mir telegraphisch mit."

„Sie, Hartwinkels Erbe?"

„Ja, gnädige Frau. Aber es ist ein seltsames Erbe und ich kann es nur antreten, um es dem Erben zurückzugeben, dem es, wie ich aus einem Briefe Hartwinkels ersehen habe, einst widerrechtlich entzogen wurde. Dieser Erbe sind Sie, gnädige Frau. Ich kann und werde Ihnen nie sagen, wie das zusammenhängt, aber es ist so, wie ich sage."

„Meine Frau kennt seit gestern den Zusammenhang," sagte der Generalkonsul.

„Ganz?" fragte Georg.

„Ja, ganz."

„Nun wol, Herr Generalkonsul, dann mögen Sie erfahren, daß ich weiß, wo jenes Papier sich befindet und daß ich es ungelesen dem Feuer überliefern werde."

„Es ist zu spät," erwiderte Herbeck dumpf, „es ist im Besitze Marholts."

„Nimmermehr," rief Georg, „nimmermehr." Er eilte fort und kam gleich darauf mit dem Bande wieder. Sie verschlossen die Thüre und öffneten mit einem Messer den Einband. Georg ergriff den Bogen und zerriß ihn in kleine Stücke, während Frau Dora ihm erzählte, was Hans berichtet hatte und ihm dann Marholts Brief zeigte.

Es wurde leise an die Thüre geklopft. Als Georg öffnete, stand Ellen vor ihm. Frau Dora ergriff ihre Hand und führte sie Georg zu. Dann sank sie in einen Stuhl und schluchzte laut.

Georg umarmte Ellen, dann knieten Beide vor Herbeck nieder. Er aber hielt sie mit beiden Händen von sich. „Nicht doch, nicht doch," rief er, „o Gott, nicht doch."

Er sank zusammen und es währte lange, bis seiner Kinder milder Zuspruch ihn wieder aufrichtete. „Ach meine Schuld war groß," sagte er, „aber wenn einer die ungezügelte Begierde nach dem rothen Golde und der Herrschaft, die es verleiht, schwer büßte, so bin ich es."

Frau Dora schwieg, aber vor ihrer Seele stand der Augenblick, wo ihr sterbender Percy sich kaltsinnig von ihr gewendet hatte. Auch sie hatte die Freude am rothen Golde und an den Genüssen, die es bietet, gebüßt.

„Und nun," sprach Georg, „lassen Sie uns Beide zu meinem Mütterchen eilen. O daß ich ihr die Freude machen kann!" —

„Georg, daß Dein Vater das nicht erleben konnte!" rief Frau Anrath, als der Sohn und Ellen so un-

erwartet vor sie traten. Sie fragte dann, wie denn alles so gekommen sei und Georg verwies auf künftige Mittheilungen. Ellen aber sprach: „Meine Mutter hieß ihn als ihren Sohn willkommen, sobald sie Gelegenheit hatte, zu sehen, daß er so groß und edel ist, wie mein Vater und ich ihn schon lange wußten."

Georg nahm die Mutter bei Seite und bat sie, jetzt noch nicht mit ihnen zu kommen. „Herbeck hat sehr trübe Stunden durchleben müssen," sagte er, „und er ist sehr angegriffen. Aber heute Abend sehen wir uns wieder."

So schieden sie.

Als Georg und Ellen die Treppe des väterlichen Hauses betreten hatten, sprach Ersterer: „Wollen wir, ehe wir zu Deinen Eltern zurückkehren, noch zu Hartwinkel?"

Ellen nickte ihm zu und sie stiegen die Treppe hinan. Als sie die zweite erreicht hatten, stürzte Marholt an ihnen vorüber. Sein Gesicht war kreidebleich, aus seinen Augen flog ein schrecklicher Blick zu ihnen hinüber.

Ellen fuhr erschrocken zurück. Georg blieb stehen und sah dem davon Eilenden nach. „Der Elende!" murmelte er.

Im Zimmer Hartwinkels sanken Beide vor der Leiche auf die Kniee und schickten ein Gebet für die Seele des Mannes zu Gott, dem sie die letzte Wendung ihres Geschickes verdankten. „Wie schrecklich," sagte Georg, als sie sich erhoben hatten, „wie schrecklich ist doch der Tod dieses Mannes gewesen! Kein Freundeszuspruch richtete ihm in der letzten Stunde die

Seele auf, keine Freundeshand drückte ihm das erstarrte Auge zu. Kaum war er erkaltet, so durchwühlten Habgierige das Zimmer, weil sie in ihm einen Schlüssel zum leidigen Golde vermutheten. O Ellen, daß Gott uns den rechten Sinn gäbe, das Gold ohne Eigennutz zum Besten unserer Mitmenschen zu verwenden!"

Schluß.

So mancher Sommer und Winter war seit jenem Tage über dem alten Hansaburg hingegangen, als wieder einmal ein köstlicher Frühlingsabend dem geschäftigen Treiben in seinen Straßen ein Ende machte. Im Garten des ehemals Herbeckschen, jetzt Anrathschen Höfchen dufteten die Blumen, die Vöglein sangen und die Strahlen der untergehenden Sonne tauchten Park und Garten in rothes Licht. Ellen und Frau Anrath hatten die Handarbeit aus den fleißigen Händen sinken lassen und blickten sinnend hinaus in den Garten. Plötzlich richteten sich Beide auf. „Das ist Georg," sagte Ellen. Gleich darauf betrat Georg die Veranda.

„Was hast Du," rief Ellen, „Du siehst so ernst aus?"

„Ich habe eine böse Nachricht empfangen, und es thut mir weh, sie weiter geben zu müssen. Marholt ist gestorben."

Wo? Wann?"

„In einem Hospital in London und im tiefsten Elend. Komm, laß uns das Unvermeidliche thun."

Sie gingen durch den Garten und suchten die Wohnung des alten Gärtners auf.

„Ach, Herr Rathsherr," rief der Alte, als er die Fassung einigermaßen wiedergewonnen hatte, „ihn hat die Gier nach dem rothen Golde verdorben, d. h. die Begierde nach den elenden Freuden dieser Welt, die am rothen Golde hängen. Darum ließ ihn Gott im Elend, in der Fremde sterben. Ihm sei Dank, daß wenigstens die Mutter das nicht erleben mußte.

Die Beiden blieben noch lange bei dem Alten und sprachen ihm freundlich zu. Dann kehrten sie in ernster Stimmung zur Mutter zurück.

„Die Nachricht wird auch den Eltern nahe gehen," sagte Frau Anrath, „schreibt sie ihnen lieber nicht, sondern erzählt ihnen erst davon, wenn ihr sie im Herbst besucht."

„Gewiß, mein Mütterchen! Wie mögen übrigens diese Frühlingstage in Vevey schön sein! Ach, es ist ja da überhaupt so herrlich, kein Wunder, daß die Eltern und Onkel Arwdeil sich kaum einmal zu einem kurzen Ausflug entschließen können. Aber ich hoffe bestimmt, daß sie im nächsten Jahr, wenn das Seemannsheim von Johann Christian Herbeck eröffnet wird, zu uns kommen und wenigstens der Einweihung beiwohnen werden. Daß es sich nur um einen kurzen Besuch handeln wird, wissen wir ja freilich nur zu gut."

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.